

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl — kr.

Für einen Monat. . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . — fl. 3 kr.

Fremde und unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,

Fürstenfeldergasse Nr. 8 in München.



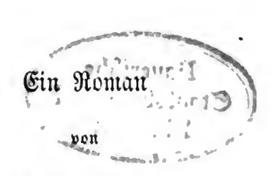


Verirrte Seelen.

Dritter Theil.

Verirrte Seelen.

Ein Roman



von

Ernst Willkomm.

Dritter Theil.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1860.


Bayerische
Staatsbibliothek
München



Inhalt.

Fünftes Buch.

Sechstes Buch.

Seite

Fünftes Buch.

Erstes Kapitel.

Auf einem romantischen Ausfluge.

Sabine Warnkauf, die Schwester des Domdechanten, war sehr beschäftigt. Einige geistliche Herren der Nachbarschaft hatten ihren Bruder schon früh besucht, um in seiner Begleitung einen Ausflug zu Fuß in die nicht fernen Klunsten, ein Kette seltsam geformter Sandsteinfelsen, zu machen, in denen es bedeutende Steinbrüche gab. Zufällig oder doch unerwartet traf kurz vor dem Aufbruche der großentheils noch ganz rüstigen Geistlichen auch der Stiftssyndikus Liebner auf der Dechanei ein, natürlich zu Wagen, und der Domdechant gerieth durch diesen neuen Ankömmling in einige Verlegenheit. Er kannte den Stiftssyndikus zur Genüge, um zu wissen, daß eine Fußpartie wie die beschlossene seinen Beifall nicht finden werde. Der alte Jurist war zu bequem, um

sich ohne dringende Noth körperlich anzustrengen. Auch trugen ihn seine schwachen Beine wirklich nicht lange, und ein Besuch der Klunsten erforderte unausgesetztes Klimmen, mithin die Aufwendung bedeutender Muskelkraft.

Aus dieser momentanen Verlegenheit riß den Domdechanten zur guten Stunde einer der jüngern Geistlichen ohne an ihn ergangene Aufforderung. Der Herr kannte, wie die meisten, den Juristen sehr genau, und war auch mit den Neigungen und Liebhabereien desselben wohl vertraut.

„Wie schön, daß Sie gerade heute kommen, Herr Stiftssyndikus!“ sprach er ungewöhnlich heiter, indem er dem hagern Männchen mit dem purpurfleckigen Gesicht die Hand brüderlich drückte. „Fräulein Sabine wird ganz beglückt sein, wenn sie hört, daß ein so erfahrener Kenner ausgezeichneter Küche den Erzeugnissen ihrer Kunstfertigkeit Gerechtigkeit widerfahren lassen will. Wir alle hoffen Tüchtiges zu leisten, wenn wir zurückkehren. Sie müssen uns begleiten, damit wir des Genusses Ihrer anregenden Unterhaltung nicht verlustig gehen. Ein wenig Bewegung kann Ihnen nur gesund sein, denn Sie sitzen zu viel, und da Sie obendrein noch kurzsichtig sind, und stets gebückt schreiben müssen, so wird das kräf-

tige Einathmen freier Bergluft beim Steigen Ihrer Brust außerordentlich wohlthun."

„Ich — wirklich, Herr Pfarrer — ich mit meinen Trommelstöcken, ich soll steigen?" versetzte Liebner, einen bedenklichen Blick auf seine vortrefflich gewichsten Stiefeln, einen zweiten auf den kühnen Sprecher werfend. „Sie werden das Vergnügen haben, mich bergauf und bergab tragen zu müssen."

„Wie gern sind wir dazu bereit!" fuhr der scherzhafte Pfarrer, eine sehr kräftige Gestalt fort, dem es allerdings nicht sehr schwer gefallen sein würde, dem kraftlosen Epikuräer durch dick und dünn fortzuhelfen. „Wo Sie nicht weiter können, dürfen Sie dreist unsere Hülfe in Anspruch nehmen. Ein wenig Anstrengung schärft den Appetit, und wie gesagt, die treffliche Schwester unsers trefflichen Wirths ist darauf eingerichtet, uns mit Lucullischen Leckerbissen für alle etwaigen Strapazen zu belohnen."

Liebner wollte nochmals Einwendungen gegen eine Zumuthung machen, die seiner Ansicht nach dem Fabelreich entstammt zu sein schien. Mit blinzelnden Augen suchte er den plötzlich verschwundenen Domdechanten, von dessen Ausspruch er Rettung hoffte, als ein verdeckter Henkelkorb, den ein kräftiger Landmann trug, ihn plötzlich andern Sinnes machte.



Ueber den Inhalt dieses Korbes konnte niemand lange in Zweifel bleiben. Die schnell vor die Augen gelegte Lorgnette sagte dem Stiftssyndikus, was sich darin verbarg, und zu welchem Behufe der derbe Landmann die Herren begleiten sollte. Der begehrliche Blick des Juristen, das eigenthümliche Zucken der Lippen des Feinschmeckers entgingen auch dem Pfarrer nicht, und veranlaßten diesen, seinen Stock wie einen Wegweiser auszustrecken.

„Das ist das Wahre!" sprach er. „Begeistert Sie dieser Anblick nicht, Herr Stiftssyndikus? Unter Gottes freiem Himmel, in würziger Bergluft mundet ein Glas von diesem Dombechant dreimal so gut als im Speisezimmer der Dechanei! Und was man genossen hat, kann uns kein Neider mehr rauben!"

In diesem Augenblick erschien Warnkauf wieder unter der Thür der Dechanei — die kurze Unterhaltung fand in dem ummauerten Hofplatze derselben statt — und zwar vollkommen reisefertig.

„Nun, werther Freund", rief der Dombechant dem Juristen zu, „sind Sie mit von der Partie, so habe ich hier einen praktischen Stock für Sie mitgebracht. Aufschieben dürfen wir den kleinen Ausflug nicht. Das Wetter ist gar zu schön, wir werden uns einer unvergleichlichen Aussicht zu erfreuen haben.

ziehen Sie es aber vor, sich inzwischen hier auszuruhen, so können Sie sich's auf meinem Studirzimmer bequem machen oder auch meine Schwester durch examinatorische Fragen, die in ihr Ressort einschlagen, in Verlegenheit setzen."

Nach diesen Worten blieb dem Stiftssyndikus keine Wahl mehr. Er trat dem Domdechanten entgegen, streifte im Vorübergehen an dem Landmanne, der mit seiner Bürde schon des Aufbruches wartete, den verheißungsvollen Korb und erklärte, daß er nicht gekommen sei, um ein längst vorbereitetes Vergnügen stören zu wollen.

„Zu unsern Geschäften", fügte er hinzu, „findet sich nach des Tages Last und Hitze wol auch noch ein Stündchen, in dem wir uns ruhig aussprechen können."

So brach denn die nur aus Herren bestehende Gesellschaft auf, voran der Landmann mit dem Frühstückskorbe. Diesem folgten die jüngern Herren, den Beschluß machte der Domdechant mit dem Stiftssyndikus, welchen der starke Pfarrer, der vorzugsweise Ursache war, daß der Jurist sich ihnen angeschlossen hatte, führte.

Der Tag war schön, aber heiß, namentlich brannte die Sonne in dem Kiefergehölz, das man durchschrei-

ten mußte, entsetzlich. Es währte daher nicht gar lange, so begann der weichliche, körperlichen Anstrengungen seit langen Jahren schon völlig entwöhnte Liebner zu stöhnen und über die Narrheit der Naturbewunderer pikante Glossen zu machen. Er würde noch mehr geschimpft haben, hätte ihn das Sprechen in der harzigen Schwüle des brütenden Kieferwaldes nicht zu sehr angegriffen. So begnügte er sich meistentheils mit Brummen, murmelte bisweilen einen Fluch zwischen den Zähnen, wenn der Schweiß die kleinen runden Purpurhügel seines Gesichts mit Perlen schmückte, und drohte wol auch seinem Geleitsmanne gelegentlich einmal mit dem Stocke. Die Rührung, die sich des Gequälten schon nach halbstündigem Marschiren bemächtigte, entsprang dem verbissensten Aerger und war durchaus nicht erkünstelt. Er vergoß manche heiße Zornesthräne, während er immer von neuem betheuerte, nichts vermöge ihn tiefer und zwar stets bis zu Thränen zu rühren als die Herrlichkeit der schönen, ewig jungen Gottesnatur!

„Ah sieh da!“ rief, plötzlich stehen bleibend, der robuste Pfarrer aus, der sich an dem Pusten und unbeholfenen Zappeln des Stiftssyndikus höchlichst ergötzte, „solch gewaltigen Ameisenberg wie diesen hab' ich doch noch nicht gesehen! Wie viele hunderttausend

Kiefernadeln müssen diese fleißigen Thiere zusammentragen, ehe sie einen Bau von solchem Umfange zu Stande bringen! . . . Und noch immer sind sie dabei thätig! Da — sehen Sie, geehrter Herr Stiftssyndikus — da geht ihre Communicationsstraße quer über den Waldsteig gerade hinein ins Dickicht! Ihr Fuß hat sich mitten zwischen die Arbeitercolonne gedrängt! Aber die Unermüdeten lassen sich nicht stören. Zehn, zwölf, sechzehn an einem fingerlangen Reis ziehend, klettern über den Stein des Anstoßes hinweg, um neues Baumaterial zusammenzutragen."

Der Stiftssyndikus machte einen komischen Seitensprung, der ihn beinahe ins Moos geworfen hätte. Ameisen waren nicht die Thiere, die er liebte, und die große, schwarze Waldameise zumal erregte ihm Ekel im höchsten Grade.

„Widerwärtiges Gezücht!" rief er aus, sich mit langentfaltetem Taschentuche Schweißtropfen und Thränenperlen zugleich von dem gerötheten Weingesicht streifend. „Wie mögen Sie, Herr Pfarrer, Gefallen finden an einem Insekt, das unser Herrgott doch offenbar nur zum Aerger der sündhaften Menschheit nach der Verjagung derselben aus dem Garten Eden geschaffen haben kann!"

„Mein verehrter Freund", fiel der Dombechant

ein, „Ihr Widerwille reißt Sie zu einer Ungerechtigkeit gegen die Weisheit des Schöpfers selbst fort. Was gibt den Singvögeln, die alle Welt erfreuen, den herrlichen, reinen Ton als die Eier dieser unermüdlichen Thierchen? Ohne Ameiseneier, was würde aus Finken, Lerchen, Nachtigallen und Dompfaffen!"

„Herr Pfarrer! Herr Pfarrer!" rief Liebner aus, immer noch kreuz und quer springend, weil es allerwärts massenhafte Ameisen gab, die von allen Seiten auf zahlreichen unter dem Moos versteckten Wegen dem gewaltigen Bau aus Nadeln und dürren Zweigen zuströmten, „was um Himmels willen machen Sie denn?"

„Ich will mich erfrischen und meinen Geruchsnerven einen Hochgenuß bereiten", versetzte dieser, mit beiden Händen, so tief er konnte, in den lockern Bau fahrend und kräftig darin herumwühlend. Dann rieb er die Hände, über die noch manche verirrte Ameise wie erschrocken lief, heftig gegeneinander und hielt sie an sein Gesicht, den scharfen, salmiakartigen Duft, welchen sie verbreiteten, begierig einsaugend.

„Kostbares Parfüm das!" sprach er, mit großen Schritten dem entfernter stehenden Stiftssyndikus sich wieder nähernd. „Dieser Duft ist hundertmal mehr

werth als Eau de Cologne, Patschuli und wie die künstlichen Odeurs der verwöhnten Menschheit sonst noch heißen, die keinen Sinn für die Natur und das Unverfälschte, Ursprüngliche in ihr hat! Da, probiren Sie selbst einmal! Ist's nicht Naphtha aus geweihtem Erdboden? Duftet's nicht herrlich und erquickend wie Narden?"

Dabei hielt er seine breite, heiße Hand dem Stiftssyndikus so dicht an die Nase, daß er diese beinahe berührte und der arg Geängstigte wider Willen den scharf beizenden Waldameisenäther hustend und mit beiden Händen den Zudringlichen abwehrend, einathmen mußte.

Liebner mußte an sich halten, um nicht durch ein derbes Wort, das ihm unter Umständen wohl zu Gebote stand, seinem Aerger Luft zu machen. Der Domdechant wies durch einen ernsten Blick den bäuerischen Pfarrer in seine Grenzen zurück, wollte aber doch den Juristen nicht ohne weiteres in seinem Widerwillen bestärken, weshalb er sich zu einer Lobrede auf die Ameise herbeiließ, die so viel Wahres und Originelles enthielt, daß der nicht nachtragende Stiftssyndikus bald wieder versöhnt ward.

Inzwischen erreichte die Gesellschaft den Eingang der Klunsten. Der Pfarrer, um seine Derbheiten

wieder vergessen zu machen, hob und trug beinahe den Stiftssyndikus über jeden unebenen Stein, der kein festes Auftreten erlaubte, und obwol der längst ermüdete Freund Epikur's im stillen den Ausflug, den schönen Tag und alle Naturbewunderer vermaledeite, er mußte doch immer wieder von neuem zugeben, daß man ihm forthalf, bis der steile Felsgrat endlich erreicht war, und man es sich an einem leidlich schattigen Orte auf weichem Moose bequem machen konnte.

Hier warf sich Liebner wie ein völlig Gebrochener auf den Boden, schloß die Augen und hatte nur für Ruhe und Pflege seiner erschöpften Gliedmaßen Sinn. Die geistlichen Herren dagegen erklommen die schrägen Spitzen der Felsen, um die Aussicht auf Thäler, Berghöhen, angebautes Land und in die wilden Zerklüftungen zu genießen, welche den Klunsten einen so eigenthümlichen Charakter verleihen. Bisweilen rief einer dieser Naturfreunde dem regungslos Liegenden ein ermunterndes Wort zu und suchte ihn durch Anpreisen der Herrlichkeiten, welche nah und fern in den Gesichtskreis der Schauenden traten, zur Theilnahme an diesem Naturgenusse aufzumuntern. Liebner jedoch antwortete auf alles Rufen und Ermahnen keine Silbe. Er blieb liegen, bis sein erhitztes Blut sich etwas beruhigt hatte, sein Puls wie-

der regelmäßig schlug und das Einathmen der Luft ihm keine Beschwerde mehr verursachte. Die Lust, immer neue landschaftliche Reize, interessantere, weitere oder mannichfaltiger sich gestaltende Ausblicke aufzusuchen, hatte seine Begleiter zerstreut und endlich alle seinen Blicken entzogen.

„Recht so!“ sagte er schmunzelud, indem er sich gemächlich aufrichtete und mit der Lorgnette vor den schwimmenden Augen die Umgebung revidirte. Er war allein, ganz allein; denn auch der Landmann, welcher die Rolle eines Packesels spielte, hatte sich verloren. „Während die Narren sich müde sehen da, wo nichts zu sehen ist, als ein nichtsnutziger Ueberrest des Chaos, dessen gar zu trostloser Anblick uns mit der Schöpfung der Welt, mit Sitte, Cultur und einer vernünftigen Civilisation beglückt hat, will ich thun, was dem civilisirten Menschen von Rang und Stand zukommt.“

Damit stand er auf und bemächtigte sich des seitwärts in eine kühle Felsenspalte gestellten Henkelkorbes, löste mit geschickter Hand die Knoten des darübergespannten Tuchs und prüfte musternd den Inhalt.

Dieser war ganz nach seinem Sinn. Ein Flaschenkorb zeigte Weine, wie der Stiftssyndikus sie liebte.

Kalte Küche, appetitlich von der umsichtigen schwesterlichen Haushälterin des Dombechanten eingepackt, lockte verführerisch zum Zugreifen, und da Liebner das Bedürfniß empfand, seiner erschöpften Natur durch Speise und Trank beispringen zu müssen, um die Strapazen des Rückwegs glücklich überstehen zu können, so hielt er sich für vollkommen berechtigt, einstweilen einen leichten Angriff auf die vorhandenen und offenbar zu dem Behufe des Verzehrens mitgenommenen Gottesgaben zu machen.

Der erste Versuch ermunterte zu einem zweiten, und nach wenigen Minuten war der Stiftssyndikus so vertieft in seine entzückende Arbeit, daß er vor Rührung und Dankbarkeit aufrichtig zu weinen begann.

In dieser Beschäftigung trafen ihn die geistlichen Herren, und man kann sich das Mienenspiel denken, das sich bei diesem überraschenden Anblick zu entwickeln begann, da einzelne von der Gesellschaft nicht im entferntesten daran dachten, als Apostel der Mäßigkeit lehrend und wirkend aufzutreten.

Dem Dombechanten allein ergötzte der Anblick des mit wahrhaft rührendem Appetit Frühstückenden und sein heiteres Lachen, in das er verfiel, ließ wenigstens die Misstimmung in seinen Begleitern nicht recht aufkommen.

„Also darum, verehrter Freund", sprach Warnkauf, „darum blieben Sie hier zurück, um im Schatten kühler Denkungsart sich leiblich zu erquicken! Sie bleiben doch ewig ein Vocativus, Liebner! Aber nun rücken Sie ein wenig zu, damit wir uns hier allesammt noch einschieben können, und wenn Ihre durstige Kehle noch ein paar Tropfen in meinem Flaschenkeller übrig gelassen hat, so haben Sie die Gnade, uns diese zu brüderlicher Vertheilung zu gönnen."

Vergnüglich lächelnd schob der Stiftssyndikus seinem geistlichen Freunde Flaschenkorb und kalte Küche zu, schlürfte sein Glas aus und sagte lallend, den Wein auf der Zunge prüfend, indem er einen schlauen Blick rundum über die bedenklichen, lang und breit gewordenen Gesichter der übrigen gleiten ließ:

„Ich that das für euch alle!"

Der Domdechant hob drohend den Finger.

„Sie sind und bleiben ein böser Christ!" sprach er. „Aber man muß Geduld mit Ihnen haben. Ihre Liebe ist ja so weit, so groß, so alles umfassend, daß Ihnen schon um der Liebe willen vieles vergeben werden soll."

Diese heitere Auffassung des Scherzes, den sich der Stiftssyndikus erlaubt hatte, führte bald zu ungezwungener Unterhaltung, wobei die einzelnen Theilnehmer einander in keiner Weise schonten. Liebner

war jetzt verhältnißmäßig der Schweigsamste und hatte auch einen sehr triftigen Grund für sein Schweigen. Er behauptete nämlich, vieles Sprechen nach dem Essen störe die Verdauung, der Zweck alles leiblichen Genießens sei aber nach Gottes weiser Einrichtung, daß man den Körper durch Speise und Trank stärke, damit der Geist frei und froh darin verkehren könne.

„Ich bin, wie die klugen Jungfrauen, die ausgingen, den Bräutigam zu suchen“, setzte er hinzu. „Damit mir nicht zur Unzeit die Lampe ausgehen mag, nehme ich immer frisch das Oelkrüglein zur Hand und gebe dem Docht, an dem die leuchtende Flamme glüht, stets von neuem die nöthige Feuchtigkeit.“

Warnkauf sah nach der Uhr. Er fand, daß man sich länger, als es Absicht gewesen war, aufgehalten hatte, und forderte die Herren auf, sich zum Aufbruche bereit zu machen.

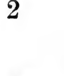
Der Landmann erhielt Befehl, die nur sehr geringen Ueberbleibsel der Eßwaaren in den Korb zu packen, man warf noch einen Blick in die rauschenden Waldkessel und auf die matt violetten Gebirgskämme im Südosten, und schickte sich dann an, den vielgekrümmten Pfad zwischen den zackigen Felsblöcken behutsam wieder hinabzuklimmen.

Der Stiftssyndikus machte den übrigen diese Wegstrecke zu einem wahren Leidensgange. Er war durchaus nicht zu bewegen, auch nur einen Fuß vor den andern zu setzen, ohne von zwei Personen weniger geführt als gehalten zu werden.

„Ihr hattet mich gezwungen, in diese chaotische Felsenwildniß heraufzuklettern“, sprach er, „mithin ist es jetzt euere Pflicht, mich ganzbeinig wieder herunterzubringen. Aus eigenem Antriebe begebe ich mich nicht in solche Gefahr. Aber ich rath' euch: seht euch vor, daß ihr mir kein Glied zerbrecht, verrenkt oder zermalmt, sonst mach' ich euch einen Criminalproceß, der als cause célèbre noch nach meinem, will's Gott, sanft erfolgenden Tode von allen Juristen wie ein neues Gesetzbuch studirt werden soll!“

Den geistlichen Herren blieb nichts übrig, als dem chicanösen Juristen beim Herabsteigen aus den Klunsten behülflich zu sein. Er erschwerte ihnen dies Geschäft soviel er konnte, indem er aller Augenblicke schwindelig zu sein vorgab, an allen Gliedern zitterte, und so kraftlos sich stellte, als müsse er bei jedem Schritte zusammensinken.

So hatte er die Genugthuung, die ihm helfenden geistlichen Herren am Fuße der Klunsten förmlich in





Schweiß gebadet zu sehen. Am ärgsten wußte er dem robusten Manne der Kirche mitzuspielen, der ihn durch seine Liebhaberei für Waldameisen so sehr ennuyirt hatte. Liebner zwang den Pfarrer, ihn halb zu tragen, und freute sich innerlich, als er denselben schließlich ganz kraftlos neben sich stehen sah.

Auf dem Rückwege nach Mariendorf blieb der Domdechant absichtlich hinter den übrigen eine kleine Strecke zurück, um mit Liebner, der sich ihm wieder zugesellte, ungestörter sprechen zu können. Warnkauf vermuthete längst schon, daß der gescheidte Jurist ihn in einer bestimmten Absicht, vielleicht in einem wichtigen Auftrage besuche.

„Es entgeht Ihnen doch mancher schöne Genuß, werther Freund“, hob er an, „dadurch, daß Sie selbst so ängstlich geworden sind. Hätten Sie sich mir angeschlossen, so würden Sie lange von dem Eindruck zehren können, den uns bei der heutigen durchsichtigen Luft die Aussicht von den Klunsten gewährte. In so festen Umrissen, so wunderbar schön beleuchtet, habe ich zum Beispiel nie zuvor den alten Hieronymusfelsen, die Spitzen des Schalksteins und andere interessante Punkte in der Nähe und Ferne gesehen. Schloß Kaltenstein lag so deutlich vor uns, daß ich die Fensterscheiben zählen konnte, ja ich glaube

beinahe, die Baronin blickte aus einem der Fenster in den Park hinab."

„Die Baronin ist ja ewig lange schon sehr leidend", versetzte der Stiftssyndikus. „Wissen Sie das nicht?"

„Ich stehe mit den Herrschaften von Kaltenstein in keinen engern Beziehungen."

„Mit Förster Frei kommen Sie aber doch bisweilen in Berührung?"

„Geschäftlich, in anderer Weise gar nicht", sagte der Domdechant. „Die Besitzungen des Barons und die Stiftswaldung grenzen, wie bekannt, mit den mariendorfer, zur Dechanei gehörenden Forsten, und da gibt es hin und wieder doch Gegenstände, die eine Besprechung nöthig machen. Die Geschichte vom vorigen Jahre, die mir soviel Unruhe verursachte und die nun ja, allen Heiligen sei Dank dafür, schon seit Monaten geschlichtet und hoffentlich auch begraben ist, hat mich dem Manne mehr entfremdet, als ich wünschte."

„Mein Cousin schätzt Sie sehr hoch!"

„Ich glaube das, allein — er sucht mich nicht, und meine Stellung hielt mich ab, den Förster zu suchen."

„Das habe ich meinem Cousin auch gesagt, als



neulich unter uns von Ihnen die Rede war. Andreas Frei ist jetzt ein ganz anderer geworden, als er vor Jahresfrist war. Die Hoffnung, eines Tages sein Kind wieder umarmen zu können, hat eine fast wunderbare Wandelung in seinem Geiste zu Wege gebracht."

„Es ist also doch wahr?" fiel der Domdechant, lebhafter werdend, ein. „Das Kind ist gefunden? Man hat die Baronin endlich zum Sprechen gebracht?"

„Drangen über die Ereignisse der letzten vier Monate aus so naher Nachbarschaft nur Gerüchte zu Ihnen?" forschte der Stiftssyndikus weiter, der offenbar dabei interessirt war, zu erfahren, inwieweit der geistliche Herr Kenntniß von dem Geschehenen hatte. „In diesem Falle würde Ihnen manches, was ich Ihnen mittheilen könnte, neu sein, aber freilich, man müßte sich unbeobachtet, unbelauscht wissen; denn das Geschwätz Unverständiger könnte neue Wirren und neue Misverständnisse veranlassen."

„Sie bleiben, hoff' ich, heute mein Gast", sprach der Domdechant, der jetzt nicht mehr zweifeln konnte, daß der Stiftssyndikus ihm wichtige Mittheilungen zu machen habe. „Meine Herren Amtsbrüder, die Sie so ausgezeichnet gut in Bewegung zu halten verstan-

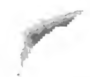
den, verlassen mich noch vor Abend. Dann sind Sie allein Hahn im Korbe. Sabine — das kennen Sie ja schon von früher her — stört uns nicht."

„Wenn Sie mich nur gelassen anhören werden", sagte der Stiftssyndikus blinzelnd und die sofort thränenden Augen mit seinem Taschentuche betupfend. „Ich habe nicht blos zu erzählen, ich will auch Ihre Hülfe in Anspruch nehmen."

„Helfen ist Christenpflicht", erwiderte Warnkauf. „Wie gern ich helfe, habe ich oft genug schon durch die That bewiesen."

Die Vorangegangenen hatten ihre Schritte gemäßigt und waren jetzt den Zurückgebliebenen so nahe, daß die Fortführung eines nur für zwei Personen bestimmten Gesprächs nicht mehr räthlich schien. Der Domdechant brach deshalb mit vielsagendem Augenwink ab und richtete an die Gesellschaft eine gleichgültige Frage, die jedoch geeignet war, das Gespräch zu verallgemeinern.

Das langsame Gehen in dem zwar heißen, aber doch schattigen Walde hatte die stark angegriffenen geistlichen Herren wieder etwas gekräftigt, und als man jetzt die Dechanei mit dem rauchenden Schornstein bereits einladend durch die letzten Bäume schimmern sah, kehrte allen die fröhliche Laune, in der sie



vor einigen Stunden ausgezogen waren, in erhöhtem Grade zurück.

Die freundliche Begrüßung Sabine's, die schon zum Mahle geschmückt, den Heimkehrenden unter der Thür entgegentrat, ward von allen für ein gutes Zeichen gehalten. Liebner schlug sich den Nadelstaub des Waldes von den Stiefeln, ohne den etwas verblaßten Glanz derselben durch dies mehrmals wiederholte Manöver wiederherstellen zu können, erwiderte dann den Gruß der ihm wohlwollenden Dame und raunte ihr leise ins Ohr:

„Ich bitte für nächste Nacht um Herberge! . . . Das war ein Gang, der will verwunden sein! Nun Gott sei Dank, eine Dombechanei ist keine Garküche, und auch kein unter Eis und Schnee begrabenes Hospiz. Man weiß, wo man sich niederlassen darf und was man zu erwarten hat, wenn Freundeshände uns willkommen heißen!"

Sabine lächelte sehr verständig und sehr glücklich, und der scharfsichtige Liebner, welcher seine Lorgnette von Schildkrot fest an die Augen drückte, sog süßen Honigseim für seinen sterblichen Menschen aus diesem zufriedenen Lächeln der Schwester des würdigen Dombechanten.

Zweites Kapitel.

Aufschlüsse und Anträge.

Nach dem Diner, das durch heitere Gespräche gewürzt ward, verabschiedeten sich die geistlichen Herren aus der Nachbarschaft sehr bald. Warnkauf ließ den Kaffee hinter der Dechanei in einer wohlgepflegten, von blühendem Geisblatt umrankten Laube des geräumigen Gartens serviren und sah sich bald mit seinem juristischen Freunde allein.

„Danken Sie Gott, daß Sie sich nicht haben verleiten lassen, den Verlockungen zu folgen, die Justinian anzuwenden pflegt, um sich ehrbegierige Anhänger zu verschaffen", hob Liebner an. „Es hapert mit den Ehren, die er verheißt, schon längere Zeit, und wenn die Mediciner darüber Klage führen, daß sie Herr Galen unverantwortlich an der Nase herumführe, indem er der Mehrzahl statt Reichthümern



nur Mühen und Lasten aufbürde, so können wir armen geplagten Juristen noch mit weit besserm Recht uns über das Ausbleiben der Ehren beschweren, die doch unser aller Erbtheil sein sollen. Ich habe eine Woche gehabt, an die ich denken werde! Besuche über Besuche, aber lauter unangenehme, vertrauliche Mittheilungen von der einen, halbverrückte von der andern Seite. Alle wollen recht und zugleich Hülfe haben, und wenn man nicht selbst zum Narren werden und halbwegs auch seine Pflicht thun will, so ist man genöthigt, gegen alle höflich zu bleiben, ja geradezu jedem nach dem Munde zu sprechen. Ich sage Ihnen, lieber, hochwürdiger Freund, hätten Sie mich in voriger Woche besucht, für einen Pagoden würden Sie mich angesehen haben, so mechanisch wackelte mein Kopf bald links, bald rechts, bald vorwärts."

„Bei alledem halte ich die Wirksamkeit eines gesuchten Juristen, der, wie Sie, einen bedeutenden Posten bekleidet, für äußerst lehrreich", versetzte der Domdechant. „Schon das Vertrauen, das Ihnen Fremde schenken und schenken müssen, wenn sie Ihren Rath, Ihre Hülfe beanspruchen, läßt Sie Blicke in die verschiedensten Verhältnisse thun, die jedem andern gänzlich verborgen bleiben, und gerade das Kennenlernen der verwickeltsten Zustände, der sonderbarsten

Schicksalsfügungen läßt den Juristen Schätze sammeln, die gar nicht zu tariren sind."

„Aber gerade diese Familienverhältnisse, diese Ehestandsmisèren, diese — wie Sie zu sagen belieben — Schicksalsfügungen machen einem Juristen von Gefühl Kopf und Herz so heiß, daß er bisweilen sich ans Ende der Welt flüchten möchte, um nur ja die ihm zuströmenden untarirbaren Schätze von psychologischen Räthseln und menschenentwürdigenden Enthüllungen nicht mehr anschwellen zu sehen. Baron von Kaltenstein hat mich drei Tage lang förmlich belagert, und noch muß ich jede Stunde eines neuen Angriffs von ihm gewärtig sein; denn der Teufel ist's, unter dessen Commando er steht."

„Macht dem Herrn das Unwohlsein seiner Gemahlin so großes Herzeleid?" fragte Warnkauf. „Ich hielt ihn immer für einen ziemlich starknervigen Mann, der sich so leicht von nichts anfechten lasse. Auch habe ich nicht geglaubt, daß etwa Herzensangelegenheiten und was dahin gehört, ihm die Stimmung verderben könnten."

Der Stiftssyndikus bewegte den Kopf, als wollte er sich selbst Beifall zunicken.

„Ja, ja, ja, so ist's!" fuhr er zerstreut fort, die Bemerkung des Dombechanten nicht weiter beachtend.

„Kommt der Mensch erst ins Stolpern, so bedarf's nicht viel, um ihn vollends ganz zu Falle zu bringen! . . . Und dann hat mich der Förster besessen und der junge Herr, der eigentlich auf Kaltenstein jetzt zu befehlen hat?"

„Der Sohn des Herrn Baron?"

„Nun ja, der junge Mann, der seine Studien vergangene Ostern absolvirte. Das ist einer von den Brauseköpfen, die alle Wände durchrennen wollen, ohne zuvor erst zu fragen, ob sie aus bloßem Lehm zusammengekleistert sind, wie die Hütten unserer Lohnweber, oder aus Granitstein. Und ich sage Ihnen, verehrter Freund, solchen ungestümen Menschen Vernunft beizubringen, damit sie in der Hitze nicht lauter dummes Zeug machen, das ist ein Stück Arbeit, das nicht wenig Schweiß kostet! Und zuletzt kann man immer noch mit dem Römer seufzen müssen: Oleum et operam perdidi!"

„Wenn ich Ihre Andeutungen recht verstehe", sprach Warnkauf, „so muß es zu Misverhältnissen zwischen Vater und Sohn gekommen sein, und nun beanspruchen beide Ihre Vermittelung."

Der Stiftssyndikus ergriff die goldene Dose seines geistlichen Freundes und nahm sich eine Prise.

„Wir gehen unruhigen Zeiten entgegen", erwiderte

er, „nicht in Bezug auf die politischen Verhältnisse — denn um diese lasse ich mir zu denen, die ich schon habe, kein neues graues Haar mehr wachsen — sondern in Bezug auf unsere allernächste Umgebung. Was der Förster, mein Cousin, mir anvertraut, was Adolar von Kaltenstein mir unter furienartigem Augenverdrehen erzählt, was endlich der Baron mir vorgeklagt und vorgeflucht hat: das zu schlichten ohne Ach und Weh mag einem Gott möglich sein, ein Jurist kann es nicht, und wenn er alle Gesetze der Welt auswendig wüßte und in deren Auslegung so gewandt wäre wie die Jesuiten im Wortverdrehen! Pardon, Hochwürden! Ich mein' es nicht schlimmer, als ich's sage, und Sie sind ein Mann, der Gott und Menschen wohl gefallen muß."

Warnkauf war weit entfernt, die Aeußerung des Stiftssyndikus, dessen Art und Weise er hinlänglich kannte, übel zu deuten. Er sagte auf die Auslassungen Liebner's nur:

„Daß solche Verwirrungen auf Kaltenstein ausbrechen würden, hätte ich doch nicht für möglich gehalten. Wohl wollte mir manches nicht gefallen, auch bin ich immer der Meinung gewesen, daß vor des Barons im Auslande vollzogener Vermählung mancherlei stürmische Auftritte zwischen ihm und sei-

ner Gattin vorgekommen sein mögen, ich glaubte aber, diese anfänglichen Trübungen ihrer Ehe, die mir die wahre Quelle der verleumderischen Gerüchte zu sein schienen, mit denen sich das Volk trug, hätte das Zusammenleben schon längst völlig beseitigt."

„Künstlich geheilte Wunden fressen gern unter sich", erwiderte der Stiftssyndikus, „bei den Herren von Kaltenstein gibt es aber solcher Wunden gar viele. Jetzt, wo sich das Alter bereits meldet, brechen sie auf, und nun möchte der zu Rathe gezogene Arzt Wunder thun. Was hielten Sie von meiner so schnell verstorbenen Cousine?"

Der Domdechant konnte die Mutter Hildegardens mit gutem Gewissen als eine Frau bezeichnen, welche nach ihrer Meinung nur Gutes gewollt habe. „Daß die brave Dame dennoch mit dem Förster nicht immer gut harmonirte, war nicht allein ihre Schuld", setzte er hinzu. „Wo der Fehler lag, wissen wir ja beide."

„So schien es und so glaubten wir", sagte der Stiftssyndikus, „jetzt sind die Dinge ganz ohne unser Zuthun, wie die Glasstückchen in einem Kaleidoskop, in andere Beleuchtung gerückt worden, und nun stellen sie sich auch mir ganz anders dar. Die Baronin von Kaltenstein ist, wie ich genau weiß, die erste

und eigentlich auch die alleinige Veranlassung zu der Entfremdung gewesen, die Cornelien so vieles Leid verursachte, Andreas von ihr entfernte und das unglückliche Kind beider vom Herzen des Vaters ablöste."

„Das haben Sie erfahren und jetzt?" sprach Warnkauf erstaunt. „Wie kommen Sie zu dieser späten oder eigentlich verspäteten Entdeckung, die, hätte man sie früher gemacht, mehr als einer Person viel Herzeleid erspart haben würde."

„Sie erinnern sich gewiß noch des Allerseelentages vom vorigen Jahre", fuhr Liebner fort, „Hildegarde, die damals anscheinend zufrieden und heiter gestimmt hier bei Ihnen weilte, erwartete, wie Sie wissen, die Baronin. Das Nichterscheinen dieser Frau ließ das leidenschaftliche Mädchen jenen unbesonnenen Schritt thun, welcher alle spätern Verwickelungen, die sich jetzt über Kaltenstein zu einer blitzschwangern Wetterwolke zusammenballen, herbeiführte. Die Flucht Hildegardens aus diesem Asyl des Friedens fiel zusammen mit dem Tode des Kreuz-Matthes, den mein armer Cousin durchaus erschossen haben sollte."

„Alle Welt weiß jetzt, daß der Förster unschuldig ist", meinte Warnkauf.

„Eine Meinung, zu der ich hoffentlich mein be-



scheiden Theil mit beigetragen habe. Das Zeugniß des Einäugigen, seine Aussagen, die Beweise, welche er mir in die Hände lieferte, endlich der Hinweis auf den wirklichen Thäter, machten mir möglich, den unglücklichen Mann, der sein einziges Kind zugleich mit seiner bürgerlichen Ehre verlieren zu sollen schien, zu retten und seine Ehre in integrum zu restituiren."

„Man wunderte sich, daß Sie den so scharf gekennzeichneten Thäter nicht verfolgen ließen."

„So? Wunderte man sich wirklich?"

„Es gab sogar einzelne, die sich schlechte Aeußerungen über dies Verfahren erlaubten!"

„Ach ja", fiel giftig lachend der Stiftssyndikus ein, „die gedankenlose Canaille, die sich immer selbst für die Blüte der Menschheit hält, meinte, ich hätte mich bestechen oder von Rücksichten abhalten lassen. Haben Sie, hochwürdiger Herr, kein besseres Zutrauen zu mir?"

„Eine entschuldigende Antwort auf diese Frage würde für Sie eine Beleidigung sein", sagte der Domdechant. „Für all Ihr Thun trau' ich Ihnen immer gewichtige Gründe zu."

„Die Geständnisse des einäugigen Jägers bezeichneten eine Person, aber keinen Namen. Eine

Person ohne Namen läßt sich aber schwer greifen, zumal auf einem Terrain, über welches die Grenze läuft. Jetzt weiß ich vielleicht den Namen des nächtlichen Schützen, der mit von meinem Vetter und dem Einäugigen gegossenen Kugeln schoß."

„Sie kennen den Namen und . . . und . . ."

„Ich kenne den Namen vielleicht, sage ich", fiel der Stiftssyndikus wieder ein, „aber ich nenne ihn nicht, auch nicht Ihnen, mein hochwürdiger Freund."

„Aber weshalb erschoß dieser Ungenannte den Kreuz-Matthes?"

„Das ist just das punctum saliens", sprach Liebner, „und gerade deshalb habe ich mich heute gewissermaßen in Lebensgefahr begeben. Es ist ganz genau ermittelt, daß der Kreuz-Matthes schießen wollte; er mußte es aber wol bleiben lassen, weil er zu früh selbst erschossen ward. Der andere dagegen, der Ungenannte, dessen Kugel dem schlechten Kerl das Lebenslicht ausblies, war sehr unschuldig an der Tödtung desselben."

„Wenn er ihn erschoß?"

„Gewiß! Er hatte nicht die Absicht, den entsprungenen Wilddieb zu tödten, er ging auf ein ganz



anderes, auf ein viel edleres Wild pirschen, und beide, den Kreuz-Matthes und den Ungenannten, hatte, daß ich es kurz mache, der Baron von Kaltenstein auf den Anstand geschickt!"

Die Hand des Dombechanten legte sich fest auf den Mund des Stiftssyndikus, da sich die Stimme Sabine's an der nach dem Garten führenden Thür vernehmen ließ.

„Um Gottes willen, was sprechen Sie!" rief er, den maliciös lächelnden Juristen mit entsetzten Blicken messend.

„Nicht mehr und nicht weniger, als was ich verantworten kann", versetzte Liebner gelassen, legte seine dünnen Beine übereinander und bediente sich abermals der Dose seines geistlichen Freundes. „Von dem Besuche auf Kaltenstein haben Sie doch gehört?" fuhr er fort. „Nun sehen Sie, in diesem Besuche lebt eine weissagende Stimme, ein Orakel, das wahrhaft in Erstaunen setzt. Der kränkliche, aber geistig noch immer ganz rege alte Herr erhebt Ansprüche auf die Herrschaft, die er selbst durch die Uebertragung derselben auf Adolar nicht aufzugeben gesonnen ist."

„Ich hörte davon", sagte Warnkauf. „Er soll mit der Frau Baronin ziemlich nahe verwandt sein."

„Er ist ihr leiblicher Bruder, ganz gewiß — ich habe die Papiere gesehen!"

„Man hat mir mitgetheilt, er sei Militär und decorirt."

„Ein Bändchen trägt er im Knopfloch und eine militärische Charge hat er wohl auch einmal bekleidet, beides aber verdankt er schwerlich seinen kriegerischen Verdiensten. Dennoch ist er in seiner Art ein ausgezeichneter Mann. Gegen mich wenigstens hat er sich nobel benommen, und deshalb bin ich entschlossen, auch für ihn etwas zu thun. Er erkennt dies an und hat mich mit einem Auftrage beehrt. Dieser Auftrag führt mich zu Ihnen."

„Zu mir?" sagte Warnkauf, fast erschrocken. „Ein stockfremder Mann, der mich nicht kennt, der nie von mir gehört haben kann, beauftragt einen dritten mit einer Mittheilung für mich?"

„So ist es, hochwürdiger Freund, und ich muß bekennen, daß mir dieser Auftrag für den Mann, der sonst manchen schlimmen Fehler haben mag, Achtung abnöthigt. Geldern — so heißt er — hat eine Tochter aus wilder Ehe, ein Kind, das voller seltsamer Talente steckt, nichts gelernt hat und doch entsetzlich viel weiß. Dieses Kind muß, soll es nicht ganz verwildern und dem Vater auf seine späten

Tage noch mehr Herzeleid bereiten, als es ihm bisjetzt Sorgen gemacht und durch seine barocken Einfälle mitunter ergötzt haben mag, nachträglich eine Erziehung erhalten. Verstehen Sie mich jetzt, Verehrtester?"

Warnkauf stand auf und lehnte sich auf den Sessel.

„Sie vergessen, was ich an Hildegarde, der angeblich vornehm erzogenen Hildegarde erlebte", sprach er. „Ich bin kein Educationsrath, meine Schwester ist keine Gouvernante, und die zahmen Tauben, deren Beaufsichtigung mir obliegt, würden schwerlich gewinnen, wenn sich urplötzlich eine wilde zu ihnen gesellte. Stehen Sie also ab von Ihrem Plane, lieber Freund, und ermitteln Sie für das Mädchen, wenn es auf Kaltenstein nicht gut aufgehoben sein oder nicht geduldet werden sollte, ein anders Unterkommen."

Dem Stiftssyndikus traten die Thränen in die Augen.

„Sie denken zu bescheiden von sich und zu niedrig von Zerline Geldern", sagte er gerührt. „Dem siechen Lieutenant außer Diensten, dem ein paar alte Wunden aufgebrochen sind oder sein sollen, habe ich versprochen, was ich Ihnen mittheilte, und Sie wissen, ein Versprechen, das meinerseits ernsthaft gemeint ist, pflege ich stets zu halten."

„Sie wollen mir doch wol nicht gegen meinen Willen eine fremde Person aufnöthigen, für die ich gar keine Verpflichtungen habe?“

„Warum nicht, Hochwürden, wenn man damit Gutes stiften, wenn man ein paar Seelen dadurch retten kann?“

Der Domdechant ward nachdenklich.

„Das Mädchen ist verwahrlost?“ sagte er nach kurzem Sinnen.

„Nicht von der Natur, nur vom Leben.“

„Weiß sie um den Plan ihres Vaters?“

„Sie freut sich wie eine Pensionärin auf den ersten Ball.“

„Und die Baronin?“

„Eine zärtliche Tante ist sie nicht.“

„Was aber soll denn aus dem Kinde werden!“

„Ein gebildetes, wohl erzogenes Mädchen“, sprach Liebner mit einem Ernst, der seines Eindrucks auf den Domdechanten nicht verfehlte. „Nach den Erfahrungen, die ich gemacht, nach der Einsicht, die ich in die Verhältnisse und die Vergangenheit der Familie Kaltenstein gewonnen habe, bin ich zu dem Entschlusse gekommen, als verschriener Jurist einmal so recht con amore den Menschenfreund, den Seelen-

retter, den Friedensapostel zu spielen! ... Das kommt Ihnen lächerlich, vielleicht gar närrisch vor, aber ich bleibe mir nichtsdestoweniger doch selbst treu. Was in Kaltenstein gefrevelt wurde, was durch des Barons und der Baronin Zuthun und Geschehenlassen dem Förster Frei Uebles zugefügt worden ist, was außerhalb der Försterei und des Schlosses an sündhaften Freveleien begangen, und später durch den blendenden Schimmer des Reichthums und schnöder Weltlust vor aller Augen verdeckt wurde: das alles ist mir jetzt kund und offenbar geworden. Ich müßte ein schlechter Mensch und ein dummer Jurist sein, wenn ich nach diesen Einblicken in moralisch furchtbar verwilderte Verhältnisse und entsetzensvolle Familientrübsale unthätig in meinem Lehnstuhle sitzen blieb. Es krähte kein Hahn danach, spräche ich: Geht, laßt mich in Ruhe! Ich mag weder von euern Schandthaten etwas wissen, noch euere Schmerzen, euere Gewissensbisse kennen lernen! Es würden's gewiß viele thun an meiner Stelle, ich aber steife mich auf das Aparte, und darum bin ich hier! Sie aber haben mehr noch wie ich die Verpflichtung, Ihr Netz auszuwerfen, wenn auch der bischöfliche Fischerring Ihren priesterlichen Finger noch nicht schmückt.

Lassen Sie uns gemeinschaftlich einen Zug thun! Wer weiß, ob es uns nicht gelingt, eine Anzahl Seelen zu retten, die schon lange nach Lebensluft schnappen. Ich meinestheils, der ich freilich ein sonderbarer Kauz bin, nebenbei aber auch eine Portion Eitelkeit und Ruhmsucht in mir beherberge, ich bilde mir ein, daß mein Vorhaben mir dereinst noch ein Monument einbringt. Was meinen Sie, theuerer Freund, müßten wir beide, in Stein gehauen, als Fischer dargestellt, uns nicht vortrefflich ausnehmen, und würden nicht alle Leute an unserm Grabe stehen bleiben und Thränen der Rührung vergießen über eine so seltene Freundschaft, die nur der gemeinsame Drang, dem Himmel Bewohner zuzuführen, zu schließen vermochte?"

Liebner konnte vor Rührung nicht weiter sprechen. Er hatte bei den letzten Worten die Hand des Domdechanten erfaßt, deren leiser Druck ihm sagte, daß der geistliche Herr seinem Vorschlage doch nicht mehr unbedingt abgeneigt sei.

Eben wollte Warnkauf dem gerührten Juristen antworten, da ward er durch das eilige Nahen seiner Schwester daran verhindert. Liebner trocknete sich schnell die Thränen, um einen Blick des Einverständnisses mit dem geistlichen Herrn zu wechseln.



Sabine war aufgeregt. Fast athemlos rief sie dem Bruder zu:

„Besuch! Besuch!"

„Nun wohl, ich komme", sprach der Domdechant gemessen.

„Du entsetzest dich, wenn du ins Haus kommst!"

„Vor einem oder einigen Menschen?"

„Ich habe solch Gesicht noch nie gesehen!"

„Wer ist's, der mich sprechen will?"

„Die alte ... die Tante ... die Schwester ..."

„Aber Sabine, so fasse dich doch!"

„Mamsell Frei!" sagte die Schwester des Domdechanten ganz erschöpft und ließ sich wie gebrochen auf den Stuhl gleiten, den ihr Bruder während der Unterredung mit dem Stiftssyndikus eingenommen hatte.

Liebner lächelte über die Bestürzung Sabine's.

„Ich kenne die tapfere Jungfrau, die manchen Mann aus dem Sattel zu heben versteht", sprach er. „Wenn Sie erlauben, gebe ich mir die Ehre, zugleich mit Ihnen die würdige Schwester meines Cousin zu begrüßen. Daß Kathrine Frei das Forsthaus verläßt, um einen stundenweiten Weg zu machen, hat etwas zu bedeuten."



Der Domdechant forderte seine Schwester auf, sich ihm und seinem Gaste anzuschließen, Sabine aber verweigerte es, indem sie, noch immer nach Athem schnappend, erwiderte:

„Nachher! Nachher! Mir zittern alle Glieder!“

Drittes Kapitel.

Kathrine auf der Dechanei.

Kathrine Frei hatte sich im Sprechzimmer der Thür gerade gegenüber breit auf einen Stuhl niedergelassen. Quer über ihren Knien lag der unvermeidliche große Schirm, den sie ebensowol gegen Sonnenschein wie gegen Regen zu tragen pflegte. Von starkem Gehen erhitzt, fächelte sie sich mit dem Taschentuche Luft zu, und musterte dabei nach ihrer Art mit mistrauischen und spöttischen Blicken das von Sabine äußerst sauber gehaltene Gemach. Da sie wirklich nichts Tadelnswerthes darin entdecken konnte, richtete sie ihre Aufmerksamkeit wieder auf sich selbst. Um im Gehen weniger belästigt zu sein, hatte sie ihre Kleider etwas aufgeschürzt. Die derben Schuhe ihrer ziemlich großen Füße waren bestäubt, und auch die Strümpfe zeigten noch über die Knöchel hinauf eine leichte graue Schattirung.

Der große Ordnungs- und Reinlichkeitssinn Kathrine's konnte es nicht ertragen, gefegte Wohnzimmer zu beschmuzen, und obwol sie kaum anders in der Dechanei erscheinen konnte, nachdem sie einen langen, staubigen Weg zu Fuß zurückgelegt hatte, mochte sie doch um keinen Preis der Welt schuld sein an der Verunreinigung der tadellos reinen groben Tücher, mit denen die weißgescheuerten Dielen des Sprechzimmers bedeckt waren.

Schnell sich erhebend legte Kathrine ihren Schirm auf den Fußboden, nahm dann ihr stark zerknittertes Taschentuch, säuberte mit diesem erst die Strümpfe, dann ebenso gründlich die Schuhe, und war eben damit zu Stande gekommen, als sie Schritte vor der Thür vernahm.

Den Regenschirm wieder aufnehmend und sich daraufstützend, richtete sie ihre großen scharfen Augen finster auf die Thür. So blieb sie unbeweglich stehen, bis der Domdechant mit dem Stiftssyndikus eingetreten war und sie höflich vornehm begrüßt hatte.

Der formgewandte Prälat mußte seiner Schwester beim Anblick der hagern, alten Jungfrau doch recht geben. Kathrine Frei machte in ihrem originell geschmacklosen Anzuge, mit dem entsetzlich blatternarbigen Gesicht, das jetzt vom Gehen in Staub und Sonnen-

glut braunroth aussah, den Eindruck eines abschrecken-den Zigeunerweibes, wie sie damals noch dann und wann auf Dörfern und in offenen Marktflecken erschienen, und ungestüm, ja gebieterisch sich den verschüchterten Bewohnern aufdrängten.

Kurz und hochfahrend erwiderte sie den Gruß des Dombechanten, ohne dessen Begleiter auch nur zu beachten. Dann hob sie die linke Hand, die fest den Hausschlüssel umklammerte, und sagte diesen dem Prälaten zeigend:

„Ich habe mich vorgesehen, Herr Dombechant, und kann mich ausruhen, bis ich mich wieder kräftig genug fühle für den Heimweg! Das Forsthaus ist fest verschlossen, meine Leute habe ich laufen lassen zum Hahnschlagen, das die jungen Burschen abhalten, und wenn mein Bruder früher nach Hause kommen sollte als ich, so mag er an sich selber erfahren, wie angenehm es ist, wenn man auf andere Leute warten muß. Wissen Sie, was ich will, Herr Dombechant?"

„Wie könnte ich das wissen, liebe Freundin . . ."

„Bin ich nicht, Herr Dombechant, auch ist das blos so eine Redensart, mit denen man Kindern, Eiteln und Narren Sand in die Augen streut! Bei mir ziehen solche Faxen nicht; denn ich halt' es mit der ungeschminkten Wahrheit. Damit Sie also gleich

erfahren, mit wem Sie es zu thun haben, so sage ich's frank und frei heraus: Ich bin katholisch geworden!"

„Katholisch?" rief der Stiftssyndikus. „Sie wollen wol sagen verrückt?"

Der Domdechant nahm schweigend eine Prise. Seine ernsten Züge ließen erkennen, daß ihn die Redeweise der rücksichtslosen Person indignirte.

Kathrine warf dem Stiftssyndikus einen Blick souveränster Verachtung zu und machte einen tiefen Knicks.

„Bitte, Herr Cousin", sprach sie, ihr Gesicht in noch häßlichere Falten zusammenfitzend, „wenn Sie auf dem Rückwege an der Apotheke vorüberkommen, bestellen Sie sich doch für einen Dreier Conduite! Das Kraut soll jetzt fast noch billiger zu haben sein als Wegrich."

Liebner hustete und mußte sich das Taschentuch vor den Mund halten, um die maliciöse Schwester des Försters nicht merken zu lassen, daß ihr giftiger Rathschlag seine Lachlust reizte.

„Also, meine Liebe, Sie sind katholisch geworden?" warf der Domdechant ein, den dies Geständniß Kathrine's über alles interessirte.

„Nun ja, mein Herr Domdechant", fuhr diese



fort, „und wenn Sie nicht etwa Wunder thun können, so werd' ich's wol auch noch eine Weile bleiben!"

Warnkauf machte große Augen und seine Mienen wurden noch ernster.

Der Stiftssyndikus begann jetzt vor Lachlust förmlich zu schluchzen, und als der Domdechant diesen deshalb verwundert ansah, sprach er:

„Wild, erbittert, rabiat ist meine interessante Cousine! Das nennen wir zur Unseligkeit prädestinirten Ketzer ja katholisch.. Bitte, lassen Sie der guten Person ja ihren Raptus, sie plaudert dann mehr aus, als sie sich vorgenommen hat!"

Der Prälat, seinen Irrthum jetzt ebenfalls einsehend, faßte sich, bat Kathrine, sie möge Platz nehmen, und fügte die Frage hinzu, was sie denn in eine so verzweifelte Stimmung versetzt habe.

„Ein Mann und ein Weib, Herr Domdechant", erwiderte Kathrine, „oder wenn Sie wollen, ein Landstreicher und eine Landstreicherin. Der Stiftssyndikus wird mich schon verstehen, denn er ist gewiß und wahrhaftig nur dieser Vagabunden wegen zu Ihnen gekommen!"

Liebner setzte sich ans Fenster und simulirte von Zeit zu Zeit ein schluchzendes Husten. Der Domdechant ließ sich ebenfalls in einen der bequemen Sessel

nieder, deren das geräumige Zimmer mehrere enthielt, und sagte:

„Sie müssen sich etwas bestimmter erklären, Mademoiselle, wenn ich Sie verstehen und die Absicht des Besuchs, mit dem Sie mich beehren, erkennen soll.“

Kathrine war offenbar damit beschäftigt, ihre Gedanken zu ordnen, um sie in leidlichem Zusammenhange vorzutragen; denn sie blickte bald nach oben, bald seitwärts, bald sah sie den Dombechanten mit halb lauerndem, halb herausforderndem Auge an. Endlich schien sie mit sich im Reinen zu sein. Sie stieß den Regenschirm auf die Diele und sagte:

„Nicht wahr, Herr Dombechant, meine Nichte Hildegarde ist ein undankbares, unkindliches, verworfenes Geschöpf, und wenn man ihr Bestes will, muß man ihr wünschen, daß schweres Unglück, bittere Schmerzen über sie kommen?“

„Hildegarde Frei hat mich tief betrübt“, erwiderte Warnkauf. „Ich hoffe, daß die Arme eines Tags zur Erkenntniß ihres Unrechts kommt, und daß sie dann in sich geht und sich bessert.“

„Wissen Sie, wo sich die verlaufene Dirne die ganze Zeit her, seit mein unglücklicher Bruder still um sie trauert, herumgetrieben hat?“



„Mein Amt entfremdet mich der Welt“, sagte der Domdechant.

Kathrine wendete ihre schneidend scharfen Blicke dem Stiftssyndikus zu.

„Zu welchem Zwecke wäre denn mein gelehrter Herr Cousin mit seinem französischen Appetit bei Ihnen, wenn er nicht von der verlaufenen Dirne mit Ihnen sprechen wollte?“

„Fahren Sie nur fort, Mademoiselle“, fiel nach diesen Worten der Stiftssyndikus ein. „Das Reden kommt an mich immer noch früh genug, wenn Sie sich erst gründlich ausgesprochen haben. Auch bin ich nicht eilig wie Sie, verehrte Cousine. Die Gastzimmer der Domdechanei stehen für erprobte Freunde immer bereit.“

„Ich will auch reden“, erwiderte Kathrine barsch, „und so reden, wie es mir ums Herz ist. Das Kind meines Bruders ward von Kindesbeinen an von mir nicht verhätschelt, denn ich will immer nur das Vernünftige. Darum wollte ich, Hildegarde sollte erzogen werden, wie's Brauch war in meiner seligen Aeltern baufälligem Pfarrhause, und wie ich und mein Bruder Andreas erzogen worden sind. Früh, wenn die Hähne krähen, heraus aus den Federn, mögen die Nachtigallen singen oder der Schnee pfeifen.

Rasch ins Zeug, mit einer tüchtigen Mehlsuppe den Magen erwärmt und dann an die Arbeit, daß sich die Muskeln dehnen, und die Gelenke strecken. Das gibt Menschen, die 'was aushalten, nicht piepsen, wenn ihnen ein scharfer Wind um Nase und Ohren weht, und sich das Gehirn nicht erweichen durch Einpfropfen zweckloser Dinge, von denen höchstens gelehrte Bücherwürmer und Scharteкenschreiber andern vernünftigen Leuten zum Verdruß Gebrauch machen können. Aber meine Worte waren in den Wind gesprochen! Der Bruder hatte wenig Zeit und war vernarrt in die Grübchen der rosigen Wangen seiner weichhändigen, zartfingerigen Frau. Das Püppchen mußte in Spitzenhemdchen gesteckt und wie ein Prinzeßchen gepäpelt werden. Marzipan war für die zierliche Puppe, die ihrer Mama prächtig nachschlug, noch nicht gut genug! . . . Na, und wir hatten es ja! Was nicht auf dem Forsthause wuchs, das gedieh auf Kaltenstein! Die vornehme Frau Baronin" — hier stand Kathrine auf und machte einen ihrer unnachahmbaren Knickse — „fuhr ihrer angebeteten Freundin alle erdenklichen Leckereien zweispännig in den Hof, und es wäre ja Sünde, himmelschreiender Undank gewesen, hätte meine feine Schwägerin so viele hochadeliche Liebesbeweise nicht voll Rührung annehmen



wollen! . . . . Was zuletzt aus diesem Narrenkram, aus dieser Höllenerziehung geworden ist, das, denk' ich, ist bekannt genug. Meine verweichlichte Schwägerin mußte ins Gras beißen, weil sie Zug und reinliche Zimmer nicht vertragen konnte; mein Bruder ward träumerisch, mismuthig und wenn ich ihn nicht manchmal aufrüttelte und ihm ins Gewissen redete, so wäre er — Gott steh' mir bei — längst schon Laternenträger bei den nächtlichen Feldmessern, die immer auf krummen Wegen wandeln! Meine Nichte endlich hat sich total verworfen, ist landläufig geworden, zettelt Liebesgeschichten an und näht jetzt seit einigen Wochen, wie es heißt, an einem groben Kittel, der gemeinhin den Namen Büßerhemd führt ... Das ist's, Herr Domdechaut, was ich Ihnen mittheilen wollte! Eigentlich hätte es Andreas thun sollen, der arme Mann aber ist zu niedergeschlagen, zu bestürzt, auch zu beschämt, um sich bewegen zu lassen, eine so demüthigende Nachricht in Person zu überbringen. Ginge es meinem Bruder nach, so hätten Sie kein Sterbenswörtchen von dieser Geschichte erfahren. Ich aber will, daß sie landkundig wird, denn ich bin für die Wahrheit, nicht für die Lüge! . . . Es soll's jedermann hören, daß die vornehme Frau Baronin von Kaltenstein" — Kathrine

schaltete wiederum einen Knicks ein — „schuld ist an dem Unglück, das meines Bruders Haus betroffen hat, und da ich nicht wissen noch ahnen konnte, daß der gelehrte Herr Cousin so auffallend mit mir übereinstimmte, hab' ich mir ein Herz gefaßt, meine Seele und das Forsthaus Gott empfohlen, und bin hierher gewandert, um Sie, Herr Domdechant, dem wir doch einigen Dank schuldig sind, anzuzeigen, daß meine Nichte sich noch am Leben befindet, aber freilich — Gott sei's geklagt, in einem Zustande, den ich meinem ärgsten Feinde nicht wünschen möchte!"

Der Prälat warf dem Stiftssyndikus einen fragenden Blick zu, da er zweifelhaft war, ob er die Rede der seltsamen Person für volle Wahrheit oder nur für einen Versuch halten sollte, der es auf seine wohlwollende Gesinnung absah. Die weinerliche Miene Liebner's sagte ihm jedoch, daß er den Worten Kathrine's Glauben schenken dürfe.

„Ich weiß in der That nicht, Mademoiselle Frei", versetzte Warnkauf, „in welcher Weise ich mich für diese Mittheilung, die für mich mancherlei Beruhigendes enthält, erkenntlich erweisen soll. Einstweilen danke ich Ihnen für Ihr Zutrauen und gebe Ihnen die Versicherung, daß ich heute noch ebenso innigen Antheil nehme an dem Geschick Ihrer Nichte wie da-

mals, als Ihr Herr Bruder mir sein schwer zu behandelndes Kind zuführte. Ist das bedauernswerthe Geschöpf im Forsthause wieder eingetroffen?"

Kathrine's zerrissenes Gesicht ward sehr finster. Sie schüttelte heftig den Kopf, biß die Lippen fester zusammen und machte eine Bewegung mit der Hand, welche den Hausschlüssel hielt, die sich Warnkauf leicht erklären konnte. Dann sagte sie hart und kalt:

„Ins Forsthaus kommt die verlaufene Dirne nicht eher, bis sie mir Abbitte gethan hat, es sei denn, die Gerichtsleute trügen mich früher als Leiche aus demselben! Just das ist der Punkt, der mich zwang, in dieser Hitze mich auf die Socken zu machen, mein hochwürdiger Herr Dombechant . . . Meinem Bruder Andreas, obwol er das Mädel unter die Fuchtel nehmen sollte, wässert schon der Mund nach Hildegarde's frischen Lippen, denn er ist ein Mann von der weichen Sorte, die für ein hartes Leben wenig taugt. Zum Glück aber bin ich noch da, die für ihn sorgen kann und will, und darum soll er zu seinem eigenen Besten seinen Willen nicht durchsetzen."

Stiftssyndikus Liebner trocknete sich die thränenden Augen ab und näherte sich Kathrine.

„Mademoiselle vergißt, daß in dieser wichtigen Angelegenheit außer dem wackern Förster auch noch

eine andere Person um ihre Meinung zu befragen ist", sagte er. „Wenn nun diese Person mit Mademoiselle nicht harmonirte, wie dann?"

Kathrine warf den Kopf in den Nacken und entgegnete hochfahrend:

„Ich weiche niemand!"

„Das ist auch noch gar nicht verlangt worden, Mademoiselle", sprach Liebner, der plötzlich aus einem zum Weinen aufgelegten Manne sich in einen geschäftseifrigen Juristen verwandelte. „Ich erlaubte mir auf gütliche Vereinigung hinzudeuten. An dieser wird man festzuhalten genöthigt sein, weil verschiedene Interessen zu berücksichtigen sind."

„Ich kenne nur die Interessen meines Bruders", sagte Kathrine, indem sie ihren Sitz wieder einnahm und den Regenschirm zwischen die Knie klemmte. „Diesem diene ich, und würden mir Kaiser und Papst deshalb aufsätzig."

„Wir dürfen uns beide glücklich preisen, Mademoiselle", erwiderte lächelnd der Stiftssyndikus, „daß wir die Aufmerksamkeit so hoher Würdenträger nicht zu besorgen haben. Mir indeß als Cousin des Försters und als sein Rechtsfreund liegt es ob, etwas umsichtiger zu verfahren, und da möchte es sich ergeben, daß die Interessen namentlich dreier Personen



gleichmäßig Anspruch haben gewahrt zu werden. Diese Personen sind der Förster Frei, dessen Tochter Hildegarde und der junge Baron von Kaltenstein."

Um Kathrine's schmale Lippen spielten Spott und Hohn.

„Der junge Baron!" sprach sie lachend. „Was kümmert mich der adeliche Musje?"

„Förster Frei steht in seinen Diensten, Mademoiselle, seit Adolar von Kaltenstein die Herrschaft angetreten hat. Diesen Punkt werden Sie nicht abstreiten wollen. Ferner hegt er einiges Wohlwollen für die Tochter meines Cousins, die er nicht gern ein zweites mal von der eigensinnigen Frau Baronin auf Abwegen ins Ausland geleiten lassen möchte, und endlich hat er die höchst löbliche Absicht, früheres Unrecht, so gut es sich thun läßt, wieder gut zu machen."

Kathrine erfaßte den Regenschirm mit ihrer knöchernen Hand und stand auf.

„Gut", sprach sie, „der junge Herr Baron mag thun und lassen was er will, ich werde und kann ihm das nicht verwehren, in meinem Revier lass' ich ihn aber nicht jagen! . . . Das Blut der Kaltenstein, nun ich denke man weiß, was man davon zu halten hat! . . . Kurz und gut, Herr Stiftssyndikus, meine verlaufene Nichte soll mit meinem Willen nicht in

die Hände dieser Familie fallen! . . . Ihre Ankunft ist uns angesagt; ich werde sie empfangen, und sehe ich, daß die Kaltensteiner den Ofen überheizen wollen, so gehe ich, Herr Stiftssyndikus, zur Abwechselung durch mit meiner Nichte, und wo sie mich und das Mädel nicht vor die Thür setzen, das weiß ich!"

Das Auge der aufgeregten alten Jungfrau ruhte auf dem Antlitze Warnkauf's, der die Absicht Kathrine's und die Veranlassung ihres Kommens jetzt vollkommen durchschaute. Er verbeugte sich unmerklich, indem er zugleich einen Seitenblick auf den Stiftssyndikus warf.

Dieser zuckte die Achseln und sagte:

„Warten wir Hildegarde's Ankunft ruhig ab, Mademoiselle! Wenn Ihr Bruder Ihnen alles mitgetheilt hat, was ihm zu eröffnen mir oblag, seit der junge Herr von Kaltenstein mich ersucht hat ihn durch meine juristischen Kenntnisse zu unterstützen, so wissen Sie auch, daß Hildegarde nicht allein in ihre Heimat zurückkehrt."

„Freilich", erwiderte Kathrine, in ihrer derben Weise lachend. „Von der Vornehmheit will sie nicht lassen oder die Vornehmheit läßt nicht von ihr. Nun's keine Baronin sein kann, muß ihr eine Gräfin die Schleppe tragen. Ich denke nur, diese neue vornehme



Bekanntschaft ist nicht von edlerer Rasse als die weiland Mademoiselle Clotilde Geldern! . . . Sie darf sich darauf verlassen, daß ich die Worte der Frau Gräfin gegenüber nicht auf die Goldwage legen werde."

Die Geduld des Stiftssyndikus ging zu Ende. Er sah sich an seiner Würde, an seiner Ehre durch die hartnäckige Kathrine, die Hildegarde um jeden Preis, wenn auch auf Umwegen, an sich reißen wollte, um endlich Gewalt über sie zu gewinnen, tief verletzt.

„Man wird Sorge tragen, Mademoiselle", sagte er in sehr entschiedenem Tone, „daß die Frau Gräfin von Serbillon, unter dessen Schutze die Tochter meines Cousins bisher lebte, und deren wohlthuendem Einflusse es gelungen ist, das Mädchen zum Nachdenken über sich selbst zu bringen, sich nicht erschrickt über — über die unerhörte Accuratesse in einem einfachen Forsthause! Gräfin von Serbillon wird mit ihrer jungen Begleiterin im Stift absteigen. Das ist ein neutraler Boden, Mademoiselle, den wir beide respectiren müssen. Weilt die Heimgekehrte erst im Stift, so können wir als einander gegenüberstehende feindliche Mächte in aller Gemächlichkeit zu tractiren beginnen. Mir macht das immer viel Vergnügen, denn man lernt dabei und braucht sich gar nicht zu ereifern."

Kathrine kehrte dem Stiftssyndikus erbittert den Rücken und ergriff hastig die Hand des Domdechanten.

„Ich bin schon wieder kathol'sch", sprach sie, „meinen Willen aber werde ich doch durchsetzen!"

Dann kehrte sie ihr blatternnarbiges, erhitztes Gesicht abermals dem Stiftssyndikus zu, stieß die Spitze ihres Regenschirms hart auf den Boden und fuhr fort:

„Hier, aus diesem Hause, das sie dem wilden, verzogenen und verlogenen Kinde selbst zum Aufenthalte empfohlen, ist sie ausgebrochen in thörichter Raserei, und hier soll sie wieder einkehren, damit sie dem hochwürdigen Herrn Domdechanten für die ihm zugefügte schwere Beleidigung Abbitte thut, fußfällig, in Thränen schwimmend und die Hände ringend! Und ich, die ich es wahrhaftig gut mit ihr meine, ich will dabeistehen! . . . So soll und muß es geschehen oder ich schreie lauter um Gerechtigkeit, als das jüdische Gesindel ihr «Kreuzige» rief beim Erblicken des geschlagenen, dornengekrönten Heilandes!"

Der Stiftssyndikus verrieb unter seiner stark gerötheten Nase eine Prise, die er aus der Dose des Domdechanten entnommen hatte.

„Eine respectable Consequenz, ich muß gestehen!" sagte er. „Fiat voluntas tua! Mademoiselle darf

sich aber nicht beklagen, wenn der Athem ihrer Lunge von weniger Ausdauer ist als das Recht, das nach dem Urtheil widerhaariger Laien mit dehnbarem, jeder Form sich fügendem Wachse verglichen wird. Also Mademoiselle Frei, zwischen uns besteht Krieg, bis wir gegenseitig in aller Form Rechtens sanftmüthig lächelnd die Friedenstractaten unterzeichnen."

Kathrine nickte wie ein Hahn, der mit geschwollenem Kamme eine widerspenstige Henne zur Raison gebracht hat. Sie stieß noch einigemal ihren Regenschirm auf den Boden und wiederholte:

„Hier, mein Herr Stiftssyndikus, hier soll sie Buße thun, die mich und den hochwürdigen Herrn Domdechanten so schwer beleidigt hat!"

Darauf verbeugte sie sich lächelnd gegen beide Herren, rückte ihren in den Nacken geglittenen Hut etwas mehr nach vorn und entfernte sich, ohne der Aufforderung Warnkauf's zu achten, der sie zu bleiben bat und ihr seinen Wagen zur Disposition stellte.

Kathrine hörte nicht. Sie verließ ungebrochenen Muths das Dechanat und schritt hochaufgeschürzt, wie ein hausirendes Zigeunerweib, im Abendsonnenlicht der Pforte zu, außerhalb welcher sie den Blicken der Zurückbleibenden alsbald verschwand.

Viertes Kapitel.

Ein Gespräch zwischen Geschwistern.

Mattes Abendroth flimmerte noch über dem Gebirgssaume, als die unermüdliche Kathrine den Hof des Forsthauses wieder betrat. Zwei junge Dachshunde saßen auf dem Fensterbret der Hausflur und begrüßten winselnd die Gebieterin. Diese erkannte an der Unruhe der Hunde, daß schon vor ihr jemand Einlaß begehrt haben mußte, und sie vermuthete aus verschiedenen Gründen, es möge dies ihr Bruder Andreas gewesen sein. Ihre Vermuthung ward zur Gewißheit, als sie den Schlüssel ins Schloß stoßen wollte. Sie gewahrte nämlich ein zusammengerolltes Stück Papier in der Oeffnung, das die mit Bleistift geschriebenen wenigen Worte enthielt:

„Um nicht wie ein Vagabund im Hofe herumlauern zu müssen, bin ich nach Kaltenstein gegangen.

Ich kehre zurück, wenn ich mich leiblich gut werde gepflegt haben. Andreas."

„Prasser!" sagte Kathrine, den Zettel zerreißend. „Mannsvolk bleibt doch ewig undankbar, mag man sorgen wie man will und sich aufopfern, soweit die Kräfte reichen. Ist der Tisch nicht zur festgesetzten Stunde gedeckt, murrt und knurrt es wie die Hunde."

Aergerlich stieß sie den Schlüssel ins Schloß und öffnete. Die Dachshunde umsprangen sie wedelnd und leckten ihr die Hände, bis sie die schmeichelnden Thiere mit barschen Worten verscheuchte.

Auf dem Küchenherde glimmten noch ein paar Kohlen unter der Asche. Kathrine entzündete Licht, fachte das Feuer an, und traf Anstalten zur Bereitung eines guten Abendbrotes. Bei dieser Beschäftigung wurden die häßlichen Züge ihres Gesichts freundlicher. Ein Lächeln setzte sich fest in denselben und verrieth, daß ein erheiternder Gedanke sie beherrsche.

„Ich muß doch Bedacht darauf nehmen, mir Andreas gut und geneigt zu erhalten", sprach sie. „Stimmt er mir bei, so muß zuletzt der rechtskluge Herr Stiftssyndikus wol nachgeben oder darf seine Pfeife doch weniger gellend blasen ... Narrenspossen! Was verstehen die Männer und nun vollends so ein

alter Junggeselle von Mädchenerziehung! Ich bin es der Nichte schuldig, daß ich mich nach so vielen Verirrungen ihrer annehme, aber Gott weiß es, die Liebe hat wenig damit zu schaffen!"

Kathrine's Züge verfinsterten sich wieder, und je länger der Gegenstand ihres Nachdenkens sie beschäftigte, desto eiserner ward die Härte, die sich auf ihrem Gesichte ausprägte.

Wol eine Stunde verging, ohne daß die stets thätige Schwester des Försters in ihrer Arbeit gestört ward. Später kam erst das Hausmädchen, sodann der Jägerbursche zurück. Kathrine belobte beide ihrer Pünktlichkeit wegen und trug ihnen selbst das inzwischen bereitete Abendessen auf. Persönlich genoß sie nur wenig, obwol sich jetzt die Folgen der heftigen Anstrengung mehr und mehr bemerkbar machten.

So oft sich draußen etwas rührte, horchte Kathrine auf, da sie immer glaubte, es müsse Andreas sein. Es kam jedoch die elfte Stunde heran, und noch immer kehrte der Bruder der still Harrenden vom Schlosse nicht zurück. Endlich vernahm sie die ihr wohlbekannten Schritte desselben. An dem festen Auftreten hörte sie, daß er sich nicht übernommen haben könne, und um ihm zu beweisen, wie aufmerksam sie sei, eilte sie rasch nach der Hausthür

und öffnete diese, noch ehe Andreas durch Anschlagen des Klopfers seine Ankunft meldete.

„Guten Abend, lieber Bruder“, sprach Kathrine sanft, „du wirst tüchtig ausgehungert sein. Ich habe dir eins von deinen Leibgerichten bereitet.“

Andreas erwiderte den Gruß der Schwester kühl, indem er einen scharfen mistrauischen Blick aus seinen grauen Augen auf sie schoß. Dann sagte er trocken:

„Gegessen habe ich schon längst. Das wußtest du auch, hättest dir also die Mühe, für mich etwas Besonderes zu kochen, ersparen können.“

„Bist böse?“ versetzte Kathrine, dem Bruder das grau werdende Haar aus der Stirn streichend. „Ich ging um dich aus.“

„Verlange nicht, daß du mir Rechenschaft ablegst“, entgegnete Andreas, indem er sich auf die Bank neben dem Küchentische niederließ. „Gib mir ein Glas frisches Wasser! Mich dürstet.“

Die Schwester reichte dem Bruder bereitwillig das Verlangte.

„Wie geht's auf Kaltenstein?“ fragte sie zögernd, während Andreas langsam das kalte Quellwasser schlürfte. „Ist der alte Baron wieder zurückgekommen?“

Der Förster stellte das halbgeleerte Glas auf den

Tisch und sah sinnend in das noch flackernde Herdfeuer. Die Schwester machte sich ihm durch das Auflegen ihrer Hand auf seine Schulter bemerkbar.

„Der Salat ist ausgezeichnet, gelb wie Gold und zart wie Flaum", sprach sie. „Wenn du ihn zu den Eiern probiren wolltest?"

„Leiste mir Gesellschaft!" sagte Andreas.

„Soll ich in deinem Zimmer aufdecken?"

„Ich bleibe lieber hier."

Kathrine breitete eiligst ein ganz reines Tuch auf den Küchentisch, brachte Teller, Messer und Gabel, und trug dann die in Butter geschmorten Eier und eine bis zum Rande gefüllte Salatière auf.

„Ich habe einen weiten Spaziergang gemacht", nahm sie, dem Bruder vorlegend, abermals das Wort. „Kannst du errathen, wen ich besucht habe?"

„Ich begehre es nicht zu wissen."

„Du sollst es aber wissen! Beim Dombechanten war ich! . . . Er hat mir nicht die Thür gewiesen, wie du letzthin meintest, sondern mich ganz ruhig angehört."

„Dazu gehört viel Selbstüberwindung", meinte Andreas, „denn wenn du erst recht in den Zug kommst, dauert es meistentheils etwas lange, ehe du dich ganz ausgesprochen hast. War er denn freundlich?"



„Wäre nur der Stiftssyndikus mir nicht in die Quere gekommen!“

„So, so! Also mit dem bist du zusammengetroffen? Sag' ich's doch! Es ist nichts zu machen; wir werden uns eben in die Verhältnisse schicken müssen. Der junge Baron stimmt mir vollkommen bei.“

„Hast du mit dem Sausewind gesprochen?“

„Er ist ein anderer geworden seit dem Abend, wo Vater und Sohn im vergangenen Winter hier unsere Gäste waren“, erwiderte der Förster. „Uebermorgen wird er den fremden Herrschaften entgegenreisen. Nach den erhaltenen Briefen ist er dazu genöthigt.“

Kathrine zeigte große Unruhe.

„Das willst du dulden?“ rief sie aus. „Wer gibt ihm das Recht, sich in deine Angelegenheiten zu mischen? Und schickt sich's etwa, daß ein junger Fant, dem über Nacht eine Baronenkrone auf den Kopf fiel, obwol er, ginge es in dieser Welt stets nach Verdienst und Würdigkeit, eigentlich die rothgezipfelte Mütze eines Pferdeknechts verdient hätte, einem noch jüngern Mädchen, das nur mit auf den Rücken gebundenen Händen das Vaterhaus wieder betreten sollte, entgegenreisen darf?“

„Du siehst die Sachen mit deinen Augen an, lieb Käthchen“, versetzte Andreas, „und wenn ich dich



versichere, daß du in dieser speciellen Angelegenheit in einem Irrthume befangen bist, so solltest du mir gar nicht widersprechen. Ohne Adolar, wer weiß, ob wir heute noch wüßten, wo Hildegarde sich aufhielt!"

„Die Baronin würde schon gebeichtet haben."

„Vielleicht, wahrscheinlich ist es nicht."

„Noch nicht? Und doch heißt es, daß sie an einem gefährlichen Uebel leidet?"

„Das Uebel ist gewiß sehr schmerzhaft, auch gefährlich kann es sein, nur pflegen davon Befallene nicht schnell daran zu sterben. Die Baronin gehört aber durchaus weder zu den weichherzigen, noch zu den charakterschwachen Frauen. Ein Geheimniß, das sie nicht verrathen will, könnte sie wol mit ins Grab nehmen."

Kathrine verhielt sich eine Zeit lang schweigend, dann sagte sie mit voller Ueberzeugung:

„Ich bestehe bei alledem auf meiner Forderung! Das eigensinnige Mädchen thut erst dir und mir Abbitte, und geht dann mit uns nach dem Dechanat, um sich dort noch ein drittes mal zu demüthigen. Das wird ihr den Willen brechen und sie schließlich gefügiger machen."

„Das alles kann und wird höchst wahrscheinlich

geschehen", versetzte Andreas, „nur muß man die passende Zeit abwarten. Eingreifen will und kann ich nicht, ebenso wenig bist du dazu berechtigt. Wir haben uns vielmehr ganz und gar den Anordnungen der gräflichen Familie zu unterwerfen, bei welcher Hildegarde seit Monaten sich aufhielt, und die sich mit dem jungen Herrn von Kaltenstein in nähere Beziehungen gesetzt hat. Daß dieser Weg der Vermittelung besser ist, als wenn ich direct eingreife, leuchtet mir jetzt vollkommen ein. Ist doch das eigensinnige Kind bis zu dieser Stunde noch nicht zu bewegen gewesen, sich schriftlich an mich zu wenden."

„Du bleibst in alle Ewigkeit ein schwacher, nachgiebiger Mensch, der allen Leuten selbst die schwersten Beleidigungen verzeiht, und ginge es dir dabei an Kopf und Kragen! Wär' ich an deiner Stelle, ich wollte diese hochadelichen Strolche nach Noten cujoniren!"

„Um ein Jahr lang hinter Schloß und Riegel zu verleben und die schweren Kosten eines langweiligen ärgervollen Processes zu bezahlen? . . . Sehr schön, lieb Käthchen! Daß du es gut meinst, weiß ich, aber Weiber denken, wenn sie sich gekränkt fühlen, immer zuletzt an das Wichtigste. Gesetze lassen sich nicht willkürlich machen, und das Recht mag oft

zu beugen, ebenso oft auch zu umgehen sein, willkürlich zu brechen ist es nicht."

Kathrine geberdete sich sehr ärgerlich. Sie gab sich große Mühe, den Bruder eines Bessern zu belehren, und legte namentlich viel Gewicht auf die Thatsache, daß die intriguante Baronin Hildegarde doch eigentlich ganz und gar auf dem Gewissen habe. Das verlange Strafe, und diese Strafe sie erdulden zu sehen, dahin eben gehe all ihr Dichten und Trachten.

„Die Strafe wird für Clotilde von Kaltenstein nicht ausbleiben"; sagte Andreas, „es scheint mir sogar, als könne sie mehr davon zu fühlen bekommen, als sie zu ertragen vermag."

„Wenn sie nicht ins Zuchthaus kommt, bin ich nicht zufrieden!" rief die erbitterte Kathrine.

„Wäre dir's Irrenhaus nicht noch lieber?"

Diese so kalt hingeworfene Frage des Bruders erschreckte Kathrine. Es gab nichts Entsetzlicheres für die alte Jungfrau als das Irrenhaus, und sie konnte seit längerer Zeit begreifen, daß es möglich sei, geistesirr zu werden. Sie hielt sich selbst zwar für kein ganz fehlerfreies Geschöpf, aber sie getraute es sich in allen Tugenden mit jedem andern, sogar mit den Besten aufzunehmen; denn ihr Thun war wohl

überlegt und ruhte ihrer eigensten Ueberzeugung nach auf einem tiefsittlichen Grunde. Und dennoch quälten sie Phantasien und sogar Erscheinungen gaukelten vor ihrem Auge, die ihr schon oft das Blut erstarren gemacht hatten. Bedachte sie nun, was die intriguante Baronin im Vergleich mit ihr auf dem Gewissen haben möge, so entsetzte sie sich vor dieser geheim gehaltenen Sündenlast, und die Pforten des Irrenhauses öffneten sich schon vor ihrem Geiste, um die von Gott Gestrafte aufzunehmen.

„Nein! Nein!“ rief sie erbleichend, beide Hände gegen den Bruder ausstreckend und sie krampfhaft bewegend, als wolle sie etwas Furchtbares von sich abschütteln. „Nein, nicht ins Irrenhaus! Lieber noch will ich, daß die abscheuliche Person unbestraft in die Grube fährt!“

Andreas reichte seiner Schwester die Hand.

„Ich weiß ja, daß du nichts Unrechtes willst“, sagte er, „siehe nun auch zu, daß du der unrechten Gedanken ebenfalls vollkommen Herr wirst. Glaube mir, Käthchen, auf Schloß Kaltenstein gibt es zur Zeit nicht einen einzigen Glücklichen! Selbst der junge Herr geht herum wie ein Verstörter, ich habe aber nicht erfahren können, was ihn neuerdings so tief erschüttert hat. Auf mein behutsames

Anklopfen gab er mir immer nur ausweichende Antworten."

„Der alte Baron wird ihn maltrătiren", meinte Kathrine. „Ihn reut sein übereilter Schritt."

„Das kann es allein nicht sein", erwiderte Andreas. „Ein guter Wirth war der Baron nie, die ganze Verwaltung der großen Herrschaft lag schon längst wieder im Argen, und daß er sich jetzt, wo er für sich selbst ganz ausgezeichnet gesorgt hat, nicht mehr um das Ganze bekümmern muß, ist ihm sicherlich sehr angenehm. Es sind Familienverhältnisse, scheint mir, die den jungen Herrn quälen. Der alte Herr, den sie alle vettern, und das luftige Ding von Tochter, die heute den Aschenbrödel, morgen den Reitknecht und übermorgen die Prinzessin spielt, sind unliebsame Gäste."

„Mit einem Stück Geld wies ich diesen Unbequemen die Thür", sagte Kathrine.

Der Förster nickte beifällig.

„Es soll geschehen, das ließ der junge Herr auch heute wieder durchblicken", fuhr er fort, „so ganz leicht muß aber das Abfinden doch nicht sein."

„Weil das Mühmchen ein Auge auf den jungen Herrn hat", fiel die Schwester lebhaft ein. „Um

das zu sehen und sich zurecht zu legen, braucht man nicht einmal lesen gelernt zu haben."

„Meinst du?" sagte der Förster.

„Natürlich! Solche Landstreicher speculiren immer. Und häßlich ist die Krabbe nicht! Könnte ich heren, ich würde ihr das glatte Gesicht durch einige recht widerwärtige Pusteln entstellen. Dann würdest du Wunder erleben und die lungernden Gäste schon innerhalb acht Tagen aus dem Schloßhofe abziehen sehen."

Der Förster zuckte die Achseln.

„Ganz kann ich dir doch nicht beistimmen", erwiderte er. „Zerline ist allerdings niedlich und ihr begüterter Vetter mag ihr nicht gleichgültig sein, Liebe zu dem Mädchen aber quält meinen Herrn nicht. Seine Bekümmerniß entsteigt einer andern Quelle."

Der Ernst des Försters machte Kathrine doch zweifelhaft.

„Hat er dir was auvertraut?" fragte sie ihn. „Um dich herum schwänzelt er seit einiger Zeit wie ein geschlagener Hund."

„Was ihn drückt, weiß ich nicht", erwiderte Andreas, „daß es aber mit seinen Familienverhältnissen zusammenhängt, läßt sich errathen. Er ver-

heimlicht das sogar nicht. Auch die Abreise seines Vaters wurde dadurch bedingt."

„Nach welcher Himmelsgegend ist der Alte denn geflogen?" sagte die Schwester. „Er war doch sonst die langen Jahre her nicht mehr aus seinem Baue zu bringen. Du bist ja vertraut mit ihm wie ein Milchbruder; ihr jagtet und — Gott vergeb' es dir — zechtet manche Nacht zusammen; sollte denn in der Weinlaune dem Herrn Baron das Herz nicht einmal übergelaufen sein?"

„Ich fühle kein Bedürfniß, mich in anderer Geheimnisse einzuschleichen", versetzte Andreas, „und der Baron war in manchen Punkten stets gegen mich wie gegen jedermann verschwiegen. Aus diesem Grunde konnte ich über den Zweck seiner Reise, mit dem sein Sohn vertraut zu sein scheint, nichts in Erfahrung bringen. Aller Wahrscheinlichkeit nach hat sie ihn südwärts geführt."

„Er kam aus dem Süden, als er sich verheirathet hatte", sprach Kathrine mit vielsagendem Blicke. „Der leidende Vetter und sein gelenkiges Kind sollen auch von dieser Richtung in den Schloßhof gekommen sein. Wer Zeit und Geduld hätte, auf diesem Wege weiter zu forschen, der machte vielleicht recht spaßhafte Entdeckungen."



„Oder recht grauenvolle“, bemerkte der Förster aufseufzend. „Frohe Veranlassungen sind es gewiß nicht, die den Baron so eilig zur Abreise trieben. Es kamen viele Briefe, der letzte expreß, und die Baronin erfuhr nichts von dem Vorhaben des Barons, bis Kaltenstein schon weit hinter ihm lag.“

Kathrine nickte mit dem Kopfe, als wolle sie des Bruders Bemerkung bestätigen. Dann horchte sie auf das schnarrende Geräusch der großen Wanduhr, die auf die erste Morgenstunde aushob.

„In wenigen Minuten schlägt es ein Uhr“, sprach sie, „nach anderthalb Stunden krähen die Hähne. Du hast am Tage im Forste zu thun, da übermorgen die große Holzfuhre beginnt. Mach' also, daß du zur Ruhe kommst! Was wir hier untereinander besprochen haben, bleibt unser eigenes Geheimniß. Vielleicht kommen uns beiden im Schlafe gute Gedanken, nach denen wir uns richten können. Denn das sag' ich dir, Andreas: aus den Händen lasse ich dein Kind nicht mehr, es müßte mich denn für ein böses Ding erklären! Das freilich vergäb' ich dem Gebilde nicht, denn wer eine Hexe oder eine schlechte Person in mir erblickt, der ist mein Todfeind, und ich würde das Herz haben, ein solches Geschöpf lachenden Auges und kalten Blutes in Jammer und Elend umkommen zu sehen!“

„Na, na, na!“ fiel der Förster ein. „Ereifere dich doch nicht über etwas, das ebenso wenig möglich als denkbar ist. Ein zweites mal soll mir von Fremden mein Kind nicht geraubt werden, mögen sie nun Teufels- oder Engelsgestalt annehmen. Was aber von denen beschlossen wird, denen ich die Rettung des unglücklichen Geschöpfes zu danken habe, dem muß ich mich schon aus Erkenntlichkeit fügen.“

Andreas schob die Bank zurück, die ihm bisjetzt zum Sitz gedient hatte. Die Wanduhr schlug eins. Er ergriff das Licht, das die Schwester ihm reichte. Der Blick Kathrine's war finster; dennoch gab sie dem Bruder unaufgefordert die Hand und wünschte ihm mit bewegter, nur halblauter Stimme gute Nacht.

Fünftes Kapitel.

Der Baron sucht.

Doctor Armhalter kehrte spät heim von seinen Krankenbesuchen. Er hatte sich zuletzt bei Leuten der Spiegelfabrik nach dem Befinden des alten Ritters erkundigt, dessen Gesundheit seit dem letzten Winter sehr wankend zu werden begann, und was er von dem wunderlichen Greise vernahm, machte den mitleidigen Arzt bedenklich. Er notirte sich den Namen des Ritters in der Liste seiner Kranken und nahm sich vor, ihn unter irgendeinem schicklichen Vorwande nächster Tage zu besuchen.

Beim Eintritt in seine Wohnung ward dem Doctor gemeldet, ein fremder Herr habe ihn zu sprechen gewünscht; derselbe wolle vor Abend noch einmal wiederkommen.

Armhalter fiel dies nicht auf, da er häufig von Unbekannten um Rath gefragt wurde. Er war der einzige Arzt von Ruf in der Gegend, und seine Praxis würde sich höchst glänzend und einträglich gestaltet haben, wären nicht die entsetzlich weiten bodenlosen Wege gewesen. Auch nöthigte ihn die große Armuth vieler Hülfesuchenden, manchen Gang, der ihm beträchtliche Zeit raubte, um Gottes willen zu thun.

In einem medicinischen Zeitungshefte blätternd, saß Doctor Armhalter am offenen Fenster und ließ sich den weichen Abendwind umspielen. Näherkommende Schritte machten ihn aufblicken, und er gewahrte einen stattlichen Mann, der den Fußpfad vom Schlosse her auf seine Wohnung zukam. Die Kleidung des Fremden verrieth den Gutsbesitzer. Er trug einen ziemlich kurzen Reitrock, feine Reitstiefeln mit Sporen und eine starke Gerte mit schwerem silbernen Griff.

Als der Fremde des Arztes ansichtig ward, blieb er einige Schritte vom Hause stehen und grüßte.

„Habe ich das Vergnügen, Herrn Doctor Armhalter zu sprechen?“ sagte er, mit dem Knopf der Reitpeitsche tändelnd, und einen ungewöhnlich scharfen und forschenden Blick auf den Arzt heftend.



„Ich heiße Armhalter“, erwiderte der Doctor, den Fremden zum Eintreten nöthigend. „Ich bedauere, daß Sie sich schon einmal umsonst zu mir bemüht haben.“

„Hat ganz und gar nichts zu sagen, Herr Doctor“, erwiderte der Fremde. „Entschuldigen Sie nur, daß ich Sie zu belästigen durch die Verhältnisse genöthigt werde. Ein Freund von Ihnen, Herr am Ort, hat mich zu Ihnen gewiesen.“

„Sehr verbunden, mein Herr! Und womit kann ich dienen?“

Der Fremde war inzwischen ins Zimmer getreten und nahm den vom Arzte ihm gebotenen Stuhl ungenirt an. Die Reitpeitsche immer spielend zwischen Daumen und Zeigefinger der linken Hand hin und wieder schiebend, fuhr er mit lächelnder Miene, die jedoch eine sich stark bemerkbar machende Verlegenheit nur schlecht verdeckte, fort:

„Es ward mir gesagt, daß ich von Ihnen, Herr Doctor, die Wohnung eines Mannes erfahren würde, der sich im Winkel nennt. Geschäfte von einiger Wichtigkeit machen es mir wünschenswerth, diesen Mann, dessen Wohnung ich bisher nicht auffinden konnte, persönlich kennen zu lernen.“

Der Blick des Fremden, der einigemal scheu das

Auge Armhalter's streifte, gefiel diesem nicht. Als Psycholog glaubte er einen versteckten oder gar einen unredlichen Mann vor sich zu haben. Um jedoch keinerlei Argwohn zu erwecken, erwiderte er völlig unbefangen:

„Allerdings kenne ich einen Mann dieses Namens, indeß habe ich geraume Zeit nichts mehr von ihm gehört. Im vorigen Herbst, kurz vor Weihnachten bin ich zuletzt wiederholt mit ihm zusammengekommen, weil er ärztliche Hülfe von mir in Anspruch nahm."

„Ganz recht, ganz recht", unterbrach der Fremde den Arzt. „Gerade davon sprach der Herr Inspector am Ort, und ebendeshalb erlaubte sich der genannte Herr mich an Sie zu wenden."

„Wenn Herr im Winkel sich noch in dem Orte aufhält, wo ich zuletzt mit ihm zusammentraf", fuhr Doctor Armhalter fort, „so müssen Sie sich bequemen, einen Führer zu engagiren. Die Wege durch Wald und Felsschluchten, die zu diesen ungemein versteckten Waldhäusern führen, sind Unkundigen ganz unzugänglich."

„So versteckt also wohnt der Herr?" sagte der Fremde. „Ist das Liebhaberei oder verlangt es seine Beschäftigung?"

Der Doctor lächelte.

„Ich denke mir, beide zusammen mögen den bejahrten Mann in die von ihm gewählte Waldeinsamkeit verbannen. Als Arzt habe ich keine Veranlassung danach zu fragen. Meine Pflicht ist, Leidenden, die meine Hülfe wünschen, diese zu Theil werden zu lassen."

Der Fremde zog seine Uhr.

„In einer guten halben Stunde geht die Sonne unter", sprach er; „wenn ich nun jetzt aufbreche, könnte ich vor Mitternacht noch den Aufenthalt des Herrn im Winkel erreichen?"

„Wenn Sie ein recht zuverlässiges Thier haben, das sicher auf glatten Pfaden gehen kann, gebrauchen Sie drei Stunden, vielleicht auch etwas mehr."

„Und wo findet man einen der Wege kundigen Führer?"

„Einen solchen will ich Ihnen gern besorgen. Wem wird derselbe die Ehre haben zu geleiten?"

„Ich bin der Baron von Kaltenstein", sagte der Fremde, sein unruhiges Auge zu Boden schlagend.

Der Doctor antwortete durch eine kurze, stumme Verbeugung.

„Wenn Sie erlauben, Herr Baron", erwiderte er, „so begleite ich Sie zum Hause des Mannes, dessen Führung Sie sich unbedingt anvertrauen dürfen."

Er trat ins Nebenzimmer, durch dessen angelehnt gelassene Thür er den Edelmann gesenkten Hauptes mit großen Schritten auf- und niedergehen sah. Auch hörte er, daß er bisweilen tief aufseuzte, als werde er von schweren Beängstigungen gedrückt.

„Was mag den Herrn wol zu dem alten, verrufenen Jäger führen?" dachte Doctor Armhalter, während er schnell einen Rock überwarf. „Eine freudige Veranlassung kann es nicht sein. Aber ich bin kein Gewissensrath, mithin will ich mir auch über anderer und noch dazu mir völlig fern Stehender Leid den Kopf nicht zerbrechen."

Wieder zurück ins Wohnzimmer tretend, fand er den Baron am Fenster lehnend und die rosigen leichten Wölkchen betrachtend, die ein linder West über den Abendhimmel forttrug.

„Wenn es gefällig ist, Herr Baron", sprach Doctor Armhalter, „ich bin bereit, Ihnen zu dienen."

„Sie verbinden mich außerordentlich, Herr Doctor", erwiderte dieser, dem gefälligen Mann voranschreitend. „Sie sind wol ein sehr vertrauter Freund des Herrn am Ort?" setzte er hinzu, als die langen Gebäude der Spiegelfabrick über den zerstreuten niedrigen Häusern des Dorfes sichtbar wurden. „Lebt dieser Herr schon lange hier?"

„Er trat seine Stelle als Inspector etwa zwei Jahre vor meiner Niederlassung als Arzt hier an“, versetzte Armhalter, „und ich muß gestehen, daß ich mich freue, einen so vielseitig gebildeten, einsichtsvollen Mann gefunden zu haben. Sieh' da!“ unterbrach er sich, „hier zeigt sich ja schon Ihr Cicerone. Guten Abend, Watzmann, Ihr habt freie Zeit, nicht wahr?“

„Zwölf volle Stunden, Herr Doctor“, entgegnete der Angeredete.

„Ich führe Euch einen Herrn zu, der Euere Dienste in Anspruch nehmen möchte, Watzmann“, fuhr Doctor Armhalter fort. „Ihr wißt ja wol Bescheid auf allen Waldwegen?“

„Bei Tag und Nacht, bei Sternenschein und in Nebelluft“, sagte der Arbeiter sich in die Brust werfend. „Wohin wünscht der Herr, daß ich ihn geleiten soll?“

„Nach den Schluchten unter dem verfallenen Raubschlosse“, erwiderte der Arzt. „Der Herr wünscht dort jemand zu sprechen, falls der Gesuchte sich noch in den Schluchten aufhält.“

Watzmann nickte, warf einen scharfen Seitenblick auf den Begleiter des Arztes und trat zurück in sein niedriges Häuschen, um sich zu dem nächtlichen Ausfluge in die Waldung zu rüsten.

„Vor dem Hause des Herrn am Ort werde ich Euerer warten!“ rief ihm der Edelmann nach. „Ich habe mein Pferd dort stehen lassen.“

„Bin gleich fertig“, erwiderte Watzmann.

„Ich bin Ihnen sehr verbunden,“ sagte der Baron zu dem Arzte. „Entschuldigen Sie, daß ich in so aufdringlicher Weise Ihre Vermittelung nachsuchte. Hoffentlich findet sich später einmal eine Gelegenheit, wo ich mich Ihnen erkenntlich zeigen kann.“

Doctor Armhalter wollte von keinem Danke wissen. Er wünschte dem Herrn, daß seine Wünsche in Erfüllung gehen möchten, und forderte Watzmann auf, die nächsten, aber auch die gangbarsten Wege nach den versteckt liegenden Schluchten einzuschlagen.

Den Inspector hatten inzwischen Geschäfte in die Fabrik gerufen, was dem Baron ganz angenehm zu sein schien. Er schwang sich kräftig in den Sattel des Goldfuchses, der seinen Herrn mit frohem Wiehern begrüßte, und ließ das Thier im Schritt dem Führer folgen.

Als die letzten Häuser des Ortes hinter ihnen lagen und ein tiefer, finsterer Hohlweg von Watzmann eingeschlagen ward, der sich in dichten Wald verlor, fragte der Fremde seinen Geleitsmann, ob er

die Wohnung des Herrn im Winkel auch zu jeder Stunde zu finden wisse?

Watzmann kehrte sich um und sagte mit unverhohlenem Staunen: „Des Herrn im Winkel? Zu dem Herenmeister will der gnädige Herr?“

Dieser ließ nicht merken, daß ihm seinerseits die Antwort des Führers auffällig erschien.

„Also für so klug gilt der Mann?“ erwiderte er. „Um so besser! Dann kann man sicher sein, von ihm zu erfahren, was man wünscht, und worüber andere, gewöhnliche Menschen keinen Aufschluß zu geben vermögen.“

„Man mag nur nicht gern mit ihm zu thun haben, denn es hat immer einen Haken mit seiner Hülfe“, meinte Watzmann, der sehr gern in Erfahrung zu bringen wünschte, was seinen offenbar vornehmen Begleiter veranlassen möge, den unheimlichen Mann aufzusuchen. „Es wird Schlimmes genug von ihm erzählt, das man nicht gern nachsagt.“

„Auch dann nicht, wenn keine Lauscher vorhanden sind?“

„Der Herr im Winkel hört schärfer als andere Leute!“

„Er ist wol gar allgegenwärtig?“

„An mehr als einem Orte zugleich ist er schon gesehen worden.“

„Demnach gehört er zu den Doppelgängern. Kennt Ihr ihn?“

„Man hat mir ihn eines Tags gezeigt.“

„Wie alt mag er wol sein?“

„Dem Ansehen nach würde ich ihn für einen angehenden Sechziger halten.“

„Er ist groß und schlank, nicht wahr?“

„Mehr hager; auch geht er stets etwas gebückt.“

„Lebt er schon lange in seinem jetzigen Versteck?“

„Zwei oder drei Jahre.“

„Und welches Geschäft betreibt er?“

„Geschäft? Hm! Weissagen bringt mehr ein als arbeiten, und wer mit der Springwurzel umzugehen versteht, braucht sich um Einnahmen und Ausgaben nicht weiter zu kümmern.“

Der abschüssige Weg auf schlüpfrigem Gestein verhinderte eine Fortsetzung des Gesprächs. Watzmann mußte den Zaum des Pferdes fassen, um das strauchelnde Thier über die schlimmsten Stellen zu geleiten. Als man diese endlich zurückgelegt hatte, zeigte sich in weiter Ferne matter Feuerschein im Walde.

„Das ist die Richtung, die wir einhalten müssen“, sagte Watzmann. „Links von den Köhlern, die ihre Meiler in Brand gesetzt haben, öffnen sich die Schluchten.“



Der Reiter antwortete dem Führer nicht. Er schien in tiefe Gedanken versunken zu sein. Nur seufzen hörte ihn Watzmann zu wiederholten malen.

Nach anderthalb Stunden erblickte man den brennenden Meiler ganz in der Nähe, doch sah man nirgends eine menschliche Wohnung. Watzmann bog links ab in einen feuchten Grund, den bemooste Felsen begrenzten. Ein kleiner Bach rieselte über sandiges Geschiebe. Bald erweiterte sich der Grund, die Felsen traten zurück und ein schmales Thal, von schön geformten waldigen Hügeln überragt, bildete eine einladende grüne Oase im Walde. Gezackte Felsen und ein paar riesige geborstene Thurmstümpfe schlossen das Thal.

„Das ist der Eingang zu den Schluchten, Herr", sagte Watzmann. „In fünf Minuten können Sie dem Herrn im Winkel gegenübersitzen."

Der Reiter hob sich in den Steigbügeln, um sich bequemer umsehen zu können, er vermochte aber weder Spuren von Anbau noch eine menschliche Wohnung zu entdecken. Plötzlich traten die Felsen wieder enger zusammen und bildeten eine doppelte Schlucht, aus denen jetzt feuchte Nachtluft den Wanderern kältend entgegenwehte. In der engsten dieser beiden Schluchten zeigten sich, an den Felsen angebaut, einige

Holzhütten. In der gegenüberliegenden Felswand befanden sich Kelleröffnungen, welche durch Holzthüren verschlossen waren.

Watzmann blieb vor einer der sehr unscheinbaren Holzhütten stehen, hob seinen Stock und fragte den Reiter, ob er klopfen solle.

„Wohnt der Mann hier, den ich sprechen will?“ entgegnete dieser.

Watzmann bejahte.

„Dann klopft so stark Ihr könnt!“ sagte der Baron.

Watzmann's Schläge an die verschlossene Thür der Hütte weckten das Echo der Felsen und scheuchten einige schlafende Waldvögel aus ihrer Ruhe auf. Es währte nicht lange, so fragte eine tiefe Baßstimme, ob jemand Einlaß begehre.

„Er ist's selber — ich hör's an der Stimme“, sprach der Führer. „Soll ich statt Ihrer Antwort geben?“

„Thut es“, versetzte der Fremde, „und hier nehmt dies für Euere Bemühung!“

Watzmann gewahrte das Blinken eines Silberstücks in der Hand des Reiters. Er nahm es dankend an und sagte entschlossen:

„Ein Freund der Wahrheit wünscht Euern Rath.



Er hat Eile und möchte noch vor Tagesanbruch wieder auf betretenen Wegen wandeln."

Im Innern der Hütte hörte man das Fallen eines Riegels, gleichzeitig schwang sich der Reiter aus dem Sattel.

„Wo bringe ich mein Thier unter während der Unterredung?" fragte er den Führer.

„Dort hinter dem Felsenvorsprung befindet sich eine Scheuer mit Krippe und Futtervorräthen. Ihr Goldfuchs steht da so sicher wie in einem herrschaftlichen Stalle."

Der Fremde warf seinem Geleitsmanne den Zügel zu, sagte ihm mit kurzen Worten Dank und sah im nächsten Augenblicke die rohe Holzthür der Hütte sich nach innen öffnen. Im Hintergrunde der Hütte brannte ein Licht, und vor diesem regte sich eine hohe, muskulöse Gestalt, deren Gesichtszüge in der dämmerigen Beleuchtung nicht deutlich zu erkennen waren.

Sechstes Kapitel.

Fingerzeige.

Ehe noch der Bewohner der Hütte sich nach dem Namen des späten Besuchers erkundigen konnte, war dieser schon eingetreten und dem dunkel brennenden Lichte zugeschritten, das auf einem fichtenen Tische zwischen allerhand Jägergeräth stand. Jetzt erst kehrte er sich um und die Blicke beider Männer begegneten sich.

„Dachte ich's doch, man hat mich getäuscht!“ rief Baron von Kaltenstein. „Es ist ein Hinterhalt, den mir dieser verschlagene Abenteuerer legen will!“

„Wollten Sie nicht zu mir?“ fragte der Bewohner der Hütte mit großer Gleichgültigkeit. „Ich dränge mich niemand auf, und wer mir kein Vertrauen schenken will, den hindere ich nicht am Gehen.“

„Sie nennen sich Herr im Winkel?“ fragte der geärgerte Baron herrisch.

„Ich hätte das Recht dazu, mich so zu nennen“, erwiderte der Bewohner der Hütte, „wo aber nichts darauf ankommt, pflege ich es nicht zu thun. Als Zacharias haben die Leute, an deren Achtung oder Gunst mir etwas gelegen ist, mehr Respect vor mir.“

Der Baron kämpfte sichtlich mit sich selbst, um zu einem Entschlusse zu kommen. Nach einer Weile sagte er:

„Ihr habt früher Umgang mit dem Förster Frei von Kaltenstein gehabt . . .“

„Oder der Förster mit mir“, fiel der einäugige Zacharias verbessernd ein.

„Gleichviel“, fuhr der Baron fort. „Dieser Umgang, den Ihr zugesteht, hat den Förster einer sehr traurigen Lage entrissen . . .“

„Wenn ich mir darauf etwas einbilde, wäre das wol unrecht?“

„Im Gegentheil, ich selbst bin Euch dafür dankbar.“

„Sie sind, wie ich daraus abnehmen kann, der Herr von Kaltenstein“, unterbrach Zacharias den Baron.

„Der ältere Kaltenstein“, bestätigte dieser. „Seit

einigen Monaten hat mein Sohn die Herrschaft übernommen."

„In so frühen Jahren wollen der Herr Baron sich schon zur Ruhe setzen?"

„Ich habe die Absicht, meinen Wohnort zu verändern. Vielleicht kaufe ich mich anderswo, etwa am Rhein oder in der Schweiz an."

„Daran thun Sie recht, Herr Baron! An der Grenze oben, in so entlegener Gegend ist das Leben zu einförmig, wogegen es am Rhein oder in der Schweiz immer unterhaltende Gesellschaft gibt."

„Wohl möglich", unterbrach der Baron den Einäugigen. „Ehe ich jedoch einen bestimmten Entschluß fasse, bin ich es mir selbst und meinen Angehörigen schuldig, gewisse Angelegenheiten zu ordnen und in helleres Licht zu setzen. Wie schon bemerkt, hat Förster Frei Euch seine Freiheit zu verdanken."

„Ich habe nur die Wahrheit gesagt, als man mich fragte."

„Ihr kanntet den Kreuz-Matthes?"

„So gut wie den, der ihn erschoß."

Der Baron heftete einen langen Blick auf den Einäugigen.

„Kennt Ihr auch dessen Namen?"

„Ich will's nicht leugnen."

„Diesen verlange ich jetzt von Euch zu erfahren", sprach der Baron befehlshaberisch, indem er mit dem silbernen Knopf seiner Reitpeitsche hart auf den Tisch schlug.

„Herr Baron, zwingen lasse ich mich nicht", erwiderte mit eiserner Ruhe der Einäugige. „Ich that schon mehr, als man von mir verlangen konnte, wie ich den Beweis führte, daß nicht Ihr Förster, sondern ein anderer dem entsprungenen Wilderer das Lebenslicht ausblies."

„War dieser andere ein Feind des Getödteten?"

„Ich weiß es nicht."

„Ihr habt Verwandte?"

„Ziemlich viele."

„Einer derselben, der wol etwas jünger sein mag als Ihr, heißt Nicanor im Winkel?"

„Ein schlauer Geselle, ein Spieler . . ."

„Euer Bruder!" rief der Baron.

Zacharias lachte hell auf.

„In meinem Leben habe ich keinen Bruder gekannt", sagte er, „der Vettern aber, die im Winkel heißen und von denen Nicanor der Klügste und Ausgelassenste schon als Knabe war, lebten mir allerdings mehrere. Im Auftrage dieses Vetters schrieb ich Ihnen."

„Kein anderer als dieser verruchte Nicanor erschoß den Kreuz-Matthes!" rief der Baron.

„Und hätte er's gethan und ich beschwör' es vor Gericht, er ginge dennoch straflos aus, wenn eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet würde!"

„Wißt Ihr das so genau?"

Zacharias bog sich über den sitzenden Baron.

„Der Schütze lief mir nach dem Schusse wider Willen in die Hände", sagte er mit gedämpfter Stimme. „Als wir uns gegenseitig ins Gesicht sahen, erkannten wir uns. Er war bestürzt und bat mich, ich solle ihn verbergen, retten! . . . Seine Aufregung verrieth mir, daß er Grund gehabt haben müsse, die Büchse auf einen Menschen abzufeuern, und als er mich fragte, ob der Schändliche auch todt sei, suchte ich ihn zu beruhigen, indem ich die Bemerkung einfließen ließ, daß der Tod des Kreuz-Matthes sich schwerlich jemand ernstlich zu Herzen nehmen werde. Da erst erfuhr ich, daß der Schuß meines heftigen Vetters einem andern gegolten habe... Nicanor ward krank, und im Fieber schwatzte er aus, was mich klug machte."

„Ihr verhalft Euerm Vetter zur Flucht?"

Zacharias lächelte, indem er erwiderte:

„Ich verschaffte ihm nur eine sichere Zuflucht."

„In der Nähe?"

„Zu finden weiß ich ihn, Herr Baron, ob es

meinem Vetter aber erwünscht sein würde, unvorbereitet mit Ihnen zusammenzutreffen, kann ich nicht wissen."

Das einzige Auge des alten Jägers ruhte mit stechender Glut auf dem Edelmann.

„Ich würde mich erkenntlich erweisen", erwiderte der Baron, „wenn Ihr es so einzurichten verständet, daß ich Nicanor im Winkel begegnete. Ich verpfände mein Ehrenwort als Edelmann, daß ich diese Zusammenkunft mit Euerm Vetter in der redlichsten Absicht wünsche, ja ich knüpfe daran die Versicherung, ein Gespräch mit Nicanor im Winkel wird uns einander näher führen, vielleicht ein festes Band ehrlicher Freundschaft um uns schlingen; denn es würde dazu beitragen, uns gemeinsamer Rache an einem uns beiden verhaßten Feinde zu verbinden."

Zacharias hatte nachdenklich zugehört. Jetzt hob er das graubehaarte Haupt mit dem stechend funkelnden Auge, streckte dem Baron seine Hand entgegen und sagte kurz:

„Geben Sie ein Pfand!"

„Was verlangt Ihr?"

Der Jäger sann wiederum einige Secunden nach.

„Ihre Namensunterschrift würde am besten sein", sprach er zögernd.

Die Züge des Barons verfinsterten sich.

„Ich muß einen Scheffel Salz mit einem gegessen haben, dem ich meine Namensunterschrift zu beliebigem Gebrauche einhändige", entgegnete er. „Nein, Zacharias im Winkel, sinnt auf etwas anderes."

Der Einäugige ging in die hinterste Ecke des Zimmers, wo auf den Enden eines Hirschgeweihs seine Büchse nebst Jagdtasche und Kugelbeutel hing. In letztern senkte er seine Hand. Zurück an den Tisch tretend, zeigte er dem Baron eine Hand voll frischgegossener Kugeln.

„Von Ihrem Förster her werden Sie diese Kugeln kennen", sagte er, während ein häßliches Lächeln seinen großen Mund noch größer machte, und die blendend weißen wolfsartigen Vorderzähne entblößte.

„Freikugeln!" sprach der Baron erbleichend. „Fort damit! . . . Ich will sie nicht sehen!"

Der Jäger begann heiser zu lachen.

„Erlauben Sie, Herr Baron", sagte er, „daß ich meinem Vetter eine einzige dieser Kugeln überbringen und dabei bemerken darf, daß ich dieselbe von Ihnen zu diesem Behufe erhalten habe?"

„Sie kennen die Geschichte dieser unseligen Kugeln nicht", warf der Baron, noch immer unschlüssig, ein.



„Desto besser ist mir deren Entstehung bekannt. Uebrigens begreife ich nicht, was Sie an den Kugeln so entsetzen mag! Förster Frei hat ihnen allein Leben und Ehre zu danken!"

Der Baron sah noch eine Zeit lang schweigend vor sich hin, während Zacharias mit den Kugeln klapperte.

„Mein Vetter versteht den Wink gewiß", sagte der alte Jäger lockend.

„Nun denn, so mag der Teufel noch einmal der Vermittler zwischen mir und ihm sein!" rief Baron von Kaltenstein entschlossen. „Wann und wo kann ich Euern Vetter sprechen?"

„Einen Tag muß ich mir ausbedingen", erwiderte Zacharias. „Den Ort der Zusammenkunft mögen Sie selbst bestimmen."

„Haben Sie gegen Bürgstein etwas einzuwenden?" fragte der Baron. „Ich bin dort unbekannt, und gerade deshalb schlage ich den Ort vor."

„Nicanor wird nichts gegen Ihre Wahl zu erinnern haben. „Morgen Abend, wenn es dunkel wird, sollen Sie dort meinen Vetter treffen."

„Nach Sonnenuntergang, am Fuße der Treppe, die zu den innern Gemächern der alten Felsenburg führt!"

Zacharias schüttelte zum Zeichen des Einverständnisses dem Edelmann die Hand.

„Sie sollen erfahren", sprach er, „daß der verrufene Einäugige, den Hunderte für einen Missionar der Hölle halten, trotz seines schlechten Rufs doch ehrlicher ist als mancher vornehme Herr in Amt und Würden!"

Er geleitete den Baron aus der Hütte, band das Pferd von der Krippe und pfiff so gellend auf dem Finger, daß man es wol eine halbe Stunde weit hören mußte. Alsbald zeigte sich Watzmann den Blicken des Edelmanns. Der Einäugige wünschte diesem glückliche Reise und verschloß sich wieder in seine unscheinbare Hütte.

Siebentes Kapitel.

Zusammenkunft des Barons mit Nicanor.

Joseph am Ort hatte seit der Rückkehr von seiner Geschäftsreise denen, welche täglich mit ihm verkehrten, zu den verschiedensten Glossen Veranlassung gegeben. Bald sah man ihn heiter, wie den lebensfrohesten Jüngling, bald wieder nahm jene abstoßende Melancholie von ihm Besitz, die man schon früher an ihm bemerkt hatte, und die vorzugsweise den in der Spiegelfabrik beschäftigten Leuten zu allerhand wunderlichen, ja unmöglichen Hypothesen den ersten Anstoß gegeben hatte.

Von seinen Begegnungen und Erlebnissen in Hammerburg schwieg er gegen jedermann. Es schien ihm nöthig zu sein, in aller Ruhe den Spuren einer Vergangenheit nachzugehen, die selbst im glücklichsten Falle des Herben und Traurigen mehr als des Fro-

hen und Erhebenden auch für ihn ans Licht des Tags bringen könne.

Der alte Ritter, mit dem Joseph am Ort jetzt ungemein gern eine länger dauernde Unterhaltung angeknüpft hätte, die ihm Gelegenheit gäbe, nochmals die Blicke des blinden Greises den Ereignissen der Vergangenheit zuzuwenden, ließ sich selten sehen. Die Last der Jahre schien den Mann zu drücken, sein Geist zerstreuter denn je zu sein. Joseph am Ort fand den Alten immer beschäftigt, wenigstens gab sich der Ritter das Ansehen großer Thätigkeit, und wenn er von der fixen Idee beherrscht war, ihm allein liege die Aufrechterhaltung der Ordnung im alten Schlosse der Dub ob, war ihm mit Fragen nicht gut beizukommen.

Einigemal war der Inspector nahe daran, nach Kaltenstein aufzubrechen, um ein Gespräch in wichtigen Angelegenheiten mit dem Besitzer der umfangreichen Herrschaft nachzusuchen. Immer aber hielt ihn die Furcht vor der Baronin zurück, die ihm Hildegarde entführt und, wie er sich einredete, ihm die Neigung des ihm doch zu so großem Dank verpflichteten Mädchens künstlich berechnend geraubt hatte. Wie er auch über seine Lage nachdachte, wie viele Plane er ersann, die ihm helfen sollten, das Dunkel



der Vergangenheit zu lichten, er verwarf sie in Stunden kleinmüthigen Zweifels und scheuen Zagens doch alle wieder.

So verging Woche nach Woche, der Mond füllte sich zweimal, und weder von Hammerburg kam ihm Nachricht zu, noch hörte er, wie man auf Schloß Kaltenstein lebte.

Unter diesen wenig versprechenden Umständen verzichtete Joseph am Ort schon auf jede neue und, wie er sich schmeichelte, bessere Wendung in seinem Leben, als der Besuch des Barons von Kaltenstein ihn überraschte.

Der in den letzten Monaten stärker gewordene Landedelmann, dessen ganzes Aussehen nur zu deutlich verrieth, daß er das Leben eines müßigen Schlemmers führe, trat ihm fast herausfordernd mit einer Frage entgegen, welche Joseph am Ort zu beantworten sich außer Stande sah. Der Baron verlangte den Aufenthalt eines Mannes zu wissen, der den Namen im Winkel führen sollte. Er müsse den Mann nothwendig sprechen, fügte er hinzu, und es sei ihm bestimmt angezeigt worden, daß er in der Spiegelfabrik den Aufenthaltsort desselben erfahren könne.

Joseph am Ort erlaubte sich Einwendungen zu machen. Diese unterbrach der Baron mit der Be-

merkung, daß, wenn die Spiegelfabrik die Quelle nicht sei, aus der man Weisheit schöpfe, jedenfalls doch irgendwo im Orte jemand von dem Erwähnten Kunde haben müsse. Es seien ihm zu bestimmte Angaben zugegangen, als daß sich darüber streiten lasse.

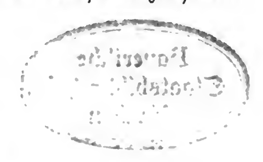
Bei nochmaliger Nennung des Namens im Winkel tauchte in Joseph am Ort eine dunkle Erinnerung auf, und augenblicklich brachte er die Frage des Barons in Verbindung mit der in Vergessenheit gekommenen Untersuchung gegen den Förster Frei. Der Name dieses Mannes erweckte in dem Inspector ebenso viel frohe als traurige Gedanken. Er sah die gerettete, als Weltpriester gekleidete Hildegarde wieder in seinen schützenden Armen ruhen, er hörte ihre unter entzückendem Erröthen gelispelten Dankesworte im alten Schlosse; er vergegenwärtigte sich unter bangem Herzklopfen ihr entsetztes Fliehen auf Hammerburg, und so gewann die Frage des Herrn von Kaltenstein auch für ihn Bedeutung. Doctor Armhalter — dessen erinnerte sich der Inspector sehr genau — hatte um Weihnachten von einem im Winkel gesprochen und bei dieser Gelegenheit auch einige Worte fallen lassen, welche vermuthen ließen, daß der Genannte dem Schicksal des Försters durch ein Wort, eine Aussage eine günstige Wendung geben könne.



Diese Rückerinnerung veranlaßte Joseph am Ort, den sehr dringend werdenden Baron an Doctor Armhalter zu weisen. Am liebsten hätte er den Edelmann dem befreundeten Arzte in Person zugeführt, dies jedoch gestatteten seine Geschäfte nicht. Dagegen nahm er sich vor, sobald wie möglich bei dem Doctor Nachfrage zu halten, um so mehr, als er hoffte, sowol etwas Näheres über die Absichten des Edelmanns wie über die Verhältnisse des Herrn im Winkel und dessen Stellung zum Förster Frei zu erfahren.

Indeß verging die Nacht, ohne daß Joseph am Ort seinen Vorsatz auszuführen vermochte. Am andern Morgen, wo er sich auf kurze Zeit abmüßigen konnte, war Doctor Armhalter schon ausgeritten. Später nahmen den Inspector Berufsgeschäfte wieder in Anspruch, und so kam zum zweiten male der Abend heran, ohne daß es ihm gelungen war, den Arzt zu sprechen.

Kurz vor Sonnenuntergang verließ Joseph am Ort noch einmal seine Wohnung, um einen letzten Versuch im Hause Armhalter's zu machen. Auf dem Wege dahin begegnete ihm Watzmann, dem es Vergnügen zu machen schien, seinem Vorgesetzten den für ihn sehr einträglich gewordenen Ausflug in der vergangenen Nacht mitzutheilen.



Joseph am Ort hatte nicht nöthig, den Mann auszuforschen. Er erfuhr, ohne zu fragen, alles was dieser überhaupt mittheilen konnte.

„Sicherlich will der Baron Schätze graben", fügte Watzmann hinzu. „Er sah ganz so aus, als habe er schon ein geheimes Abkommen mit dem Teufel getroffen. Nur der Leuchtstein — nun der Herr weiß ja wol was ich meine — fehlt ihm noch, und den wird ihm der alte wilde Jäger im Winkel verschaffen sollen."

Joseph am Ort ließ sich auf eine Belehrung Watzmann's, dessen Geschwätz ihm nur halb verständlich war, nicht weiter ein, dagegen stieg sein Verlangen, von Doctor Armhalter über Herrn im Winkel und dessen Treiben mehr zu erfahren.

Als Watzmann sich wieder von ihm trennte, schlug der Inspector einen Richtweg ein, der am Abend meistentheils menschenleer war. Er lief unter alten zerborstenen Weidenstämmen am Ufer eines schilfigen Teichs fort und galt für unheimlich. Es hatten sich mehrere vor längerer Zeit schon im Teiche ertränkt, manche auch sich an den Weiden erhängt, und im Volke ging die Sage, gleich nach Sonnenuntergang umwandelten diese unseligen Selbstmörder die Stätte, wo sie frevelhaft Hand an sich gelegt hatten.

Gerade diesen Weg wählte der Inspector, weil er mit sich und seinen Gedanken allein sein wollte. Um später den bewohnten Ort wieder zu erreichen, konnte er in die Thalsohle hinabsteigen, wo er den Aufgang zum Felsenschloß berühren mußte.

Die Sterne flimmerten durch weißliche, zarte Wolkenflocken, als Joseph am Ort die Stiege erblickte, die sich dem Felsrande anschmiegte. In der Tiefe war es still, und da der Mond nicht schien, sehr dunkel. Trotzdem gewahrte der Inspector einen Mann am Geländer lehnen, den er nicht kannte und der mithin in der Gegend fremd sein mußte. Noch war er weit genug, um sich hinter Gebüschen, welche den Fußsteig überschatteten, verbergen zu können, und zu diesem Hülfsmittel zu greifen veranlaßten ihn die festen Tritte eines andern Mannes, in welchem er den Baron von Kaltenstein sogleich erkannte.

In einer Entfernung von kaum acht Schritten blieb der Baron stehen, erhob seinen mit der Reitpeitsche bewehrten Arm, ließ diese klatschend auf den Stiefel fallen und sprach ein einziges, dem Inspector unverständlich bleibendes Wort.

Sogleich regte sich die Gestalt am Geländer. Joseph am Ort glaubte den Namen des Barons nennen

zu hören, und schon im nächsten Augenblicke standen der Baron und der Fremde einander gegenüber.

Beide Männer reichten sich nicht, wie Freunde thun, die sich lange entbehren mußten, die Hände, sondern sie gingen gebückten Hauptes nebeneinander im tiefen Schatten der Felswand fort, bis sie in das Buschwerk an dem zum Teiche geleitenden Fußpfade gelangten.

„Da sind wir geborgen“, hörte er den Baron sagen. „Hier diese überhängenden Büsche verbergen uns jedem Auge, und Lauscher gibt es wol nicht in diesem Neste, wo außer den paar Schloßbewohnern und den in der Spiegelfabrik beschäftigten Leuten die ganze hungerige Sippschaft schon mit den Hühnern ins Bett kriecht.“

Zum Entfliehen war es zu spät, den Männern entgegengehen aber wollte Joseph am Ort nicht, es blieb also nichts übrig, als sich hinter den Büschen zu verstecken. Zu letzterm rieth auch die Klugheit; denn es war mehr als wahrscheinlich, daß er ungesucht, falls die beiden Männer sich nicht weit von ihm entfernten, Zeuge des Gesprächs sein werde, das jedenfalls absichtlich hier angeknüpft werden sollte.

In dieser Vermuthung bestärkten den athemlos Lauschenden schon die nächsten Worte des Barons.



„Wir haben uns, scheint es, beide sehr veränder in den letzten zwanzig Jahren", begann Herr von Kaltenstein, „wenigstens würde es mir schwer geworden sein, Sie wiederzuerkennen. Hätte ich übrigens gewußt, daß Sie noch lebten und noch dazu in so geringer Entfernung von mir, so würde ich nicht unterlassen haben, mich mit Ihnen in Verbindung zu setzen."

„Sie zählten mich zu den Todten, Baron", erwiderte dessen Begleiter, „man konnte also nicht verlangen, daß Sie und — und die Frau Baronin, so überreich von irdischen Gütern gesegnet, um einen Begrabenen sich kümmern sollten."

„Gewiß, gewiß", fiel der Baron zerstreut ein, „dennoch beklage ich meine leichtsinnige Nachlässigkeit aufrichtig."

Der Fremde schwieg. Nach einigen Secunden nahm der Baron abermals das Wort.

„Wir nannten uns ehedem Freunde", sagte er zögernd und in fast schüchternem Tone.

„Tempi passati!" fiel der Begleiter des Barons ein. „Schweigen wir davon, wie von der Vergangenheit überhaupt. Ich habe mit ihr gebrochen, nur gesühnt ist noch nicht jedes Vergehen, das sie erzeugte. Wie aber kam es, daß Sie jetzt meiner gedachten und

wie überhaupt konnten Sie in Erfahrung bringen, daß ich Ihnen nahe sei, und mich mit Ihnen und Ihren Verhältnissen beschäftige?"

Der Baron hemmte seine Schritte. Er stand dem unter die Büsche geduckten Inspector so nahe, daß er diesen mit der Spitze seiner Reitpeitsche hätte erreichen können.

„Geldern lebt noch, Sandomir Geldern!" versetzte er — Joseph am Ort verstand jede Silbe —; „er ist's, der mir das Leben zur Pein macht, und er weiß, daß die Kugel, welche den Wilddieb tödtete, ihm bestimmt war. Er hat Sie erkannt, Herr Nicanor im Winkel!"

Joseph am Ort hielt den Athem an, um ja auch von der Antwort Nicanor's keine Silbe zu verlieren.

„Es ist ein Verhängniß", sprach der ehemalige Verlobte Clotildens, „ein Verhängniß, über das ich nicht weiter nachdenken will. Vielleicht sollten wir uns erst noch einmal sehen und sprechen, ehe alle Geschicke sich erfüllen."

„Sie wollten Geldern tödten!" fiel der Baron ein.

„Zu wiederholten malen hatte ich versucht, ihn durch andere zu einem Zweikampfe zu nöthigen", erwiderte Nicanor im Winkel, „immer jedoch wußte er zu entschlüpfen. Sie kennen ihn ja zur Genüge

und wissen, daß er von Natur feig ist, obwol seine Worte das Gegentheil davon vermuthen lassen. Endlich verlor ich ihn ganz aus den Augen und ich gab mich der Hoffnung hin, der Elende, der so viele Leichtgläubige unglücklich gemacht, der die eigene Schwester —"

„Uebergehen Sie diesen dunkeln Punkt in unserer Vergangenheit", unterbrach ihn der Baron. Nicanor schwieg einige Augenblicke, dann fuhr er fort:

„Ich hoffte also, die strafende Gerechtigkeit werde das Rächeramt übernehmen und eines Tags den gewissenlosen Frevler zur Verantwortung ziehen. Mein Groll wandte sich wieder auf Sie, und ich zog Erkundigungen über Ihre Verhältnisse ein. Den Berichten, die ich erhielt, haben Sie mein schweigsames Verhalten zu verdanken. Ich erfuhr, daß Ihre Ehe mit Clotilde Geldern Ihnen mehr Kummer als Freude mache. Es war mir Genuß zu hören, daß Sie in der Fülle des Reichthums doch ärmer, freud- und ruheloser leben mußten als der Bettler, der sein Brot vor den Thüren Fremder sich zu erbitten gezwungen ist . . . Das Weib, das eine Karte Ihnen zugeworfen, liebte Sie nicht; es haßte, es verachtete Sie, und um Sie diesen unergründlichen Haß recht tief fühlen zu lassen, gestattete es nicht einmal,

daß Sie Ihren einzigen Sohn als Ihr rechtmäßiges Kind anerkennen durften . . ."

„Teuflischer Plan eines rachsüchtigen, gewissenlosen Weibes!" murmelte Baron von Kaltenstein.

„Von der Wahrheit dieser Berichte überzeugt — Sie kamen mir durch Vermittelung meines Vetters, des gewesenen Försters Zacharias zu, der seinen vom Gesetz verbotenen Liebhabereien den Verlust eines Auges und seiner einträglichen Stelle verdankt" — fuhr Nicanor im Winkel fort, „unterließ ich jeden fernern Schritt, die Ruhe und das Glück dieser von den Furien des Spiels eingesegneten Ehe zu stören. Auch was außerhalb Schloß Kaltenstein vorging, blieb mir nicht verborgen, und weil ich selbst unglücklich, zum großen Theil durch andere unglücklich geworden war, bereitete es mir Vergnügen, so oft ich sah, daß auch weniger Leichtgläubige und vielleicht sittlich viel edlere Menschen als ich verwandte Wege mit mir wandelten. Ich hätte die verstorbene Frau des Försters Frei vor der zweideutigen Freundschaft der Baronin warnen können; denn daß die Lehren, das Wissen, die Anleitungen derselben weder Cornelie noch deren Tochter Segen bringen könnten, sagten mir Verstand und Lebenserfahrung. Wozu aber in die Geschicke eingreifen, die der Weltenlenker so un-

gestört zuläßt? Außerdem hegte ich die Hoffnung, der halb und halb verstoßene Sohn Clotildens werde eines Tags mich rächen, wenn auch in ganz eigenthümlicher, gar nicht vorauszuberechnender Weise. Ließ man Clotilde ruhig gewähren, so mußte sowol auf Schloß Kaltenstein wie im stillen Forsthause nach und nach alles in die trostloseste Verwirrung gerathen. Hier wurde ein heißblütiger junger Mensch von regellosem Leben, vielleicht von Ausschweifungen und muthwilligen Ueberschreitungen nicht zurückgehalten, dort ward ein begabtes junges Mädchen dergestalt verbildet, daß es, zur Erkenntniß seiner Lage kommend, unmöglich in den beschränkten Verhältnissen des Vaterhauses sich dauernd wohl fühlen konnte. Drängte nun dies alles, wie es kaum anders möglich war, zu einem gewaltsamen Bruche hin; so stürzte zuletzt der ganze haltlose Bau zusammen, und auf die Baronin fiel zumeist die Schuld des Unglücks zurück, das einer solchen Katastrophe gespensterhaft entsteigen mußte. Daß meine Berechnungen auf die Leidenschaften, die in jedem Menschen schlummern, sich gründeten und daß dieser Calcul sich nicht ganz unrichtig erwies, haben die Ereignisse gelehrt, welche einige Zeit nach dem unerwartet erfolgten Tode der Försterin eingetreten sind.“

Hier machte Nicanor eine Pause, wahrscheinlich, um den Eindruck seiner Mittheilungen auf den Baron zu ermessen. Dieser aber entgegnete nichts, sondern forderte nur mit einem raschen „Weiter! Weiter!“ zu schleuniger Fortsetzung auf.

„Mein Vetter Zacharias meldete mir den Tod Corneliens“, begann Nicanor im Winkel abermals seine Erzählung, „und fügte dieser Mittheilung die Bemerkung bei, daß nach diesem Trauerfalle bald etwas Entscheidendes geschehen müsse. Förster Frei sei wie verstört und concentrire all sein Denken nur auf den einen Punkt, sich schnell in den Besitz reicher Güter zu setzen, damit er die Wünsche seiner arg verwöhnten Tochter erfüllen könne. Die Baronin widerstrebe dagegen den Absichten des Försters, mache Rechte auf Hildegarde geltend und verlange allen Ernstes, daß man ihr die mutterlose Waise allein zur weitern Erziehung überlasse. Wenn ich jetzt meine Zeit wahrnähme — schloß der Vetter seine damalige Bemerkung — so werde sich die Stunde wol alsbald ermitteln lassen, wo ich befriedigt, gerächt der Treulosen mich zeigen könne.“

„Dachten Sie gar nicht mehr an Geldern, den eigentlichen Urheber all dieser Wirren?“ warf Baron von Kaltenstein ein.

„Gerade der erwähnte Bericht meines Vetters lenkte mein Augenmerk von neuem auf diesen verschmitzten Abenteuerer“, erwiderte Nicanor. „Auf Kaltenstein hielt ja der Geist der Zwietracht Wache vor jeder Thür. Außerdem waren die Karten ohne irgendeines Menschen Zuthun ganz allein durch die Verhältnisse, durch unüberlegtes Handeln, durch unaufgeklärt gebliebene Misverständnisse so günstig gemischt worden, daß aus dieser wirren Saat nur wurmstichige Früchte zur Reife gedeihen konnten. Und wie es fast immer geschieht, daß einer beabsichtigten schlimmen Handlung die Gelegenheit, sie auszuüben, sich gewöhnlich ganz von selbst darbietet, so ging es auch mir. Ein Mann, den ich für Geldern halten mußte, hatte sich mit einem mir nur sehr oberflächlich bekannten Herrn in ein Gespräch eingelassen, wobei er nach seiner leichtfertigen Gewohnheit allerhand Geheimnißvolles durchblicken ließ. Dies war in Baden-Baden geschehen. Ein paar Fragen, die ich ganz beiläufig einschalt, bestätigten meine Vermuthung, und der Wunsch, dem Verderber meines Lebens recht wie ein Geist urplötzlich zu erscheinen, wenn er voll Jubel das Glück umschlungen halte und sich nichts Schlimmes versehe, ergriff mich mit einer solchen Leidenschaftlichkeit, daß ich Widerstand für Sünde hielt.

Gott will es! rief es in mir. Er gibt den Verruchten in meine Hand, und diesmal soll er mir nicht wieder entschlüpfen!"

„Wann machten Sie diese Entdeckung?" fragte der Baron.

„Anfang October vorigen Jahres."

„Gingen Ihre Wünsche in Erfüllung?"

„Das Glück begünstigte mich weniger, als ich gehofft hatte. Zwar entdeckte ich sogleich die Spuren Geldern's, über dessen Auftreten in bekannten Gesellschaftskreisen ich keinen Augenblick in Zweifel sein konnte, er selbst in Person aber war durchaus nicht habhaft zu werden. Als besitze er die Gabe, sich unsichtbar zu machen, so schnell und so consequent entzog er sich meinen Blicken! Ich folgte ihm von Ort zu Ort, ich traf fast gleichzeitig an ein und demselben Tage mit ihm in einem und demselben Orte ein, und dennoch sah und hörte ich nichts von ihm. Dies lästige Suchen trieb ich ein paar Wochen, und Sie können sich denken, daß mein ganzes Nervensystem durch die Erfolglosigkeit meines Strebens in krankhafte Ueberreizung versetzt ward. Endlich aber sollte mein heißester Wunsch in Erfüllung gehen. Ich wußte, daß Geldern nur eine halbe Stunde vor mir in H* angekommen sein konnte. Ich eilte, ihm zu

begegnen, ihn festzuhalten. Wie frohlockte mein Herz, als ich ihn bald darauf an zahlreich besetzter Tafel wirklich gewahrte! Zu meinem Erstaunen fand ich ihn wenig verändert. Nur älter war er geworden, dabei aber auch dreister, siegesgewisser. Er beherrschte die Unterhaltung, und da er auf jede Frage zu antworten verstand, so fanden ihn alle höchst interessant, ja sogar liebenswürdig. Das allerliebste Lärvchen, das neben dem Plaudernden saß, und dessen keck aufgeworfenes feines Näschen seinen Ursprung nicht verleugnen konnte, sicherten dem immer noch mit Glück durch die Welt Abenteuernden selbst bei schärfer Blickenden manchen Erfolg."

„Erkannte Sie Geldern ebenfalls?"

„Ich würde mich ihm schwerlich haben verbergen können, hätte ich mich nicht, als ich meiner Sache gewiß war, sogleich wieder zurückgezogen. Ueber mein Wollen war ich längst mit mir einig. Am Spieltische hatte er um mein Seelenheil gefeilscht, am Spieltisch und zwar mitten im Glück wollte ich mich revanchiren."

„Aber Sandomir erfuhr Ihre Anwesenheit und entwich Ihnen abermals?" fiel der Baron ein.

„Nicht doch", versetzte Nicanor. „Ich hatte ihn zu gut umgarnt, entweichen konnte er nicht mehr.

Aber ich änderte meinen Plan, als ich die Gesellschaft sah, in der und mit der er seiner wildesten Leidenschaft fröhnte."

Während dieses Zwiegesprächs waren beide Männer auf dem bebuschten Fußsteige hin und wieder gegangen, ohne sich so weit von dem Versteck Joseph's am Ort zu entfernen, daß dieser nicht größtentheils den Sinn ihrer Worte hätte verstehen können. Bei der letzten Bemerkung Nicanor's rastete der Baron wieder in unmittelbarer Nähe des Inspectors.

„Sie änderten Ihren Plan?" wiederholte er mit gepreßter Stimme. „Darf ich fragen, aus welchem Grunde, da Sie doch so nahe am Ziele eines fast zwanzigjährigen Strebens angekommen waren?"

„Wollen Sie mir Ihre Hand reichen?" erwiderte Nicanor, seine Rechte dem Baron hinhaltend. Dieser erfaßte sie ohne langes Besinnen, zog sie aber sogleich wieder zurück, als habe er sich verwundet. Joseph am Ort vernahm nur ein dumpfes Murmeln. Er wagte die ihn beschirmenden Zweige behutsam zurückzubeugen, um der beiden Sprechenden ansichtig zu werden. Die Sommernacht war dämmerig genug, um den in banger Erwartung Lauschenden die Gesichtszüge ziemlich deutlich erkennen zu lassen. Er entsetzte sich ebenso sehr über das verwüstete Aussehen

des Barons wie über die kalten, höhnisch verzerrten, marmorharten Züge Nicanor's.

„Die Kugel!" sagte Herr von Kaltenstein. „Sandomir hat also doch nicht gelogen?"

„Sein böser Dämon rollte sie mir entgegen, als ich in den Spielsaal trat", fuhr Nicanor im Winkel fort. „Das schlaue Auge Geldern's traf mich und an seinem Zucken sah ich, daß er mich erkannt hatte. Ich hätte ihn niederstoßen müssen inmitten der Gesellschaft, die er seine Ueberlegenheit im Glücksspiel fühlen ließ. Mein guter Engel hielt mich davon zurück. Das runde Blei war mir lieber. Es sollte ja nie sein Ziel verfehlen, wenn es in mitternächtiger Stunde an einem Kreuzwege aus dem Rohr einer guten Büchse sich entlüde! . . . Baron, es lebt kein Mensch, der nicht zu gewissen Zeiten von einer fremden Macht, gegen die er sich vergeblich sträubt, beherrscht würde. In jenem verhängnißvollen Augenblicke war mir die Kugel, die mich der Gott der Rache finden ließ, ein ganzes Vermögen werth! Ich entfernte mich unbeobachtet, ich reiste meinem Todfeinde voraus . . . Unter dem Crucifix im Grenzwalde harrte ich seines Wagens . . . Der Wettersturm, die Aufregung, die Finsterniß, das Gezänk nahender Männer, unter denen ich die Stimme meines Vetters Zacharias

deutlich unterschied, verwirrten mich und müssen mein Auge getäuscht haben . . . Als das aufsprühende Pulver blitzartig den Wald erleuchtete, sah ich, daß meine Kugel ein falsches Ziel getroffen hatte. Der Mann, dessen Händen sie im Spielsaal entglitten war, ward von ihr getödtet! . . ."

„Sie kannten ihn?" stammelte der Baron.

„Von Zacharias erfuhr ich seinen Namen."

Baron von Kaltenstein kämpfte mit einer neuen Frage, die er kaum aufzuwerfen wagte und zu der es ihn dennoch drängte.

„Sprachen Sie den Sterbenden?"

Nicanor verneinte.

„Es bedurfte dessen nicht", versetzte er, „um mich in den Zusammenhang der Begegnung im Grenzwalde vollkommen einzuweihen. Zacharias kannte den Wilderer sehr lange; er hatte ihn gesprochen wenige Tage nach seiner Flucht aus dem Gefängnisse, und da er Geld im Ueberflusse besaß, ließ er etwas daraufgehen. Beim Glase ward er dann beredt, und ohne zu fragen, erzählte er meinem Vetter, durch wessen Hülfe er so schnell seine Freiheit wiedererhalten und wer ihn so reichlich mit Geld und Freikugeln versehen habe! Ich hätte



nie geglaubt, Baron, daß wir beide, die wir so lange Gegner waren, uns in diesem einen großen Gedanken so merkwürdig begegnen würden! . . ."

Der Baron klemmte seine Reitpeitsche unter den einen Arm und legte den andern um den Nacken Nicanor's.

„Ein gemeinsamer Drang nach Rache hat uns verbunden", sprach er, „dieser Bund muß sich von heute an zu einem ewig dauernden verfestigen. Ich biete Ihnen hiermit meine Hand. Von Ihnen wird es abhängen, ob ich mein Ihnen zugefügtes Unrecht, soviel ich vermag, noch vor meinem Ende wieder gut machen soll."

Nicanor entgegnete einige rasche Worte, die indeß Joseph am Ort nicht verstand. Der Baron rief zweimal hintereinander ein heftiges Nein! Dann sagte er lachend:

„Ich weiß einen bessern Ausweg, der Ihnen ebenfalls genehm sein wird."

„Dann lassen Sie hören", versetzte Nicanor. „Rache und Schuld haben uns so eng verbunden, daß kleine Differenzen uns nicht mehr trennen können."

Unter leisem Geflüster des Barons verließen die versöhnten Feinde den Fußsteig und wendeten sich wieder dem hochragenden Felsen zu, dessen schwarze Massen sich in dunkler Majestät gegen den sternenhellen Nachthimmel abhoben.



Achtes Kapitel.

Tod des Ritters von der Dub.

Als die Schritte der Fortgehenden in der Ferne verhallten, trat Joseph am Ort aus seinem von der Noth ihm angewiesenen Versteck. Er sah bleich und verstört aus, als habe eine unerklärliche Erscheinung sein ganzes Nervensystem erschüttert. Einigemal noch blickte er den bereits Verschwundenen nach, dann ging er auf demselben Pfade wieder zurück, den er vor anderthalb Stunden gewandelt war.

Joseph am Ort schwankte wie ein Nachtwandler zwischen den verkrüppelten phantastisch gestalteten Weidenbäumen fort, deren faulendes Holz in der Dunkelheit gespenstisch leuchtete. Die stille warme Nachtluft erglänzte häufig von Leuchtkäfern, aber der Inspector achtete nicht auf die flimmernden Insekten, an denen doch sonst sein Auge sich so gern ergötzte.

Das furchtbare Doppelgeheimniß, dessen Mitwisser er willenlos geworden, lastete schwer auf seiner Seele. Sollte er Anzeige von den Vergehen machen, die sich mit voller Ueberlegung der Herr von Kaltenstein und Nicanor im Winkel hatten zu Schulden kommen lassen? Aber er besaß ja keinen Beweis, um seine Aussage erhärten zu können! . . . Und dennoch, wenn er schwieg, welch neues Unheil, welche neue grausige That konnte die nächste Folge seines Schweigens sein!

Die Glocke auf der Spiegelfabrick, welche die zehnte Abendstunde schlug, unterbrach seinen quälerischen Gedankengang. Vor ihm lag der weitläufige Schloßbau mit seinen vorspringenden Erkern und den hohen, finstern, jetzt von keinem einzigen Licht erhellten Fenstern. Dieses Schloß hatte auch eine Geschichte, die niemand genau kannte, und wenn die Steine hätten sprechen können, wer weiß, ob sie nicht noch viel Grausigeres ihm zugeraunt haben würden, als was er aus dem Munde Nicanor's, aus den nur in abgebrochene Sätze sich fassenden Bemerkungen des Barons von Kaltenstein eben vernommen hatte.

Je mehr der Inspector sich dem Schlosse näherte, desto unheimlicher fühlte er sich. Er stand an, es zu betreten, und doch war er dazu genöthigt, da er Briefe auf seinem Zimmer finden konnte, die

abends zwischen acht und neun Uhr von dem Landbriefboten gewöhnlich für ihn abgegeben wurden. Im Herzen wünschte Joseph am Ort irgendetwas, das ihn zerstreuen möchte, vorzufinden. Auch sah er schon lange Nachrichten von Hammerburg entgegen, deren Ausbleiben er sich gar nicht zu deuten wußte.

In der Absicht, das Schloß wieder zu verlassen, falls ihn nichts Dringliches darin festhalten würde, schritt er der großen Pforte zu. Er nahm sich vor, Doctor Armhalter zu besuchen und, sollte dieser nicht zu sprechen sein, nach der Fabrik zu gehen. Die Nacht allein, wahrscheinlich schlaflos zubringen zu müssen, war ihm ein entsetzlicher Gedanke.

Wider Erwarten war die Pforte noch nicht geschlossen. Joseph am Ort that dies jetzt mit eigener Hand, weil es Brauch war, den Eingang zum Schlosse nicht länger offen stehen zu lassen. Ehe er noch damit zu Stande kam, vernahm er die schlürfenden Schritte des alten Ritters, der den Kommenden bereits gehört hatte und als wachsamer Castellan seine Pflicht thun wollte. Schon an dem Athmen Joseph's erkannte der Blinde den Inspector. Er blieb an der Ecke des breiten Corridors stehen, welcher die Einfahrt ins Schloß kreuzte, und nannte Joseph's Namen.

„Ihnen ist nicht wohl, Herr am Ort", sprach er, als dieser dem Ritter die Hand gereicht hatte. „Sie zittern, der Puls schlägt rasch und hart, und das Innere Ihrer Hand ist feucht und kalt. Sie haben sich erschrocken!"

Die glanzlosen großen Augen des Ritters von der Dub ruhten theilnehmend auf den bekümmerten Zügen des Inspectors, der in Ausflüchten wenig geübt, um eine Antwort, welche den Greis beruhigen konnte, in arge Verlegenheit gerieth. Er schwieg, gerade dies Schweigen aber bestärkte den Ritter in seiner Annahme. Die Hand seines Mitbewohners fester umfassend, zog er ihn mit sich fort, indem er sagte:

„Vor mir brauchen Sie nichts, was Sie drückt oder ängstigt, geheim zu halten. Ich bin ein Schmerzgeweihter! Haben Sie vergessen, was ich Ihnen anvertraute?" fuhr er lebhafter fort, und in seinen erloschenen Augen blitzte es auf, wie blasser Irrlichtschein. „Es weiß keiner um dies mein tiefes Herzensweh, als nur Sie! Ihre Stimme sagt mir, daß Sie mich verstehen! Sie ist den längst verklungenen seelenvollen Lauten meiner unvergeßlichen Berenice ähnlich."

Dieser Name fuhr wie ein Blitzstrahl durch Jo-

seph's Seele. Jetzt oder nie war der Augenblick gekommen, welcher den alten Ritter zu nochmaligem Sprechen bewegen konnte. Noch klang der Name Geldern im Ohr des beunruhigten Inspectors. Einem Mann, der diesen unglücklichen Namen führte, hatte der Mordanschlag gegolten, welcher ein anderes verbrecherisches Mitglied der menschlichen Gesellschaft fast vor seinen Augen aus den Reihen der Lebenden fortraffte. Wenn die Eröffnungen in Schloß Hammerburg, wenn die Entdeckungen, die man dort im Ahnensaale gemacht hatte, nicht bloße Vorspiegelungen waren, so mußte Joseph am Ort annehmen, auch dieser dem Tode geweihte Geldern gehöre den Nachkommen des Geschlechts der Ludomirsky an, dessen Name allein noch in dem Abbé Kasimir fortlebte.

Joseph am Ort sah ein, daß im glücklichen Falle eine vertrauensvolle Eröffnung des Ritters von der Dub ihm wie andern mehr nutzen könne, als wenn er offen oder geheim die finstern Plane des Barons und Nicanor's im Winkel zu hintertreiben suche. Ohnehin war ein solches Unternehmen ebenso schwierig als gefahrvoll. Es raubte Zeit, mußte ihn in eine Menge Unannehmlichkeiten verwickeln, ja selbst ein Criminalproceß winkte drohend im Hintergrunde. Diese peinvolle Lage schnell überdenkend und sich des

Versprechens lebhaft wieder erinnernd, mit dem er sich den Bewohnern von Hammerburg empfohlen hatte, beschloß er, die weiche Stimmung des Ritters von der Dub zu benutzen und ihn noch einmal zu Mittheilungen aus den Tagen zu veranlassen, die dem hinfälligen blinden Greise noch jetzt als das irdische Paradies vorschwebten, aus dem ein feindlicher Dämon ihn verjagte.

„Ist das kein Irrthum, Herr Ritter?" sagte Joseph am Ort, dem Greise den schweren Leuchter abnehmend, auf dem eine sehr schief gebrannte Wachskerze unruhig flackerte. „Täuscht Sie nicht vielleicht nur die Sehnsucht nach der Verschollenen, die in Ihrem Ohre schlummert?"

„Ich täusche mich nie", versetzte der Ritter.

„Nun, wenn Sie dessen so gewiß sind, dann möchte ich Ihnen wol eine Bitte ans Herz legen."

„Sie dürfen es getrost thun, Herr am Ort. Steht die Erfüllung derselben in meinen Kräften, so ist sie schon erfüllt."

„Wen man im Sprechen ähneln soll, den wünscht man auch mit Augen zu sehen. Sie besitzen ein Porträt Ihrer schönen Verlobten . . ."

„Still! Kein Wort mehr!" fiel Ritter von der Dub ein. „Sie kennen die Geschichte meines Un-

glücks, Sie sollen auch eine Ahnung von dem Glücke genießen, das ich jubelnd schlürfte, als Berenice ihre Liebe zu mir mit dem ersten seligen Kusse besiegelte! . . . Kommen Sie, aber treten Sie etwas leiser auf! Die bösen Geister, die allen harmlosen Seelen auflauern und ihnen überall Fallstricke legen, sind auch auf die Seligkeit, die sich in dem luftigen Bett der Erinnerung schaukelt, neidisch . . . Man muß sie täuschen und einschläfern."

„Wohin wollen Sie mich führen?" fragte Joseph am Ort, als der Ritter einen Weg einschlug, den er schon kannte und den er nicht gern wandelte.

„In das Zimmer, wo ihr Geist weilt und wo ich noch immer ihren Athem fühle."

„Man wird uns auf den steinernen Treppen hören!"

„Gerade dann stört uns niemand. Es sind die Geister, die hier umgehen. Für sie wird man uns halten. Kommen Sie!"

Joseph am Ort schritt erwartungsvoll neben dem Greise fort, der ganz jugendlich, die eingefallenen gnomenähnlichen Züge von Freude beglänzt, die schmale, steile Wendeltreppe zu dem bekannten Erkerzimmer erstieg.

Mit einer gewissen Feierlichkeit, wie im vorigen

Jahre, öffnete Ritter von der Dub die schweren Eichenthüren, und nicht ohne leises Schaudergefühl trat Joseph am Ort in das seit jenem Tage wahrscheinlich nicht mehr gelüftete Gemach. Die Luft war schwül, dunstig und unbehaglich. Ein ganzer Schwarm von Motten flog auf und umgaukelte die Flamme des Lichts. Staub wirbelte, vom Luftzuge, den das Oeffnen der Thür verursachte, in Bewegung gesetzt, gleich weißlichem Rauche zur hohen, mit reichem Stuck verzierten Decke empor.

Kein Stuhl war verrückt, kein Fäschen in eine andere Lage gebracht. Auf dem Tische stand noch die Flasche mit dem aufgetrockneten Weinreste, neben dem Lehnstuhle der wunderbar zarte, kleine Schuh, den Joseph am Ort schon einmal bewundert hatte.

Ritter von der Dub verschloß vorsichtig die Thür. Dann winkte er seinem Begleiter, betastete die Lehnen der Stühle, fühlte nach Tisch und halb in die Wand eingefugter Polsterbank, und stellte sich endlich auf die Fußspitzen, um mit der Hand das Glas des darüberhängenden Spiegels zu berühren.

„Da, unter diesem Spiegel hab' ich den Engel im Bilde verborgen", sprach er heiter lächelnd. „Helfen Sie mir den Rahmen des Spiegels heben, dann sollen Sie die Herrliche sehen."

Willig folgte Joseph am Ort dieser Aufforderung, und wirklich deckte der Spiegel ein nur reichlich handgroßes Miniaturgemälde, das der alte Ritter mit fieberhafter Unruhe von der Wand hob. Ehe er es seinem Begleiter reichte, drückte er es inbrüstig an seine welken Lippen, und Thränen entfielen in großen, hellen Tropfen den blinden Augen des Aufgeregten.

„Ich habe die Einzige wiedergefunden, ich habe den beseligten Hauch ihres Mundes gefühlt!" rief er wie verzückt aus. „Sie ist noch immer mein, und sie wird es ewig, ewig, auf Erden und im Himmel bleiben! Berauschen Sie sich in den Zügen dieses Engels, nur lassen Sie sich nicht unglücklich machen von der Zaubergewalt ihrer Augen!"

Der Ritter drückte das Miniaturgemälde Joseph am Ort in die Hand und ließ seine hagere Gestalt in den nächsten Sessel fallen, bei dessen Berührung abermals eine dichte Staubwolke aufwirbelte. Die Blicke Joseph's ruhten lange auf dem Porträt, dessen weiche Züge ihn eigenthümlich fesselten. Es war ein Gesicht, das jeder schön finden mußte, obwol es gewiß viel schönere gab. Das Auge des Porträts namentlich war von einer unbeschreiblichen seelischen Tiefe, die es sprechend machte, ja es geradezu

lebendig erscheinen ließ. Von schwärzlichem Blau, lag Sehnsucht, Schalkheit, schuldlose Innigkeit und schwärmerische Melancholie in demselben, und wenn der Flackerscheiu der Kerze es berührte, glaubte Joseph am Ort ganz dasselbe Blinzeln zu gewahren, das er an dem Abbé Kasimir einigemal bei Bewegung seiner breiten Lider bemerkt hatte. Im übrigen entdeckte er keine Aehnlichkeit weder mit dem Abbé noch mit dem Bilde des polnischen Ulanenrittmeisters, der als Sigismund Geldern auf Hammerburg verstorben war.

Ritter von der Dub war viel zu sehr in das Glück der Vergangenheit vertieft, als daß er Joseph am Ort in der prüfenden Betrachtung des Bildes gestört hätte. Erst das Geräusch, welches der Inspector beim Weglegen des Porträts machte, rief ihn wieder in die Wirklichkeit zurück.

„Berenice muß unsterblich sein!“ rief er aus, als fühle er das Bedürfniß, einen Gedanken, der sich bei ihm schon lange zur Ueberzeugung verfestigt hatte, auch einem andern mitzutheilen. „Oder glauben Sie, daß soviel Anmuth, Lieblichkeit, Milde und Seelengüte je aufhören kann zu leben?“

Joseph am Ort suchte nach einer schicklichen Antwort, um den ungewöhnlich aufgeregten alten Mann



einigermaßen zu beruhigen. Da er ihn aber in seinem Wahne nicht geradezu bestärken wollte, so half er sich mit einer Frage, von der er erwarten durfte, daß sie den schwärmerischen Ritter interessiren werde.

„Hatte Berenice von Ludomirsky keine Geschwister?“ sprach er. „Aus der Geschichte weiß ich, daß dieses alte Wojwodengeschecht um die Zeit der ersten Theilung Polens noch in drei jugendlichen Zweigen blühte, die freilich später der Sturm der Ereignisse, welche nicht Polen allein, sondern ganz Europa erschütterten, geknickt, vielleicht auch ganz und für immer vernichtet haben kann.“

Ritter von der Dub blickte den Fragenden mit seinen erloschenen Augen an wie einer, der sich von einem andern, nur um diesem zu Gefallen zu leben, ein Märchen erzählen läßt. Auf die Frage selbst gab er keine Antwort.

„Kennen Sie das Wappen der Familie Ludomirsky?“ fuhr Joseph fort. „Vor nicht langer Zeit ist es mir gezeigt und dabei viel Interessantes über die seltsamen Schicksale derselben mitgetheilt worden.“

Diese Bemerkung brachte wieder Leben in den seinen beglückenden Träumereien nachhängenden Greis. Er tastete nach dem Porträt Berenice's, kehrte es um,

öffnete die Rückseite desselben und reichte es abermals dem Inspector.

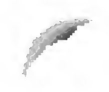
„Da ist, was Sie suchen", sagte er mit glücklichem Lächeln. „Wo aber wurde Ihnen dieses schöne, sinnreiche und historisch bedeutsame Wappenbild gezeigt?"

Hätte Ritter von der Dub noch das Licht seiner Augen besessen, so würde er sich erschrocken haben über den Eindruck, welchen der Anblick des Wappens auf Joseph am Ort machte. Es zeigte genau die Embleme, die seinem eigenen Siegelringe eingegraben waren und die er in dem heraldischen Werke erblickt hatte, das der Hand der entsetzten Hildegarde auf Schloß Hammerburg entfiel.

„An dem Finger eines polnischen Abbé, der leider niemals sein Vaterland mit Augen gesehen hat, erblickte ich es", versetzte der Inspector, seine Bewegung nach Kräften bemeisternd. „Von demselben Manne hörte ich auch die traurige Geschichte der Ludomirsky erzählen, denen er selbst angehört."

„Der Ludomirsky?" wiederholte von der Dub. „Ein Ludomirsky lebt als Abbé im Auslande und hat Polen nie gesehen? Wie kann das angehen!"

„Das Unglück seines Vaterlandes jagte den Vater des Abbé in die Verbannung", fuhr Joseph am



Ort fort, da er sah, daß der blinde Greis ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zuhörte. Verdüsterten wirklich bisweilen irrige Vorstellungen das klare Bewußtsein des Ritters, so waren diese jetzt dem glänzenden Lichte gewichen, das die Erinnerung an sein Liebesglück in ihm entzündet hatte. Er durfte es demnach wagen, dem hinfälligen alten Manne das, was auch ihn so ganz beschäftigte, in aller Kürze vorzutragen. „Es geschah dies noch vor dessen Vermählung, zu der sich der politische Flüchtling erst später im Auslande entschloß. Der Vater des Abbé hatte zwei Schwestern, von denen die ältere, schönste und liebenswürdigste ihm auf räthselhafte Weise verloren ging."

„Verloren!" rief der Ritter mit bebender Lippe. „Verloren, wie mir die geliebte Braut!"

„Sie verschwand zugleich mit einem Manne, den die drei Geschwister Oheim nannten, obwol er der Familie Ludomirsky nur sehr entfernt verwandt war, und nie hat man wieder von der schönen Berenice und dem Oheim Stanislaus gehört."

Zitternd erhob sich der Greis. Sein eingefallenes, faltiges Gesicht ward von einer fliegenden Röthe überhaucht, die ihm die trügerische Frische der Jugend auf kurze Momente verlieh.

„Berenice von Ludomirsky und Stanislaus Wertschinsky?" rief er aus. „Mein Gott, mein Gott, schlage mit Blindheit meinen Geist, wie du mit Blindheit der Augen mich schon gesegnet hast! . . . Ist sie erschlagen worden von Räubern oder lebt sie noch im Verborgenen?"

Der Greis erfaßte die Hände Joseph's, drückte sie an seine Brust, an seine welken, jetzt heißen Lippen, hing sich dann um den Nacken des starken Manns und zog diesen, in den morschen staubigen Lehnsessel zurücksinkend, bald lachend bald schluchzend zu sich nieder.

Joseph am Ort bereute fast, daß er dem erschöpften Ritter ein Geheimniß, auf dessen Lösung er selbst noch wartete, zum Theil verrathen hatte. Er fürchtete, die Aufregung könne ihn tödten, weshalb er alles aufbieten mußte, um ihn wieder zu beruhigen.

„Das engelgleiche Wesen, von dessen Liebe Sie in Ihrer Jugend beglückt wurden", sagte er einlenkend, „hat wahrscheinlich nichts gemein mit der Berenice, von der unsere Geschichte erzählt. Wahrscheinlich hat diese sich später mit einem Manne bürgerlichen Standes vermählt. Man vermuthet, dieser letzte noch am Leben befindliche Sprosse der Ludomirsky möge Geldern geheißen haben."

Im Angesicht des Ritters ging abermals eine Veränderung vor, die den Inspector ängstigte. Die ohnehin schon schlaffen und überaus alten Züge des Blinden wurden noch älter und gnomenhafter. Er schloß die Augen, ließ das Haupt mit den langen weißen Haaren auf die Brust sinken und athmete in regelmäßigen Pausen tief aber ruhig, wie ein traumlos Schlafender. Dieser Zustand dauerte einige Minuten. Dann griff Ritter von der Dub nach dem Arm des Lehnstuhls, stützte sich darauf und erhob sich mit mehr Kraft, als Joseph am Ort erwartet hatte.

„Das Bild!" sagte der Greis leise. „Um Gottes willen, verhalten Sie sich ruhig! . . . Sie soll nicht hören, was man ihr nachredet! . . . Horch, da bewegt sich schon der Schuh, der ihren classischen Fuß schmückte! . . . Geldern! . . . Sandomir Geldern! . . . Satanas wird sein wahrer Name gewesen sein!"

Der furchtbar Aufgeregte schloß abermals die Augen. Das Miniaturbild, das Joseph am Ort ihm gereicht hatte, knöpfte der Ritter unter sein Wams. Dann bat er den Inspector, er möge ihm seinen Arm leihen, denn er fühle, daß seine Füße ihn nicht tragen wollten. Auch das Schlüsselbund reichte er ihm,

damit er die Thür wieder vorsichtig zuschließen könne.

Der Greis war wieder ganz ruhig geworden, als Joseph am Ort mit ihm das Erkerzimmer verließ. Im Corridor zu ebener Erde dankte er dem Inspector für seine Begleitung.

„Morgen erzählen Sie mir das Weitere", sagte er freundlich. „Ich werde dann auch wissen, ob meinem Herzensengel die Entfernung von mir schwer geworden ist, und wie oft sie an mich zurückgedacht hat. Im Traume wird sie, wie schon so oft, die ganze Nacht mit mir zubringen."

Ritter von der Dub wünschte dem Inspector gute Nacht. Dieser sah dem alten Herrn, dessen Gedanken doch bisweilen zu schwärmen begannen, mit wehmüthiger Theilnahme nach, bis seine Schritte auf dem Corridor verhallten. Dann zog er sich in sein eigenes Zimmer zurück.

Es war Joseph lieb, daß er keine Briefe vorfand. Schlaflos verbrachte er die Nacht, hundert Plane bauend und wieder verwerfend. Ihn ängstigte die Gegenwart nicht weniger als die Zukunft, und versenkte er sich erst in das undurchdringliche Dunkel der Vergangenheit, so verwandelte sich ihm die ganze Welt in ein von Fratzen bevölkertes Tollhaus, dem

mit Gewalt, ja selbst durch ein Verbrechen zu entfliehen noch für ein Verdienst gelten konnte.

Am andern Morgen ward Ritter von der Dub niemand sichtbar. Joseph am Ort, der sich von der schlaflosen Nacht und den so überaus heftigen Gemüthsbewegungen stark angegriffen fühlte, fand in der Fabrik zu viel Arbeit vor, um sich persönlich nach dem Befinden des Greises erkundigen zu können. Diese unaufschiebbaren Geschäfte hielten ihn auch ab, Erkundigungen nach dem Baron und dessen Verbleiben einzuziehen, was er nicht gerade bedauerte, wiewol er es bei mehr freier Zeit wahrscheinlich nicht würde unterlassen haben.

Erst gegen Mittag verfügte sich der Inspector wieder ins Schloß. Hier begegnete er nur bestürzten Gesichtern. Auf die Frage, was denn geschehen sei, führte man ihn nach dem Zimmer des Ritters von der Dub. Der Anblick, welcher sich hier dem Inspector darbot, rührte diesen bis zu Thränen.

Der alte Mann kniete, das Gesicht dem Erker zugekehrt, den man vom Zimmer aus sehen konnte, auf dem Boden. Mit dem Antlitz zur Erde gesunken, schien es, als habe man über das Haupt des Greises einen starken Büschel schneeweißen Haares als Decke gebreitet. Unter dem Gesicht lag das Mi-

niaturbild Berenice's. Er mußte viele Thränen vergossen haben, denn das schöne Porträt erschien wie in Wasser gebadet. So im Kusse der Geliebten, ein ganzes Leben lang vergebens Gesuchten hatte den Ritter von der Dub der Todesengel berührt.





Neuntes Kapitel.

Vater und Tochter.

Unter schützendem Zeltdach ruhte Sandomir Geldern bequem in einem niedrigen Gartenstuhle. Seine Stellung war mehr die eines Liegenden als eines Sitzenden. Er sah recht heiter aus, obwol die Schmerzen, welche ihm die nur langsam heilende Wunde verursacht hatte, die Spuren der Verlebtheit, die er ohnehin nicht immer ganz verdecken konnte, deutlicher als früher hervortreten ließen.

Vor ihm auf dem Tische lag ein Zeitungsblatt, in dem der ehemalige Militär gelesen hatte. Jetzt gab er sich beschaulicher Ruhe und allerhand Betrachtungen hin, indem er dem Spiel der Insekten, deren schattige Umrisse der helle Sonnenschein durch das Segeltuch erkennen ließ, zusah und dabei recht als Genußmensch eine der beliebten Manilla rauchte.

Eine geraume Zeit hatte Geldern fast regungslos so im süßen Nichtsthun verbracht, als Zerline leichtfüßig über den röthlichen Grant tänzelte und sich hinter den Vater schlich. Dennoch vernahm dieser das Nahen seines Kindes oder die Ahnung verrieth es ihm.

„Was bringst du Neues, Gazelle?“ sprach er die Tochter an, noch ehe diese den wieder genesenen Vater begrüßen konnte. „Hat deine liebenswürdige Tante ihren guten Tag oder will sie sich wieder einmal mit aller Gewalt ihr schönes Haar abscheren und als Büßende barbeinig zum Gespött der Bauerjungen und losen schandmäuligen Bengel, die schon seit Jahren Hofdienste thun, durchs Dorf laufen? Eins sag' ich dir, Kind: Es würde mich sehr verdrießen, machtest du zu unrechter Zeit einen faux pas, enterben aber thäte ich dich ohne Gnade, wenn du natürlicher Leichtfertigkeiten wegen in deinem mit großer Sorgfalt geformten niedlichen Hirnkasten dir das Licht der ewigen Lampe, die man gemeinhin Vernunft nennt, ausgehen ließest.“

„Lieb Tante schläft, Papachen“, erwiderte Zerline, dem Vater die Hand küssend und ihm wohlgefällig mit ihren runden hübschen Augen betrachtend. „Du kannst ungestört laut denken, belauschen wird



dich außer deinem thörichten Kinde niemand. Was Neues aber habe ich doch für dich mitgebracht."

„Dann erzähle!"

„Onkelchen ist wieder da."

„Wie lange war er fort?"

„Vier Tage und einen halben."

„Genau gerechnet?"

„Bis auf die Minute."

„Hast du ihn schon begrüßt?"

„Noch nicht, ich habe auch keine Lust dazu."

„Sieht er mürrisch aus?"

„Ich würde lieber sagen närrisch."

„Ein neuer Beweis, ein wie großer Uebelstand die Ehe ist! Alle ehelichen Leiden wirken auf diejenigen, welche sie vereint tragen müssen, ansteckend. Das war ein Hauptbeweggrund für mich, niemals zu heirathen. Hätte ich es gethan, wie leicht, ja wie wahrscheinlich wäre es dann gewesen, daß ich dem Beispiel deiner Mutter gefolgt und wie sie vor Hunger und Kummer gestorben wäre! Denke dich recht tief in ein solches Unglück hinein, und du kannst dadurch veranlaßt werden, einen kurzen Anhang zu dem tiefsinnigen Buche der Weisheit Salomonis zu schreiben. Aber was kann meinem lieben Herrn Schwager denn fehlen? Er besitzt ja mehr, als er

braucht, und die Sorgen der Verwaltung Kalten-
steins ruhen schon seit einigen Monaten auf den
kräftigen Schultern seines Sohns, der auch viel besser
dazu paßt als sein Herr Vater."

Zerline legte sich schmeichelnd vor dem Vater nie-
der und lachte ihn so bestechend an, daß Geldern
in herzliches Lachen ausbrach.

„Wenn du keinen Geliebten bekommst, der dir
ein halbes Fürstenthum schenkt, so verzweifle ich an
der Welt", sagte er, sich die Thränen, welche das
Lachen ihm ausgepreßt hatte, abwischend. „Wäre
ich nicht eine Respectsperson für dich, so würde ich
wahrscheinlich respectvoll vor dir, du infame Hexe,
mich beugen!"

Geldern berührte die sammtene Backe seiner Toch-
ter mit leichter Hand, worauf diese wieder aufstand,
das Zeitungsblatt ergriff und ihre Augen darüber
hingleiten ließ, ohne wirklich zu lesen.

„Meinst du wirklich, Papa", hob sie in scherz-
haftem Tone an zu plaudern, „daß unser Schicksal,
wie du dich seit einiger Zeit nach Prophetenart aus-
zudrücken pflegst, sich nächstens erfüllen wird? Ver-
stehe ich dich nämlich recht, so willst du damit eine
Wendung zum Bessern für uns beide andeuten, wo-



mit ich allerdings sehr zufrieden wäre, obwol uns augenblicklich hier eigentlich nichts abgeht."

„Habe ich nicht immer Wahrheit gesprochen, mein Kind?"

„So oft sie eintraf, immer!"

„Schelmenauge! Meine Prophezeiung wird diesmal auch wieder eintreffen."

„Was hast du denn prophezeit?"

„Das weißt du nicht?"

„Nicht genau, Papa, weil ich die Gedanken anderer, auch derer, die ich ganz durchschaue, nicht immer deutlich hören kann. Außerdem liegt Kaltenstein hoch und es ist hier überall sehr zugig. Da werden denn oft die allerschönsten Gedanken vom Luftzuge über alle Berge fortgeweht."

„Du wirst an diesen Herrlichkeiten still genießend mit theilnehmen, bis du des Scherzens müde geworden, die Lachmaske mit der des ewigen Schweigens vertauschest. Adolar ist, wie ich immer gesagt habe, ein höchst respectabler Verwandter, der Sinn hat für das Schickliche. Er kennt unser Schicksal wie sein eigenes, und da ihn die Erfahrung lehrt, wie gefährlich es ist, ein Schicksal eigensinnig und einseitig abändern zu wollen, so wird er sich hüten, diesen Fehler zu begehen. Wärst du zufrieden, wenn wir,

an diesen Sockel des Schicksals gelehnt, hier für immer Hütten, das heißt comfortable eingerichtete, bauten?"

„Zufrieden wäre ich, Papa, aber Glauben an die Erfüllung dieser Prophezeiung habe ich nicht."

„Weshalb nicht, Ungläubige?"

„Weil ich das Gesicht des heimgekehrten Oheims sah."

Jetzt erst veränderte Sandomir Geldern seine Stellung und nahm Zerline das Zeitungsblatt aus der Hand.

„Der Herr Baron ist also sehr verstimmt?" sagte er, seine Blicke auf die Zeitung heftend. „Wenn ich wüßte . . ."

„Wolltest du ihn sprechen?"

„Es wird eines Tags geschehen müssen, denn unsere bisherige Art des Verkehrs hat viel Störendes. Man hört nur, was der andere spricht oder sprechen will, was er denkt bleibt auch dem Klügsten und Mistrauischsten mehr als zur Hälfte verborgen."

„Ich werde nicht zugeben, daß du den guten Onkel sprichst", erwiderte Zerline, „so wenig ich einer Zusammenkunft mit der wehmüthig gestimmten Tante das Wort rede. Weit lieber wäre es mir, du folgtest dem Rathe des gelehrten Juristen, der die Eigenthümlichkeit hat, jeden delicaten Bissen, der seine



Speicheldrüsen in besonders angenehme Bewegung setzt, mit Thränen anzufeuchten. Ich habe immer gewünscht, das beschauliche Leben im Hause eines frommen Geistlichen kennen zu lernen. Böse Zungen und selbst der feine Mund meines gütigen Papa sagen, ich ginge dem Himmel verloren, wenn der heilige Petrus mir nicht das Zeichen seines Schlüssels zwischen die Schultern drückte, damit er mich unter den leichtfertigen Sünderinnen besser herausfinden könne. Nun bitte ich, Papachen, kann es behufs dieser hochheiligen Brandmarkung für mich einen geeignetern Aufenthaltsort geben, solange hier die Luft nicht reiner wird, als das stille Haus eines Domdechanten?"

Geldern ließ das Zeitungsblatt, in dem er gelesen hatte, sinken. Der spöttisch lächelnde Zug um seinen Mund, der etwas Abstoßendes hatte, war plötzlich verschwunden, was Zerline sogleich gewahrte. Auch ihr rosiges Gesichtchen überschattete sich leicht mit einer Wolke.

„Es ist dir ein unangenehmer Gedanke in die Quere gekommen, Papa", sagte sie. „Kann ich ihn verscheuchen, so sag' es, und ich will mich aufblasen wie ein Laubfrosch, um ihn mit vollen Backen in die Flucht zu schlagen."

„Du kannst recht haben, Schelm", erwiderte Geldern, seine gewöhnliche heitere Gesichtsmaske wieder anlegend. „Betrachtet man die jetzige Welt mit deinen Augen und besitzt man soviel Mutterwitz wie du, so muß man finden, daß du nirgends mehr am Platze sein wirst als bei einem mildgesinnten Prälaten. Wie sehr ich schon seit Jahr und Tag daran denke, dich anständig unterzubringen, ohne dir gerade ein Frauenhäubchen auf dein wirklich sehr schönes Haar zu stülpen, kann dir selbst bei deinen guten Anlagen nicht entgangen sein. Unterm Krummstab ist gut zu wohnen! sagt ein altes Sprichwort; versuchen wir's einmal, ob sich dasselbe auch in unserer frivolen Zeit noch bewährt. Für mich wäre es sehr troſtreich, wüßte ich dich in guter Gesellschaft. Du würdest dann gewiß bald so wohl erzogen dich zeigen, daß du deinen vornehmen Verwandten, die vielleicht zahlreicher sind als wir wünschen, wahrhaft Ehre machtest."

„Und was willst du alsdann beginnen, Papachen?" entgegnete Zerline. „Meine Absicht war, mich und dich zugleich sicher zu stellen, wenn die Grundfesten dieses Schlosses etwa zufällig ins Wanken kommen sollten."

„Damit dies eben nicht geschieht, mein kluges



Kind, schlage ich eine rechtzeitige Trennung vor", sagte Geldern. „Ich bin zwar kein Atlas, und wenn Erde und Himmel ins Taumeln gerathen, so schließe ich mich dem allgemeinen Schwindel jedenfalls lieber an, als daß ich den Versuch mache, ihn aufhalten zu wollen. Hier aber wäre es doch möglich, daß ich durch bloßes Stopfen und Kleistern einen bereits sichtbar werdenden Riß wieder glücklich überpinselte."

„Diese Bilder entbehren zu sehr bestimmter Farben, um sie meinem Auge gefällig erscheinen zu lassen."

„Es geht mir genau ebenso und doch muß ich mich dieser verwässerten Farben bedienen. Hast du diese Zeitung hier gelesen oder sie nur mit zerstreuten Blicken überflogen?"

„Alles Lesen ist mir langweilig."

„Sehr wahr, mein Kind, aber es belehrt und macht uns zuweilen klug."

„Oder unruhig!"

„Auch das, du Nichtgebenedeite unter den Unverheiratheten. Mich zum Beispiel hat das Lesen eines einzigen Satzes klug und unruhig zugleich gemacht. Willst du als gutes gehorsames Kind an den gemischten Gefühlen deines stets aufmerksamen Vaters participiren, so strenge deine schelmischen Augen zwei

Secunden lang an, setze dich in den Besitz der Weisheit dieser wenigen Zeilen hier, und wenn sich dann die romantischen Grübchen in deinen Wangen nicht verlieren, erkläre ich dich für fähig, die Befehlshaberstelle der weiblichen Leibgarde Seiner Majestät des Königs von Siam zu jeder Stunde antreten zu können."

Zerline folgte der Aufforderung ihres Vaters und las mit Aufmerksamkeit die Zeilen, auf welche der Finger Geldern's zeigte. Die rundlichen Wangen des jungen Mädchens wurden dabei schlaffer und die Grübchen verschwanden wirklich.

„Siehst du", fuhr Geldern fort, die Zeitung wieder zu sich nehmend, „es gibt also doch für dich einen Punkt, wo deine auf das absolute Nichts gestellte Courage zu Grunde geht. Wie behagt dir dieser Spaß?"

„Es kann ein bloßes Gerücht sein", meinte Zerline.

„Besser wär' es, du sagtest: es könnte sein! Leider bin ich in dieser Beziehung mehr Wissender als mir lieb ist. Von deinem bösen Großvater weiß ich, daß diese Verzweigung vorhanden war. Deine Großmama ist eigentlich daran gestorben."

Zerline warf die Lippen keck auf und lachte dem Vater ins Gesicht.



„Laß es so sein, wie du fürchtest“, erwiderte sie, „was können wir darunter leiden? Das Glück bildete ja vor und nach meiner Geburt die einzigen liegenden Gründe, von deren Ertrage wir uns ernährten. Kann uns dies unveräußerliche, nicht einmal greifbare Kapital irgendjemand rauben? Nie und nimmer, Papa! Und so denk' ich, könnte das Wiederfinden verschollener Verwandter, an deren Existenz bisher kaum irgendjemand glaubte, uns Kindern der Luft und des Glücks eher nützen als schaden.“

„Ein Mund ist kein Grab“, sagte Geldern, „und auch der verschwiegenste Mensch fühlt sich bisweilen gedrungen zu sprechen, wenn er sich von der Schwäche der Natur so weit fortreißen läßt, Gewissensbisse unausstehlicher zu finden als Zahnschmerzen. Stünde mein Wissen auf nur einem Augenpaare, dann würde ich heute noch meinem lieben Schwager einen Satz geben, wobei ich jedes Butterbrot als besondere Delice mit Hundertthalerscheinen belegte. Aber, aber! . . . Horch, was ist das?“

Vater und Tochter lauschten dem aus dem Innern des Schlosses zu ihnen dringenden Geräusch. Ueber die Entstehung desselben konnten sie weniger in Zweifel sein als über die Veranlassung, die es hervorgerufen haben mochte. Beide vernahmen deutlich

die Stimme des Barons, der offenbar heftig mit jemand schalt.

„Mich dünkt", sprach Geldern, „dein liebenswürdiger Oheim steht im Begriff, seinen Park inspiciren zu wollen. Ich habe es stets soweit thunlich zu vermeiden gesucht, mit heftig erregten Menschen zusammenzutreffen. Entweder man stört oder man wird gestört, und beides ist wieder störend. Laß uns also lustwandelnd die verschwiegenen Bosquets aufsuchen, wo wir uns im schlimmsten Falle den Blicken des heftigen Mannes entziehen können. Wenn ich nur wüßte, wo er sich in den letzten Tagen herumgetrieben hat! . . . Das wäre so eine Aufgabe für deine Zuckerbrotlippe, Gazelle! . . . Umsonst warf er sich nicht auf seinen Goldfuchs. Es lag diesem Ausfluge eine Veranlassung von tiefer Bedeutung zu Grunde."

„Sollte Förster Frei nicht darum wissen?" meinte Zerline. „Der Mann mit seiner Geiernase und dem mädchenhaft verschämten Blicke ist ja das tägliche Brot im Schlosse, und thut ebenso vertraut mit dem Onkel wie mit dem Cousin."

„Förster Frei?" erwiderte Geldern. „Ich fühle kein Bedürfniß, mich diesem Nimrod anzuvertrauen. Leute, die auf zwei Achseln tragen, sind stets zwei-

deutige Charaktere. Da lob' ich uns beiden! Wir wissen, was wir wollen, und wenn der eine lacht, der andere weint, so liegt darin Sinn, wie in dem duftigen Alphabet eines Selam. Also, du verlorene Tochter der naschhaften Eva, deren Appetit nach dem verbotenen Apfel mir immer sehr natürlich vorgekommen ist — weshalb ich über den Sündenfall etwas andern Ansichten huldige als die großen Kirchenlichter diesseit und jenseit der Berge — lege dir ein paar Dutzend recht verführerische Phrasen, Fragen und Schmeichelreden zurecht, und schiebe sie mit deiner pfeilartigen Zungenspitze dem Onkel Baron durch die fest zugekniffenen Lippen so tief ins Herz, daß es ihm vor Wonne überläuft, und du dich in dem Gedankenergusse, der dieser Wonne folgt, ganz gemüthlich baden kannst!"

Zerline machte keine Einwendungen mehr. Sie führte ihren etwas unsicher auftretenden Vater nach den entlegensten Gängen des Parks, unterhielt ihn vortrefflich durch ihr Geplauder, dem sich die neckischsten Einfälle beimischten, und als nach längerm Umherwandeln sie sich dem Zelt vor dem Austritte aus dem Schlosse wieder näherten, herrschte die frühere Ruhe hinter den niedergelassenen Rouleaux. Kein Laut, viel weniger ein starkes Geräusch war zu vernehmen.

Friedlich flogen die Schwalben auf und nieder, um ihre junge Brut in den Nestern zu füttern, und eine Anzahl gurrender Tauben lief trippelnd um Tisch und Stühle, um die wenigen im Sand zerstreuten Brosamen aufzusammeln.

Zehntes Kapitel.

Erfolgloses Suchen.

Der Zorn des Barons von Kaltenstein war vollkommen gerechtfertigt. Von seinem kurzen Ausfluge zurückkehrend, erkundigte er sich zunächst nach dem, was sich während seiner Abwesenheit ereignet habe. Ehe aber der Leibjäger, an den diese Frage gerichtet war, noch zu antworten Zeit fand, fügte der Baron schon eine zweite hinzu.

„Wo ist mein Sohn?" lautete diese. „Ich muß ihn auf der Stelle sprechen!"

„Der gnädige Herr sind schon gestern Abend nach dem Forsthause gegangen", erwiderte der Leibjäger. „Es sei möglich, daß ein paar Tage vergingen, ehe sie wiederkämen."

„Ein paar Tage? . . . Wer soll denn hier den Herrn vorstellen?" fiel der Baron aufbrausend ein.

„Die gnädige Frau —“

„Schweig!“ herrschte der Edelmann seinen Diener an. „Mein Sohn weiß, daß die Bedauernswerthe das Zimmer nicht verlassen kann! . . . Hat mein Sohn keine Aufträge, keinen Brief für mich hinterlassen?“

„Die Briefe sah ich ihn zu sich stecken.“

„Welche Briefe?“

„Es wurden zwei oder drei auf einmal abgegeben. Der junge Herr schien sehr gerührt zu sein . . . Da befahl er dem Reitknecht, den Jagdwagen in Stand setzen zu lassen und sobald wie möglich mit demselben ihm nach dem Forsthause zu folgen.“

Dem Baron waren diese Nachrichten äußerst unangenehm. Er drang mit neuen, ungestümen Fragen auf den Leibjäger ein, und da dieser immer nur ein „Ich weiß nicht, gnädigster Herr“ antworten mußte, ließ er zuletzt seinem Unmuth die Zügel schießen, und überhäufte den unwissenden Diener mit Vorwürfen, welche diesen nicht trafen, in der Seele des höchst aufgeregten Edelmanns aber wohl begründet waren.

Nachdem er sich in lauten Scheltworten Luft gemacht, noch einmal nach dem Befinden seiner Gattin nur ganz oberflächlich gefragt und einige ihr speciell

betreffende Befehle ertheilt hatte, verlangte er, daß man ihm ein anderes Pferd sattele. Darauf ließ er sich nach der Trinkhalle kalte Küche und eine Flasche Wein bringen, hieb den herumschnüffelnden Pudel Adolar's, der seit kurzem von allen auffällig vernachlässigt ward, so wüthend mit seiner schweren Reitpeitsche, daß das arme Thier vor Schmerz aufheulend entfloh und sich im Pferdestalle verbarg, und stieg nach etwa zweistündigem Verweilen wieder zu Pferde.

„Es ist möglich", sprach er zum Leibjäger, „daß ich auch erst morgen oder übermorgen zurückkomme. Sollten in dieser Zeit wieder Briefe einlaufen, so mache ich dich für das Verbleiben derselben verantwortlich. Verstehst du mich, Bursche? . . . Es soll kein Brief, solange ich von hier abwesend bin, erbrochen werden, mag er an mich, an meinen Sohn oder an die Fremden adressirt sein! . . . Du hast sie in Empfang zu nehmen und sicher zu verwahren!"

„Der gnädige Herr wollen erlauben . . ."

„Nichts erlaube ich", unterbrach der Baron den Leibjäger. „Ordre parirt, oder du kannst es probiren, wie Bettelbrot mundet."

Er schnalzte mit der Zunge und verließ auf dem muthigen Grauschimmel, den er bestiegen hatte, abermals den Schloßhof.

Das nächste Ziel des Barons war das Forsthaus. Es verdroß ihn, daß statt der erwarteten Schwester des Försters die Magd ihm entgegenkam; denn er befand sich gerade in der Stimmung, um der ihm widerwärtigen Mademoiselle Frei kein Wort schuldig zu bleiben, ja sie, wenn es sich irgend thun ließe, zornig zu machen, um desto größere Ursache zu haben, sie zuletzt eine Xanthippe oder etwas Aehnliches schelten zu können.

Von der Magd war nichts zu erfahren. Andreas Frei hatte den jungen Herrn begleitet, obwol Kathrine dies zu verhindern suchte. Darauf war die Schwester des Försters sehr nachdenklich geworden, und nach einer unruhig verlebten Nacht hatte sie den Hausschlüssel über die Küchenthür gehangen, der Magd aufgetragen, bei Sonnenuntergang das Forsthaus zu verschließen und keinem andern später Einlaß zu gewähren als ihrem Bruder. Gleich nach eingenommenem Frühstück, berichtete die sehr gedankenlose Magd, war die entschlossene alte Jungfrau ausgegangen.

Das Abgeben des Hausschlüssels beunruhigte in diesem Bericht den Baron am allermeisten. Der Herr von Kaltenstein war hinlänglich vertraut mit den Eigenheiten der Schwester seines Försters, um zu wissen, daß nur die schwerwiegendsten Gründe Ka-

thrine zu einem so gewagten Entschlusse bewegt haben konnten. Vergebens sann er nach, um wenigstens das annähernd Wahrscheinliche dieses auffallenden Verfahrens zu entdecken. Ein triftiger Anhaltepunkt ließ sich jedoch nicht ermitteln.

Verstimmt trabte der Baron weiter über Feld. Er hoffte einem der Umwohner zu begegnen, die ja vielleicht besser unterrichtet waren als die beschränkte Magd. Aber auch das glückte nicht.

Voll Aerger und Verdruß gab er dem Apfelschimmel die Sporen, bog von dem Feldwege, den er bisjetzt verfolgt hatte, nach der Landstraße ein, und ritt in gemessenem Trabe der Stadt zu, deren Thürme sich ihm schon zeigten.

Mit einem Rechtsgelehrten mußte er sich nächstens wieder in Verbindung setzen, da es mancherlei zu ordnen gab, und namentlich auch das Befinden seiner Frau, die geistig schwer zu leiden schien, ein Abkommen erheischte. Zu raschem Handeln hatte er sich selbst thörichterweise die Hände gebunden. Er mußte sich erst mit Adolar einigen, ehe er sein heimliches, schon längere Zeit genährtes Vorhaben ausführen konnte. Gerade Adolar aber schien den Intentionen des Barons nach dieser Richtung hin gar nicht beizustimmen.

Die gleichmäßige Bewegung des trabenden Pferdes wirkte beruhigend auf Baron von Kaltenstein. Er konnte leidenschaftslos seine Lage ins Auge fassen und einen Plan entwerfen, der sich durchführen ließ. Gelang es ihm, den lästigen Schwager aus dem Schlosse zu schaffen und für immer unschädlich zu machen, so durfte er noch immer hoffen, seine letzten Lebensjahre in ländlicher Zurückgezogenheit ohne fernere heftige Aufregungen zubringen zu können. Große Ansprüche an das Leben machte er ohnehin nicht mehr. In seinen Jünglings- und ersten Mannesjahren hatte er sich ja in alle Tiefen des Genusses versenkt, und kaum gab es für den ehemaligen Spieler und Verschwender noch einen Wunsch, den er heimlich im Herzen trug. Ruhe! Ruhe! hieß das Verlangen, dem er nachhing, und diese Ruhe sich mit jedem Opfer zu erringen, das ihm nicht die Mittel zu bequemem und unabhängigem Leben raubte, war er nach den Erfahrungen der letzten Wochen und Monate fest entschlossen.

Es schien aber, als wolle das Glück, das ihm doch früher selbst unter mislichen Verhältnissen und in arg bedrängten Lebenslagen stets freundlich gelächelt hatte, ihm jetzt auf einmal gänzlich den Rücken kehren. Das Haus des Stiftssyndikus war verschlossen. Von

dem alten Diener, dem verschwiegenen, gleich seinem Herrn gewitzigten Factotum des gelehrten Juristen konnte er nicht einmal erfahren, wohin dringende Geschäfte, wie der einsilbige Mensch sagte, denselben geführt hatten.

Der Baron zweifelte gar nicht, daß der Stiftssyndikus seinen Diener instruirt habe, ja er war fest überzeugt, diese Instructionen bezogen sich auf den ganz besondern und nahe liegenden Fall einer durch ihn persönlich erfolgenden Nachfrage. Auch über die Zeit der Rückkunft Liebner's war ebenso wenig zu erfahren.

Der geärgerte Edelmann hielt es für nutzlos, auch noch über des zweideutigen Juristen etwaige Begleitung Erkundigungen einzuziehen. Im Auge des Dieners las er die vorausdictirte Antwort. So mußte er sich denn wider Willen zur Rückkehr entschließen.

Eine Viertelstunde vor der Stadt theilte sich die Straße in zwei Arme. Der rechts laufende Weg führte nach Schloß Kaltenstein und den mit diesem zusammenhängenden Ortschaften. Links bog ein viel besser erhaltener, mit schönen Obstbäumen zu beiden Seiten gepflanzter Fahrweg nach dem Stift ab. Ein Wegweiser, den der Wind schief gedrückt hatte, zeigte

dies dem unkundigen Wanderer auch mit vom Wetter bereits halb verwischten Schriftzügen an.

„Er könnte ja doch im Stift auch zu thun haben", rief Baron von Kaltenstein sich selbst zu, und leitete seinen Grauschimmel auf die ganz mit röthlichem Kiessande bestreute Stiftsstraße. Es war ein starker Umweg, den der Edelmann einschlug, und machte er ihn erfolglos, so mußte seine üble Laune dadurch noch stark vermehrt werden. Das Stift lag gegen drei Stunden weit von der Stadt entfernt so abgeschlossen von allem Weltverkehr, daß sich für ein beschauliches, gottgefälliges Leben kaum ein geeigneterer Ort denken ließ. Saftige Wiesen, ein geräumiger, von sehr hohen Mauern umhegter, mit den Stifts- und Klostergebäuden in Verbindung stehender Garten umgaben dies Asyl dem Weltleben entfremdeter Seelen. Trotz der angenehmen Gegend aber und der frischen, grünen Wälder, in die sogar einige Spaziergänge gehauen waren, konnten sich doch weltlich gesinnte Leute nicht lange in der Nähe des alten Klosters wohlbefinden.

Kurz vor Sonnenuntergang erblickte Baron von Kaltenstein den schlanken Thurm der Kirche mit dem vergoldeten Kreuz über den Baumwipfeln. Zehn Minuten später hielt er sein Pferd an der Kloster-

schenke an. Weiter konnte und durfte er sich nicht wagen, denn die Regel des Ordens, welchem die Nonnen angehörten, war streng und der Klosterhof immer, mit alleiniger Ausnahme des Sonntags, geschlossen.

Aufmerksam trat der Wirth selbst grüßend aus dem stattlichen, sehr reinlich aussehenden Hause. Dieser Mann gehörte nicht zu den Geistlichgesinnten und Enthaltsamen. Er war stark bis zur Feistheit, und seinen kleinen, blinzelnden Augen schon sah man es an, daß es nur eines geringen Anstoßes bedurfte, um ihn zum Sprechen zu bewegen.

„Verabreicht mir eine Herzstärkung, aber schnell!" rief der Baron dem feisten Mann zu. „Ich habe wenig Zeit, und will nur mein Thier einige Zeit verschnaufen lassen. Was gibt's Neues im Stift? Sind keine Novizen angemeldet?"

Der Wirth warf einen seltsamen Blick auf die stillen Klostergebäude, deren Ziegeldächer die Abendsonne vergoldete. Vom Walde her vernahm man das melodische Rauschen eines Wehres und das dumpfe Geklapper einer Mühle.

„Kann ich mit einem echten Rosoglio dienen?" fragte er den Edelmann, seine schirmlose Mütze von grünem Sammt nochmals abnehmend und zur Seite

der drei Granitstufen tretend, die in das Haus geleiteten.

Der Baron nahm diese Einladung für ein Zeichen, daß der wenig beschäftigte Wirth, den einträglicher Landbesitz gut ernährte, zum Sprechen sehr aufgelegt sei, und trat gebieterisch in das Gastzimmer.

„Vor kaum einer Stunde", fuhr der Wirth fort, seinem Gaste den empfohlenen Liqueur credenzend, „hat, wie ich glaube, ein gar vornehmer Besuch das Kloster verlassen. Zwei Herren und zwei Damen, darunter eine sehr jugendliche, die aber einen dichten Schleier trug, kamen heute früh, als kaum die Morgensonne das Kreuz der Kirche vergoldete, in Begleitung des Herrn Stiftssyndikus hier an und wurden sogleich vom Klostervogt eingelassen. Das geschieht nur bei vorangegangener Meldung. Als die Herrschaften wieder fortfuhren, fehlte die junge Dame. In ihr kann sich eine Novize verborgen haben."

Baron von Kaltenstein schlürfte das Gläschen Rosoglio aus und schritt, ohne den Wirth einer Antwort zu würdigen, brummend im sandbestreuten Zimmer auf und ab, zuweilen mit seiner Reitpeitsche nach den in großer Menge vorhandenen Fliegen schlagend, die ihn summend umschwärmten. Dabei berührte er den von der getäfelten Decke an starker Schnur

herabhängenden Messingring, dessen man sich zum Spielen bedient, indem man mit nicht ganz leicht zu berechnender Kraftaufwendung nach einem in der Wand befestigten Haken wirft, an dem der Ring, soll der Wurf für gelungen gelten, hängen bleiben muß, ein Versuch, der nur Geübten ziemlich häufig glückt.

„Seht nach meinem Schimmel und gebt ihm noch ein Stück Brot!“ rief er dem Wirthe zu, der seine gerundete Körperlast halb neben halb hinter dem Baron diensteifrig fortschleppte, ergriff den Ring und begann das landesübliche Spiel.

„Sehr wohl!“ versetzte dieser, sich nach der Thür rollend, und einigermaßen erstaunt über die Gleichgültigkeit des Herrn, dessen Frage ihn doch erst zu der gemachten Mittheilung veranlaßt hatte.

Der Baron schleuderte inzwischen wiederholt den Ring gegen den Wandhaken, wobei er stets einen zischenden Laut ausstieß, da er aber viel zu unruhig war und an ein Abwägen der aufzuwendenden Kraft gar nicht dachte, so kehrte das schwingende Metall immer wieder zu ihm zurück. Darüber verging ihm die Geduld, er zog heftig an Ring und Schnur und riß beide ganz ab, als gerade der Wirth wieder eintrat.

„Da! Macht Euch damit bezahlt für den Bettel!“ sprach der Baron verdrießlich, ein neues Gulden-

stück auf den fliegenbesetzten Tisch werfend. „Die Aebtissin drüben könnte in ihrem Alter auch 'was Besseres thun, als junges Blut, das vielleicht nicht einmal weiß, wie der Welt Sünde schmeckt, die es doch mittragen und durch Kasteiungen abbüßen helfen soll, in ihren heiligen Zwinger zu verlocken. Wenn der Stiftssyndikus das zugibt oder wol gar es mit veranlaßt hat, so wäre er werth, daß man ihn so lange bearbeitete, bis er zur Erkenntniß der Wahrheit käme!"

Der Baron fuchtelte dabei mit seiner Reitpeitsche so unvorsichtig die kreuz und quer, daß der Wirth ein paar komische Schritte rückwärts machte, um nicht etwa getroffen zu werden. Zugleich nahm er wieder seine Sammtkappe ab, zog die Achseln in die Höhe und wollte damit andeuten, daß er völlig unschuldig und durchaus nicht der Mann sei, welcher in so wichtigen Angelegenheiten irgendetwas thun könne.

Die Handschuhe wieder anziehend, bestieg der Edelmann sein muthiges Roß und setzte es, ohne sich noch einmal umzusehen, sogleich in starken Galop.

„Daß ich Narr auch zuerst in die Stadt reiten mußte und mir das Stift nicht gleich einfiel!" sprach er, sich selbst ausscheltend. „Keine Frage, es ist Hildegarde, die sie im Kloster eingesperrt haben! Der



Stiftssyndikus hat sich spicken lassen, weil die ganze Gesellschaft den Pfaffen anhängt und der schlaue, weinende Satan es mit dem Domdechanten, seinem gut essenden Freunde, nicht verderben mag! ... Aber daß Frei, der Ungläubige, der in des Teufels Küche das Kugelgießen für vier- und zweibeiniges Wild gelernt hat, all diesen Anordnungen ruhig zusieht, das will mir nicht in den Kopf! ... Was bleibt übrig, als daß ich zuletzt doch noch meine Zuflucht auch für mich zu obrigkeitlicher Hülfe gegen die Eingriffe des eigenen Sohnes werde nehmen müssen? Wäre nur erst der — Störenfried beseitigt! ... Bis dies besorgt ist, muß und will ich mich fassen, ganz leicht jedoch soll dem Stiftssyndikus und Adolar das Spiel, das sie mit Hülfe fremder Helfershelfer gegen mich angezettelt haben, nicht werden! ... Intrigue gegen Intrigue, List gegen List, und müßte ich mit Kathrine, auf deren Gesicht schon in früher Jugend der Teufel Erbsen gedroschen hat, an ein und derselben Leinwand nähen!"

Nur selten ließ Baron von Kaltenstein seinen Schimmel langsam traben. Es lag ihm viel daran, recht bald wieder in Kaltenstein anzukommen, wo er jedenfalls seinen Sohn zu treffen hoffte. Mit diesem mußte er nothwendig sprechen, ehe er irgendetwas anderes unternehmen durfte.

Leider aber sollte an diesem unheilvollen Tage dem Baron alles fehl schlagen. Ganz Kaltenstein lag in tiefster Ruhe, als er es erreichte, allein weder Adolar war zurückgekehrt noch hatten sich Fremde melden lassen.

Schimpfend zog sich der erbitterte Edelmann auf seine Zimmer zurück, wo er die Nacht ziemlich unruhig verbrachte.



Elftes Kapitel.

Clotilde von Kaltenstein.

Außer dem Baron floh in dieser Nacht auch noch eine andere Bewohnerin Kaltensteins der Schlaf. Clotilde fand nirgends Ruhe und wandelte mit nur geringen Unterbrechungen von einem ihrer Zimmer ins andere. Diese Ruhelosigkeit hatte sich der Baronin nur nach und nach bemächtigt. Anfangs schlief sie blos weniger gut als früher; dann stellten sich quälerische Träume bei ihr ein, die sich oft in fast ganz gleicher Form wiederholten und eine starke Ermattung bei der Erwachenden zurückließen. Eingetreten war dieser unangenehme Zustand, der alsbald in nervöse Ueberreizung ausartete, bald nach der Mittheilung Adolar's, die Clotilde nicht mehr zweifeln ließ, daß es dem gegen sie aufgebrachten Sohne gelungen sei, den Versteck Hildegarde's zu entdecken.

Zu stolz, um irgendeine Frage an den gegen ihren Willen durch eine übereilte Entschließung des Barons, wie sie meinte, zum Gebieter von Kaltenstein Emporgestiegenen zu richten, wartete sie ruhig eine Zeit lang, um in Erfahrung zu bringen, ob Adolar ihr auch nur eine Falle habe legen wollen, damit sie sich in der ersten Bestürzung verrathe. Selbst voll schlauer Hintergedanken und geheimer Anschläge, traute Clotilde jedem Unredlichkeiten zu, wenn diese nur geeignet waren, ein bestimmtes Ziel dadurch leichter zu erreichen. Diese Zeit benutzte sie zur Gestaltung neuer ihr dienlicher Plane. Sie schwieg aber gegen jedermann. Inzwischen erhielt sie eine Bestätigung der Mittheilung ihres Sohnes durch Kathrine Frei. Ganz gegen alles Erwarten traf Clotilde eines Tags, als das herrliche Wetter sie zu einem Spaziergange in die nächsten Umgebungen des Schlosses verlockte, mit diesem entschlossenen Mannweibe zusammen.

Beide einander feindlich gesinnte Frauen standen sich plötzlich gegenüber, und das Entsetzen, der Zorn, von dem sie befallen wurden, mochte in beiden gleich heftig sein. Kathrine aber war schon deshalb der Baronin gegenüber im Vortheil, weil sie sich im Rechte wußte und ihre Vorwürfe, mit denen sie Clotilde



sogleich zu überschütten begann, auch begründen konnte.

Kathrine Frei machte, wie sie zu sagen pflegte, ihrem Herzen Luft, und da sich ziemlich viel Zündstoff in ihr angesammelt hatte, so gab es eine Scene, welche die Schuldbeladene moralisch vernichtete.

Die Tante Hildegarde's rechnete der Baronin alle Sünden vor, die sie begangen hatte.

Ihr Wort war von zweischneidiger Schärfe, da es ihr gar nicht einfiel, die verhaßte Gegnerin mit Schonung zu behandeln. In diesen entsetzensvollen Minuten — denn länger dauerte die Begegnung nicht — ließ die zornige Schwester Frei's auch Worte fallen, welche Clotilde nicht misverstehen konnte. Ihr böses Gewissen legte denselben eine noch größere Bedeutung unter, als sie eigentlich hatten. Sie glaubte, ihre ganze Vergangenheit sei Kathrine bekannt geworden, und der Schrecken, sich der schonungslosen Feindin in ihrer ganzen entehrenden Blöße zu zeigen, machte sie verstummen. Es gab für sie, die Verrathene, die wahrscheinlich vom eigenen Gatten Verrathene keine Rettung mehr. Flucht in die weite Welt oder der Tod allein konnten sie vor noch größerm Schimpf bewahren.

Seit dieser Begegnung kränkelte Clotilde leiblich

und geistig. Ein Versuch, Hildegarde einen Brief zuzustellen, scheiterte an der Wachsamkeit des Grafen von Serbillon. Sie bekam denselben, sauber couvertirt, ohne jegliche Nebenbemerkung zurück. Dies war ein Schlag für die stolze, herrschsüchtige und ehrgeizige Frau, der sie tödlich traf. Gewiß hatte — mit diesem Gedanken quälte sich Clotilde ohn' Unterlaß — die Gräfin ebenfalls Kenntniß von ihrer Vergangenheit! . . . Sie war verstoßen, von der exclusiven Gesellschaft verfemt, unter die verachtetsten Abenteuerer geworfen! . . . Kaum dem Bruder, über den sie sich bisher doch so hoch erhaben dünkte, konnte sie sich noch gleichstellen! . . . Und dieser Bruder lag, halb genesen von der Schußwunde, die ihr eigener Gatte ihm beigebracht hatte, im Schlosse und nahm die Miene an, als wolle, könne und dürfe er sich vereint mit Zerline, die sich bei allen einzuschmeicheln und beliebt zu machen verstand, dauernd im Schlosse niederlassen!

Ein furchtbarer Gedanke nahm von diesem Augenblicke an Besitz von Clotilde. Aus gewissen Anzeichen glaubte sie sich zu der allerdings entsetzlichen Annahme berechtigt, der eigene Gatte habe die Schande ihrer Jugend der Welt preisgegeben! . . . Seit Monaten schon hielt sie ihn eines solchen Schrittes fähig, denn

er nahm auffallend rüde Gewohnheiten an und suchte offenbar Zerstreuungen auf, die eines gebildeten Mannes nicht würdig sind. Schon, daß er ihr auswich, daß er nie mehr mit ihr speiste, ließ sie eine völlige Entfremdung errathen, die sie unter andern Umständen allerdings nicht sehr bedauert haben würde, in ihrer augenblicklichen Lage aber schaudererregend fand.

Adolar floh die Mutter ebenfalls, nur Zerline zeigte immer Lust sich an sie zu drängen. Gerade dies schlangenglatte Geschöpf, dessen Gedanken und Absichten Clotilde nicht zu ergründen vermochte, war ihr zuwider, und damit sie sich der unheimlichen Tochter des verachteten Bruders fern halten könne, zog sie es vor, sich ganz auf ihre Zimmer zu beschränken.

Hier nun hielt die Baronin allerdings die Eindrücke der Außenwelt von sich ab, Ruhe aber gab ihr diese Abschließung nicht. Es fehlte ihr in der Einsamkeit theils an zerstreuender Beschäftigung, theils an der erforderlichen Ausdauer bei einer bestimmten Thätigkeit. Immer nur durch nichtige Tändeleien die Zeit verkürzend, belästigte sie alle Arbeit, während das frühere bloße Spielen damit sie nicht genug interessirte, um den Gärungsproceß in ihrem verschlossenen Innern damit zu schlichten.

So bildete sich nach wenigen Wochen ein Zustand

aus, der eine äußerst bedenkliche Wendung zu nehmen drohte. Clotilde schlief fast nie mehr ordentlich, sie verfiel nur in ein traumerfülltes Delirium, in dem sie Höllenqualen erdulden mußte. In einer Klarheit, die sie entsetzte, so greifbar natürlich, daß die Geängstete an Täuschung nicht glauben konnte, mußte sie immer von neuem ihr ganzes an Vergehungen aller Art so reiches Leben durchgenießen. Kein Augenblick, in dem sie gegen ihr besseres Wissen sündigte, ward ihr erspart, und immer waren die einstigen Genossen dieses Treibens ihr auch in der Tortur des Traums, welche die strafende Nemesis über die verirrte Seele verhing, treue Gefährten. Sie vernahm ihr höhnisches Lachen, sie erkannte in Blicken und Zügen die Schadenfreude, die sie über die leichtsinnige, eitle Frevlerin empfanden, und dennoch mußte sie ihren Lockungen folgen, ja nicht selten als Verführerin ihnen die zu Schuld und Schande geleitenden Wege zeigen!

Ermunterte sich Clotilde nach oft stundenlanger Qual, dann erschrak sie vor dem Falle jedes Blattes, vor dem Summen einer Fliege, vor dem wankenden Schatten, den ein zitterndes Bändchen leicht gegen die Tapete warf.

Gern hätte sich die Gepeinigte mit Menschen um=

geben, aber sie fürchtete deren beobachtende Blicke und mehr noch sich selbst und ihr verrätherisches Gelispel, auf dem sie sich zu wiederholten malen schaudernd ertappte.

Sollte sie unwillkürlich einer dritten Person Einblick in ihr verwüstetes Inneres gestatten? Nie! rief der noch ungebrochene Hochmuth in ihr. Lieber wollte sie einsam, unbemerkt die dreifache Qual erdulden oder die Mordhand gegen sich selbst erheben.

Schreckensgebilde der Nacht aber, die als ernste Mahnungen eines bösen Gewissens dem unfrei gewordenen Geiste entsteigen, sind giftig wie böse Wetter, die über verschütteten Erzschachten ihre dunstigen Fittiche regen. Die Gedanken, von denen Clotilde ohne Unterlaß verklagt ward, nahmen alsbald auch Gestalt an, und die Einsamkeit ihrer Gemächer bevölkerte sich mit einem Schwarme bunter Masken. In dieser körperlichen Gesellschaft, als deren Mittelpunkt sie sich fühlte, mußte sie leben! Mit ihr zu verkehren, zu sprechen ward sie von einer unsichtbaren Macht gezwungen, der sie regungslos dienen mußte.

Niemand kannte diese furchtbaren Leiden der Einsamen, viele aber ahnten deren Ursprung. Das Schloßgesinde sprach heimlich davon, von offenen

Mittheilungen hielt es die Furcht vor Dienstentlassung zurück. Mit dem neuen Herrn von Kaltenstein war weit weniger zu spaßen als mit dem alten Baron. Adolar herrschte als Autokrat, und bisweilen hatte es den Anschein, als wolle er seine Leute, die er ja vom Vater mit übernommen hatte, zu Widersetzlichkeiten reizen, nur um einen Grund zu haben, sich ihrer entledigen zu können.

Ohne bedeutende Veränderungen hielt dieser Zustand Clotildens bis zu der plötzlichen Abreise des Barons an. Das Kommen und Gehen vieler Boten im Schlosse, die Gespräche, welche Adolar bald mit dem Förster bald mit dessen Cousin gehabt hatte, deuteten wichtige Vorgänge an. Hätte Clotilde wagen können, sich vor Menschen in der Hinfälligkeit ihres Körpers und der krankhaften Reizbarkeit, deren Sklave sie bereits geworden war, sehen zu lassen, dann würde sie nicht angestanden haben, sich um das viele Geheimnißvolle, das auch nur wie ein Schattenspiel ihre Nerven berührte, zu kümmern.

Nach des Barons Abreise, dem Adolar alsbald folgte, verschlimmerte sich die Krankheit der Unglücklichen. In die Reihen der Masken, die sie neckten und höhnten, und die sie alle mit Namen hätte nennen können, mischte sich jetzt noch eine Gestalt, der

Clotilde lange Jahre selbst in ihren bösesten Stunden doch nur momentan gedacht hatte. Solange sie gesund und Herr ihres Willens war, konnte sie diesen Geist bannen. Nun aber hatten die vielen ruhelosen Nächte, die schrecklichen Träume, die immer mehr zunehmende Appetitlosigkeit ihre Kräfte beinahe aufgerieben, und in ihrem Kopf schwirrte es, als sprächen und lachten ein Dutzend fremder Stimmen wüst durcheinander.

Es war ein Frauenbild, aus dessen wunderbar tiefen Augen eine unbeschreibliche Milde sprach. Diese Phantasiegestalt zeigte sich jetzt der kecken Baronin kniend, von Thränen überströmt, todtenbleich am Rande eines offenen Grabes. In der Tiefe der uneben aufgewühlten Erde ward ein einfacher Sarg sichtbar, den kein Abzeichen, kein Kranz oder Band schmückte. Jenseit des Grabes lag ein Bündel, das sich bewegte. Es war nicht Tag und nicht Nacht, denn eine flimmernde farbige Helligkeit wehte durch die rauschende Waldung und ließ diese in einem durchsichtigen, zitternden Glanze erscheinen. So wird eine nordische Nacht nur von der prachtvollen Erscheinung des Nordlichts erhellt. Den Norden aber verrieth die Waldung, die Vegetation und auch die

Kleidung einiger entfernt stehender Personen, die der polnischen Nation angehörten.

Diese Erscheinung auf der Netzhaut des Auges wiederholte sich so oft und so deutlich, daß Clotilde den ganzen Rest ihrer Geisteskraft zusammennehmen mußte, um den Eindruck dieses für sie schrecklichen Bildes ertragen zu können. Sie kannte die jammernde gebrochene Gestalt; sie wußte, wer in dem Sarge lag, sie hatte die kraftlosen Bewegungen des Bündels gesehen! . . .

Sich schüttelnd wie im Fieber, rief sie aus, die bleichen abgemagerten Hände an ihre heiße Stirn legend:

„O — o! die Todten stehen auf! Das hat Sandomir verschuldet mit seinem gräßlichen Fluche!...“

Mehrmals verschwindend, als wolle es sich recht an der Seelenpein der Baronin ergötzen, kehrte das Bild immer von neuem zurück. Selbst als sie die Schritte des Barons und dessen rauhe Stimme hörte, verließ es sie nicht. Eher wurden die Farben noch greller als früher, und sie vermeinte das Schluchzen der am Grabe Knienden zu vernehmen.

Die ganze Nacht mußte Clotilde sich mit diesen Einbildungen herumschlagen. Sie zuckte fast erfreut zusammen, als der Tag anbrach und es sehr lebhaft



auf dem Schloßhofe zu werden begann. Ganz deutlich hörte sie schnell hintereinander zwei Wagen durchs Thor fahren.

Nach längerm Hin- und Wiedergehen trat dann die gewohnte Ruhe wieder ein. Clotilde hob eins der Rouleaux und sah scheu über die schattigen Gänge und Baumgruppen des Parks, den sie nebst einem bedeutenden Segment der südlich ziehenden Gebirgsmauer überblicken konnte. Der Himmel war leicht bedeckt, die Luft ruhig. Auf den Feldern waren Schnitter mit dem Mähen des ersten frühreifen Roggens beschäftigt. Wäre sie kräftigen Körpers, heitern Geistes gewesen, wie gern hätte sie sich dann jetzt in ihren bequemen Wagen gelehnt und sich langsam an den erhitzten Arbeitern vorüberfahren lassen, um sie recht gemächlich zu lorgnettiren, ihre devoten Grüße vornehm zu erwidern oder auch ganz unberücksichtigt zu lassen, und aus diesem völlig nutzlosen Treiben neuen Genuß zu saugen.

Auch auf diese leichte Zerstreuung mußte die kranke Baronin verzichten. — Wie hatte sich die Welt, wie ihr Schicksal sich verändert seit einem einzigen kurzen Jahre! War es doch, als hätte der Tod Corneliens ihr ganzes Glück zerstört, und mit dem Versinken der

Freundin in die Gruft sei auch ihres Daseins Sonne für immer erloschen.

Gegen das Licht des Tags sich wieder abschließend, schellte sie ihrer Zofe und richtete die Frage an diese: ob der Baron Besuch erhalten habe. Das junge Mädchen schwieg zögernd. Dies Schweigen erbitterte die überreizte Dame und veranlaßte deren Wiederholung.

„Der Herr Stiftssyndikus und ein geistlicher Herr", antwortete darauf die Zofe mit gesenktem Blicke, „sind zuerst in Begleitung des jungen Herrn Barons eingetroffen; später führte eine zweite Kalesche eine der Kleidung nach sehr vornehme Dame mit einer — mit einer andern Person in den Schloßhof."

Clotilde trat rasch auf das zaghafte Mädchen zu und nöthigte es, indem sie mit ihrer abgemagerten Hand dessen Kinn erfaßte, sie anzublicken.

„Warum schlägst du die Augen nieder?" sagte sie, mit unheimlich stechenden Blicken die Zofe durchbohrend. „Haben sie dich bestochen? Sollst du mich belauschen, aushorchen? Nimm dich in Acht, Thörin! . . . Wer mich hintergehen will, der spielt um Leben und Seligkeit!"

Das Wort Spiel machte die Baronin, obwol sie es selbst brauchte, zittern. Sie wich von der Zofe



zurück, als müsse sie sich gegen einen ihr drohenden Angriff vertheidigen, und nahm erst am Fenster wieder Stellung, indem sie sich halb mit der Gardine verhüllte. Fortwährend das Auge finster und mistrauisch auf die Dienerin richtend, fuhr sie fort:

„Ist es der Dombechant, welcher Adolar begleitet?"

„Ich kenne den Herrn nicht", lautete die Antwort der Zofe.

„Und die Begleiterin der Dame ist dir auch unbekannt?"

Das ängstlich gewordene Mädchen zögerte abermals mit der Antwort, was Clotilde bis zur Wuth empörte.

Mit geballter Faust stürzte sie sich auf die Zofe, daß diese vor der unheimlichen Gebieterin flüchtete und die Thür zu gewinnen suchte. Eine rasche Wendung der Baronin schnitt jedoch der Eingeschüchterten diesen Weg ab und drängte sie in die Ecke. Draußen ward es lebendig.

„Undankbares, tückisches, gemeines Geschöpf", rief Clotilde, das zitternde Mädchen in furienartiger Wildheit umkreisend, „du kennst die Gefährtin der Dame und ich will jetzt ihren Namen von dir hören!"

„Gnädigste Frau Baronin. verzeihen", stotterte die Dienerin mit flehend erhobenen Händen. „Ich

wußte ja nicht, ob ich ihn nennen durfte . . . Gnädige Frau sind so schreckhaft, so aufgeregt! . . . Wenn Sie sich nun entsetzten! . . . Mademoiselle Frei sah furchtbar . . ."

„Die Schwester des Försters wagt es, ins Schloß zu dringen?" unterbrach Clotilde in zornigem Aufbrausen ihre Zofe. „Man soll die widerwärtige Person auf der Stelle fortschaffen! Ich weiß, daß sie zu mir will, daß sie mich mit ihren giftigen Reden peinigen und sich an meiner gegenwärtigen Hinfälligkeit weiden will! . . . Das aber soll ihr nicht gelingen, mich schwach zu sehen! . . . Also fort! Hinaus aus dem Schloßhofe! Und will sie sich sträuben, so brauche man Gewalt! . . . Der Baron ist ja wieder hier. Als mein Gemahl ist er verpflichtet, mich vor unbequemen und schlechten Menschen, vor gemeinem, niedrigem Gesindel zu schützen! . . . Ich befehle den Baron zu mir! . . . Ich will ihm meine Meinung sagen, und ihn an seine Pflicht erinnern! . . ."

Zum Glück für die Dienerin trat gleich nach dieser mit großer Bestimmtheit ausgesprochenen Willensmeinung Clotilde's der Baron persönlich ins Vorzimmer seiner Gattin. Diese vernahm seinen Schritt



und eilte der Thür zu, deren Portière sie hob. Beide Gatten maßen einander mit düstern Blicken.

„Mein Gemahl", begann Clotilde zuerst, „ich wollte Sie eben rufen lassen. Man überfällt uns, fürcht' ich, und Sie wissen, daß Ruhe allein mein Uebel beseitigen kann!"

Der Baron schien geistig sehr gelitten zu haben. Die Röthe seines trotz der schlaffen Züge doch starken Gesichts war gänzlich verschwunden. Nur Furcht oder Schreck konnte diese auffallende Veränderung in ihm hervorgebracht haben. Ohne die Anrede Clotilde's zu erwidern, sagte er kurz zu der Zofe:

„Ins Vorzimmer! Da harren Sie, bis man Sie rufen wird!"

Die feste, schneidend kalte Stimme des Barons verhinderte Clotilde, Einspruch gegen diese Anordnung zu erheben. Auch wollte sie ja wirklich ihren Gatten sprechen, und wenn dies ohne Zeugen geschah, gereichte es ihr vielleicht selbst nur zum Vortheile.

„Madame", redete der Baron seine Frau an, „ich habe Ihnen die Mittheilung zu machen, daß der Herr Stiftssyndikus Liebner Sie in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen wünscht. Meinen Vorwand, daß Sie krank seien und niemand annehmen könnten, wollte man nicht gelten lassen. Hoffentlich

leiden Sie nicht so heftig, daß eine wahrscheinlich nur kurze Unterhaltung — der Stiftssyndikus hat mich versichert, er wolle nur einige Fragen an Sie richten, auch sei er beauftragt, Ihnen einen Brief persönlich zu übergeben — Ihrer Gesundheit nachtheilig werden könnte. Sind Sie also bereit, den Ihnen bekannten Herrn zu empfangen, so lasse ich ihn eintreten. Er ist meines Winkes gewärtig."

Clotilde war so aufgeregt, daß sie momentan von den Leiden, die sie quälten, nichts fühlte. Schwerlich aber würde sie der Aufforderung des ihr längst entfremdeten Gatten entgegengekommen sein, wäre ihre Neugierde nach Nachrichten aus der Welt nicht stärker gewesen als die Abneigung gegen den Mann, den sie nie geliebt hatte und den sie aus einem sehr triftigen Grunde seit geraumer Zeit verabscheute.

„Liebner ist nicht allein", sagte sie, noch mit einem Entschlusse ringend. „Ein Geistlicher begleitet ihn, sagt man mir. Was hat dieser auf Kaltenstein zu suchen?"

„Der Herr Stiftssyndikus wird diese Frage besser zu beantworten wissen als ich, Madame! Sind Sie bereit?"

Clotilde verneinte nicht. Darauf trat der Baron zurück und hob die Portière. Lächelnden Gesichts



überschritt der Stiftssyndikus die Schwelle. Dem schlauen Juristen folgte Abbé Kasimir, in dessen intelligenten Züge die Spuren schwerer geistiger Leiden und qualvoller Seelenkämpfe zu lesen waren.

Die Baronin ließ ihre tiefliegenden, von einem unruhigen Feuer blitzenden Augen nur wenige Secunden auf Liebner ruhen, dann glitten sie zu dem hohen, ernsten Priester, der nach einer stummen Verbeugung hinter dem Stiftssyndikus stehen blieb. Der Baron näherte sich dem Priester einige Schritte, redete diesen aber nicht an.

Bestürzt und von bangen Ahnungen gefoltert, erwiderte Clotilde nicht einmal die Begrüßung des alten Juristen. Sie nahm Platz in dem Fauteuil, der ihr gewöhnlich zum Ruhesitze diente.

„Ich ersuche Sie, gnädige Frau Baronin“, hob der Stiftssyndikus an, „in meiner Eigenschaft als Rechtsanwalt, mir in Gegenwart dieser Zeugen die Frage zu beantworten, ob Ihnen eine polnische Familie Ludomirsky bekannt ist oder ob Sie jemals von deren Existenz mittelbar oder unmittelbar Kunde erhalten haben?“

Das Entsetzen, welches sich, noch ehe Liebner seinen Satz vollenden konnte, auf dem verstörten Gesicht Clotilde's malte, war allein schon eine Ant-

wort, die keine Deutung zuließ. Ihre Augen, die brennend auf dem Stiftssyndikus ruhten, wurden tiefer und stierer. Mund und Hände befiel ein krampfhaftes Zucken, und ohne die Frage Liebner's zu beantworten, schnellte sie plötzlich empor, streckte abwehrend beide Hände mit gespreizten Fingern vor sich aus und rief dumpf und hohl:

„Hinunter! Hinunter!“

Der Stiftssyndikus erfaßte die Hand der Wankenden und führte sie zurück zum Stuhle.

„Ich bedauere unendlich, gnädige Frau, daß Sie wahrscheinlich infolge einer schlaflos verbrachten Nacht meine Frage nicht richtig aufgefaßt haben“, sagte er, indem er die Miene annahm, als habe er weder das Entsetzen der Baronin gesehen noch ihren unverständlichen Ausruf vernommen. „Die genannte Familie Ludomirsky ist nicht, wie man bisher meinte, ausgestorben. Ein Nachkomme derselben lebt noch, und auf Bitten desselben, dem viel daran gelegen ist, alles Unrecht gegen früher vernachlässigte Familienglieder nach Kräften wieder gut zu machen, habe ich mich bereitwillig erklärt, ihn in diesem edeln Bestreben zu unterstützen. In diesem Priester der Kirche, gnädige Frau, sehen Sie den Enkel des letzten rechtmäßigen Wojwoden von Ludomirsky, Namens Kasimir Ludomirsky, vor sich.

Eine seiner Tanten soll — einem allerdings unverbürgten Gerücht zufolge — an einen Herrn Sandomir . . ."

Clotilde begann krampfhaft zu lachen und ihre Hände flogen als würden sie galvanisirt.

„An einen Sandomir Geldern verheirathet worden sein", vollendete langsam und mit großem Nachdruck sprechend der Stiftssyndikus.

Das Krampflachen der Baronin verlor sich nicht. Liebner winkte dem Abbé.

„Ich bitte um den Brief", flüsterte er diesem zu.

Abbé Kasimir überreichte dem Stiftssyndikus ein bereits erbrochenes Schreiben. Mit diesem trat er der Baronin wieder näher, stützte sich auf die Lehne des Stuhls, der die Unglückliche trug, und fuhr fort:

„Ihrem Gedächtniß, gnädige Frau, kommt vielleicht ein der Vergangenheit entnommener Anhaltepunkt zu Hülfe. Den Bemühungen des Herrn Abbé und seiner Freunde ist es gelungen, das Porträt jener Dame, welche durch ihre Vermählung den Namen Geldern annahm, aufzufinden. Man hat es mir eingehändigt. Hier ist es."

Der Lachkrampf war vorüber. Liebner ließ die Papierhülle, welche das Miniaturporträt Berenice's von Ludomirska umschloß, auf den Boden gleiten und

hielt der Baronin dasselbe dicht vor die Augen. Ein einziger Blick darauf und Clotilde brach mit dem Aufschrei: „Berenice! . . . Meine Mutter! . . .“ zusammen.

Der Abbé eilte erschüttert seiner Verwandten zu Hülfe, nur der Baron blieb voll finstern Grolls mit gekreuzten Armen am Tische stehen, gegen den er sich gelehnt hatte.

Clotilde war nicht bewußtlos, aber ihre Gedanken füllten sich mit verworrenen Bildern. Wieder sah sie das offene Grab vor sich, wieder hörte sie das Jammern ihrer Mutter, gewahrte die Bewegungen des jenseit der Grube liegenden Bündels. Die wilden wirren Worte, die sie zusammenhangslos ausstieß, die heftigen Drohungen, die sie gegen den Abbé schleuderte, den sie offenbar mit einer andern Person ihrer Erinnerung verwechseln mußte, erschütterten alle tief, und die Thränen, welche dem Stiftssyndikus bei diesem jammervollen Anblick entfielen, entsprangen wirklich einem menschlich natürlichen Mitgefühl.

„Meine Vermittelung ist hier zu Ende“, sprach er, von der Leidenden sich abwendend. „Ist Hülfe überhaupt noch möglich, so wird nur ein Arzt oder ein Geistlicher sie gewähren können.“

„Nicht dürfen?“ rief in diesem Augenblicke eine

rauhe Frauenstimme. „Was einem nicht verboten ist, das darf man, Mamsell Naseweis! Meint Sie, ich kenne die Stimme Ihrer sogenannten gnädigen Frau nicht? . . . Gehorsamer Diener! An dem Geächz und Gestöhn höre ich, daß sie endlich einmal ihr verfluchtes Lotterleben und das böse Gewissen mürbe gemacht haben. Nach dieser Stunde habe ich gelechzt seit vielen Jahren! . . . Sie hat mich bespien mit ihren hochmüthigen, frechen Augen, so oft sie das Forsthaus betrat; sie hat sich vor mir geschüttelt, als sei ich ein leibhaftiges böses Ding, vor dem man ein Kreuz schlägt, damit es uns nichts thut; sie hat mich geärgert, als ob sie's noch aparte zu ihrem Schlüsselgelde bezahlt kriegte, und meine Nichte, das alberne, eingebildete Ding, hat sie dem leibhaftigen Gottseibeiuns in die Hände gejagt, daß er das arme Wesen mit Haut und Haar sich angeeignet haben würde, wären nicht ein paar Härchen an der glatten, hübschen Puppe von irgendeinem Heiligen berührt worden! Jetzt ist die Stunde gekommen, in der ich das Recht der Wiedervergeltung üben will. Und darum lasse ich mich von einer Jungfer Naseweis nicht abweisen, und führe die hoffärtige Person schon in der nächsten Minute mit Trompeten und Pauken in die Hölle!"

Mit starkgeröthetem Gesicht schritt Kathrine Frei durch die Portière. Es geschah dies mit solchem Ungestüm, daß ihr plumper Schuh daraufstrat und die Ungeschickte beinahe ins Zimmer gefallen wäre.

„Dummes, unnützes Gelumpe!“ rief sie finster. „Vor einem Himmelbett laß ich mir das Zeug gefallen, es vor Thüren aufzuhängen, ist purer sündhafter Hochmuth!“

Der Stiftssyndikus erfaßte die harte, knöcherne Hand der Zornigen.

„Haben Sie denn gar kein Christenthum, Mademoiselle“, sagte er, „daß Sie selbst einer vielleicht Sterbenden gegenüber Ihrer gottlosen Zunge nicht gebieten können?“

„Gehorsamer Diener, Herr Cousin“, versetzte Kathrine. „O ja, Christenthum hat man, und zwar mehr als viele, die sich damit brüsten. Man hat, gottlob! christliche Aeltern gehabt und ist in christlicher Gottesfurcht erzogen worden!“

Sie drängte den Stiftssyndikus beiseite, um der Baronin näher zu treten, die, Berenice's Bild krampfhaft umschlungen haltend, schwer athmend, aber mit offenen Augen, halb im Arme des Abbé Kasimir ruhte. Wahrscheinlich erkannte die Baronin die Schwe-

ster des Försters, wenigstens glitt ihr tiefes, dunkles Auge von dem Porträt auf die Tante Hildegarde's.

Kathrine Frei blieb hoch aufgerichtet vor Clotilde stehen und betrachtete sich die gebrochene, entsetzte Dame in den reichen Kleidern, die sie trug, geraume Zeit. Dann wendete sie ihr blatternnarbiges Gesicht dem Baron zu und sagte:

„Ich bin immer gerecht, mein Herr Baron, und muthe niemand mehr zu, als er ertragen kann. Die meisten andern Frauen würden an meiner Stelle ihr Müthchen an der Wehrlosen gekühlt haben. So schlimm hab' ich's nicht mit ihr vor. Ich begnüge mich mit der Genugthuung, die dieser Anblick mir gewährt. Sie hat ihren Lohn dahin, und ich fühle sie hier unter mir."

Kathrine Frei stampfte ihren Fuß hart auf die teppichbelegte Diele.

„Gottlob!" fuhr sie fort, der Thür zuschreitend, „mit der dort wäre ich fertig. Nun kommt die Junge daran, die sie zu ihrem Ebenbilde machen wollte . . . Ja, gehorsamer Diener, Frau Baronin! Dero hoch-adeliche Macht hat den Schwund bekommen, und wenn es auch der Rechtsgelehrtheit vorläufig gelungen ist, mich auszustechen, aufgegeben wird das Spiel deshalb noch nicht! . . . Die eine habe ich unter

die Füße gestampft, die andere soll freiwillig darunter-kriechen und mich dann flehentlich bitten, daß ich sie allergnädigst wieder aufhebe und zu mir emporziehe!"

Ein tiefer Knicks war der letzte Gruß, welcher diesen Bemerkungen folgte. Dann rauschte sie hart auftretend durch die Portière, die sie weit auseinander riß, und kümmerte sich nicht weiter um die Zurück-bleibenden.

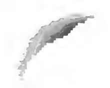
Sechstes Buch.

Erstes Kapitel.

Festliche Vorbereitungen.

Es war starker Reif in der Nacht gefallen. Bei Sonnenaufgang blitzten Wiesen, Feld und Wald in dem funkelnden Schmucke, den ihnen der Winter bei erstem eiligen Vorüberwandeln zugeworfen hatte.

Viele Landbewohner hielten diesen ersten Nachtfrost für einen Wink, vorsichtig und besonders nicht säumig zu sein. Ueberall zeigte sich eine große Geschäftigkeit vor den Thüren oder kleinen Hofräumen freiliegender Häuser. Hier wurde Stroh in Bündel zusammengebunden, dort trockenes Laub in Menge herbeigeschafft. Auch die gedörrten Stengel und Blätter der Kartoffel holten Verschiedene aus Schuppen und geschützten Plätzen herbei, um die Außenwände der aus Holzbohlen erbauten Häuser gegen die Einwirkung von Kälte und hohem Schnee fest damit zu



umbauen. Das ganze Land war an diesem schönen, frischen Herbstmorgen, wie man es heißt, mit dem „Versetzen" der Häuser beschäftigt.

Eine Ausnahme machten nur die Wohlhabendern, deren Häuser an sich schon fester gebaut waren und die deshalb eines künstlichen Schutzes nicht bedurften. Zu diesen nicht eben gerade sehr zahlreichen Wohnungen gehörte auch trotz seines Alters das am Waldsaume gelegene Forsthaus. Dennoch ging es hier nicht weniger lebhaft zu wie drüben im weitgestreckten Dorfe, wo heute alle Schornsteine bald dunkelblauen, bald schmuzig gelben Rauch in die glänzend helle Luft entsendeten, je nachdem die Bewohner trockenes Holz oder ein aus sehr verschiedenen Bestandtheilen zusammengetragenes Gemisch meist feuchter Gegenstände als Brennmaterial benutzten.

Zu beiden Seiten des aus plumpen steinernen Säulen bestehenden Eingangsthors, die ein gewölbter Kragstein in Rundbogenform miteinander verband, welcher das ebenfalls in Stein gehauene Wappen der Barone von Kaltenstein, von Greifen gehalten, umschloß, lehnten zwei Leitern. Auf jeder derselben stand ein Jägerbursche, und beide mühten sich ab, eine außerordentlich dicke Guirlande von Eichenlaub über dem Thore zu befestigen. Ein paar mal glaubten sie

schon am Ziele angelangt zu sein, immer aber mußten sie das fertige Werk ihrer Hände wieder einreißen. Denn Kathrine Frei stand, einen alten, mit sehr zerrissenem Marderpelz besetzten kleinen Mantel, den sie Schlappertuschel nannte, um ihre kantigen Schultern geschlagen und die Beine mit abgelegten Wasserstiefeln ihres Bruders bekleidet, um gegen den äußerst scharfen Morgenwind geschützt zu sein, vor dem Thore und musterte mit kritischem Auge das Schaffen der Jägerburschen.

Gewöhnt an Mäkeln und Schelten, und von der Ueberzeugung durchdrungen, daß sie unbedingt alles, was sie angreife, besser mache als andere Leute, hatte sie fortwährend zu tadeln. Bald hing der an sich entschieden geschmacklose Schmuck — Kathrine hatte die Guirlande ganz allein selbst gewunden und volle zwei Tage darüber zugebracht — zu niedrig, bald machte er über der Wölbung des Thors nicht die begehrte kühne Schwingung, die Kathrine für besonders malerisch erachtete, bald endlich war eins der zu beiden Seiten herabhängenden Enden länger als das andere.

Wie vorauszusehen, endigte die ganze Verzierungsarbeit mit einem lebhaften Wortwechsel, welcher die beiden Jägerburschen veranlaßte, die Guirlande in der



ihr zuletzt gegebenen Lage zu lassen. Diese schandbare Widersetzlichkeit der groben Bengel, wie Kathrine die Davongehenden so laut nannte, daß sie den ihnen nachgerufenen Ehrentitel noch bequem mitnehmen konnten, führte die entschlossene Jungfrau selbst erst auf die eine, dann auf die andere Leiter, und wirklich rückte und zerrte sie so lange an dem Gewinde herum, bis es so ziemlich saß, wie sie es wünschte.

Zufrieden sich selbst Beifall zunickend, sagte sie:

„Das muß man kennen!“ ging in den Hof, wo ein verdeckter Korb stand, entnahm diesem einige grüne und weiße Bänder, erstieg mit diesen noch einmal die Leitern, und brachte sie an den Enden der Guirlanden, zu Schleifen verschlungen, an.

„So!“ sprach sie. „Jetzt ist's eine Ehrenpforte, daß sich kein Potentat schämen dürfte, darunter durchzureiten. Ich thu' es aber auch blos den andern Halunken zum Tort, weil ich doch meinen Willen zuletzt durchgesetzt habe!“

Den Korb mit noch einigen nicht verbrauchten Bandresten aufnehmend, zog sich Kathrine hierauf in das Forsthaus zurück. Sie rief die Magd und trug ihr auf, die beiden noch am Thorweg lehnenden Leitern abzunehmen und sie im Schuppen unterzubringen.

„Dem groben Mannsvolk mag ich nicht zum zweiten male ein gutes Wort geben", setzte sie zur Entschuldigung, daß sie die Magd mit einer solchen Aufforderung behellige, hinzu.

Im Forsthause herrschte heute eine musterhafte Ordnung und Reinlichkeit. Es mußte Zeit und Mühe gekostet haben, alles in solchen Glanz zu setzen. Kathrine Frei ließ aber auch ihre Augen mit unverhohlenem Wohlgefallen von einem Gegenstande zum andern gleiten, um zuletzt wie der Weltschöpfer sich zurufen zu können: es ist alles sehr gut!

Nach den vielen Anordnungen sich endlich einige Zeit ausruhend, verlor Kathrine bedeutend an Frische und Munterkeit. Sobald die gern rastlos Thätige nicht arbeitete, machten sich die Spuren der Jahre und die Folgen langer, im verborgenen getragener Sorgen gar sehr bemerkbar. Ihr Auge umschleierte sich, das so arg von den Pocken zerrissene Gesicht, grau und schlaff, legte sich um die Backenknochen in hohle Falten. Mit ihrem Haar hatte Kathrine nie Staat machen können, obwol sie die dunkelblonde Farbe gern pries, jetzt aber konnten Freundinnen ihr nur zu dessen Verbergung rathen. Es war dünn und grau geworden, und selbst künstliche Mittel würden schwerlich im Stande gewesen sein, die

Sprödigkeit und unfügsame Härte desselben ganz zu brechen.

Die schweren, unbequemen Wasserstiefeln von sich schlenkernd und in ihre Pantoffeln fahrend, warf sich Kathrine auf den Schemel, der ihr stets zum Ausruhen diente. Sie hätte sich wol einen Stuhl genommen, wäre damit nicht allen Hausgenossen ein Zeichen gegeben worden, sich gelegentlich dieselbe Freiheit zu nehmen. Auch hätte sie dann über die grauen Leinwandpolster Ueberzüge stülpen müssen, und das zu thun ohne dringende Noth hielt sie für Luxus und sündhafte Verschwendung.

Das ganze Forsthaus war vom obersten Dachboden bis hinunter in den Milchkeller gereinigt, aber gründlich gereinigt. Auch ausgeräuchert war es worden, in den obern feuergefährlichen Räumen mit trockenen Wachholderbeeren, die Kathrine eigenhändig auf eine alte erhitzte Schaufel warf und sie hier verdunsten ließ. Weiter unten, auch in den Zimmern des ersten Stocks verbrannte man ganze Büsche von Wachholderreisig.

Am schwersten fiel der überreinlichen Schwester des Försters die gänzliche Vertilgung der Spinnen. Als Freundin der Ordnung mußte sie diese von ihr geliebten Thiere entfernen, das unterlag gar keinem

Zweifel, aber wenn sie die Verfolgung mancher andern Thiere, denen man ungern den Aufenthalt im Hause gestattet, mit wollüstiger Grausamkeit betrieb, behandelte sie die Spinnen mit der liebevollsten Zuvorkommenheit. Getödtet ward mit Kathrine's Willen keine einzige. Sie öffnete ihnen bereitwillig Fenster und Thüren, und erlaubte sich nur, ihnen in Bezug auf die zu nehmende Richtung ihres Rückzugs mittels eines Stäbchens behülflich zu sein.

Ganz jedoch alle Spinnen zu entfernen, zu einer so heroischen That konnte sich Kathrine Frei nicht entschließen. In zwei Winkeln der Küche, ja sogar in einer Ecke des Speisegewölbes, die sie nie benutzte und die sie mit besonderer Vorsicht überwachte, behielt und pflegte sie ihre Lieblinge. Hier richtete sie ihnen gleichsam eine Putzstube ein, die von keinem Uneingeweihten ohne ihre Bewilligung berührt werden durfte. Wo Kathrine ihre Spinnen wartete und fütterte, da war ganz allein ihr Reich.

Es war aber nicht blos eine seltsame Vorliebe für die Spinnen überhaupt, welche Kathrine diese Anordnung treffen ließ, es versteckte sich dahinter auch eine geheime Absicht, die wir später kennen lernen werden.

So schwere Prüfungen das vergangene Jahr auch

über die Bewohner des Forsthauses verhängt hatte, mit den weniger lauten, gerade deshalb aber weit mehr in die Tiefe dringenden Erschütterungen der jüngsten Vergangenheit ließen sich dieselben nicht vergleichen. Namentlich waren die letzten beiden Monate unter aufreibenden Gemüthsbewegungen verstrichen, denen selbst die eiserne Gesundheit Kathrine's und deren große Willenskraft oder — wie andere behaupteten — ihr bodenloser Eigensinn nicht dauernd gewachsen blieb.

Auf Kaltenstein waren schreckliche Scenen vorgekommen, von denen Kathrine allerdings nur hörte, die aber leider auf die Verhältnisse ihres Bruders nicht ohne Einfluß blieben. Eine Zeit lang mußte die Baronin wie eine Gefangene behandelt werden, ja es ward behauptet, man sei genöthigt gewesen, zu peinigenden Gewaltmitteln seine Zuflucht zu nehmen, um die unglückliche Frau gegen sich selbst zu schützen. Seit einigen Tagen erst war in den krankhaften Verstimmungen und Ueberreizungen — diesen Namen gaben die herbeigerufenen Aerzte den Leiden der Baronin — eine große Aenderung eingetreten. Ihre bis zur Tobsucht sich steigernde Heftigkeit war einer tiefen, stillen Trauer gewichen. Es hieß, die noch vor Jahresfrist so intriguante und stolze Dame sei weich und

folgsam geworden wie ein Kind. Stundenlang sollte sie dem Gerüchte nach in Thränen schwimmen. Einzelne wollten sogar wissen, sie bete viel und verlange immer nur mit Geistlichen umzugehn. Dies Gerücht ward jedoch von niemand geglaubt. Jedenfalls bedurfte es noch sehr der Bestätigung, ehe es räthlich war, es weiter zu verbreiten.

Nicht ganz so stürmisch im allgemeinen, aber auch wenig ruhiger vergingen die Tage im Forsthause. Weil man aus Gründen, die auch Kathrine nicht erfuhr, das Schloß für keinen zu Berathungen und gewöhnlich stundenlang dauernden Unterhandlungen geeigneten Ort hielt, sah das Forsthaus jetzt mehr Besuch, als die Schwester Frei's während ihres ganzen langjährigen Aufenthalts darin hatte aus- und eingehen sehen. Diese Besuche trugen aber nicht zur Erheiterung des geprüften Geschwisterpaares bei, sondern hinterließen immer von neuem eine Last von Sorgen, denen der Förster beinahe erlag.

Am meisten beunruhigte den gutmüthigen, willensschwachen und zu Entschlüssen schwer zu bewegenden Andreas der alte Baron. Dieser schmiegte sich dem Förster so fest an, als müsse Andreas Frei seine Stütze sein unter allen Verhältnissen. Gerade dieses Anschmiegen aber ängstigte diesen, weil er die Veran-



lassung desselben sehr wohl kannte und doch seiner Stellung wegen diese niemand mitzutheilen wagte. Auch verlangte der Baron von Andreas, daß er schweigen solle. Nur in dem Falle, daß ein zweites mal seine Freiheit ernstlich gefährdet werden könne, hatte der immermehr in wüstes Leben sich verlierende Baron dem Förster unter gewissen Vorbehalten gestattet, einiges von dem, was er als quälendes Geheimniß mit sich herumtrage, dem Stiftssyndikus und dem Abbé Kasimir mitzutheilen.

Der letztere wohnte in der Stadt, kam aber wöchentlich ein paar mal mit der Gräfin von Serbillon, die ebenfalls daselbst Wohnung genommen hatte, ins Forsthaus, wo dann jedesmal auch der junge Baron eintraf.

Den Verhandlungen, welche im ehemaligen Wohnzimmer Corneliens gehalten wurden, blieb Kathrine persönlich fern, da ihr Andreas auf das heiligste versicherte, es sei darin nie weder von ihr noch von Hildegarde die Rede, sondern nur von den verwickelten Verhältnissen der Familie von Kaltenstein, die man zu ordnen beflissen sein müsse.

Kathrine kannte ihren Bruder zur Genüge, um einer so feierlich gegebenen Versicherung auch Glauben zu schenken. So schwieg sie denn; murrend aber

ließ sie es geschehen, daß ihr mit so großer Sorgfalt stets rein gehaltenes Haus so oft von Fremden betreten wurde, die auf ihre Ordnungsliebe nicht im mindesten Rücksicht nahmen.

Schon daß sich Personen polnischer Abkunft unter diesen Besuchern befanden, war für Kathrine ein Stein des Anstoßes. Polen und Schmuz waren für die reinliche Schwester des Försters correlate Begriffe. Sie dachte dabei natürlich immer nur an die polnischen Juden, vor denen ihr vor längern Jahren einige besonders ausgezeichnet schmuzige Exemplare zu Gesicht gekommen waren.

Ungeachtet des Widerwillens, von welchem Kathrine gleichsam den Fremden gegenüber besessen war, flößte ihr die Gräfin von Serbillon doch Respect ein. Es erging ihr ganz wie Hildegarde. Die Atmosphäre angeborener und anerzogener Vornehmheit, welche die Gräfin umgab, machte auf die alternde Jungfrau einen Eindruck, dem sie sich nicht entziehen konnte. Wenn Kathrine Clotilde von Kaltenstein immer Malicen sagte, wenn sie den Baron mit rücksichtsloser Grobheit behandelte, obwol sie wußte, daß ihr eigener Bruder darunter leiden konnte und die Rückwirkungen eines möglichen Bruches auch auf sie zurückfallen mußten, so hielt sie sich Diana von

Serbillon gegenüber stets und ohne daß es ihr schwer zu werden schien, in den Grenzen, die ein natürliches Schicklichkeitsgefühl ihr vorzeichnete.

An Kummer, Sorgen und hunderterlei Bedenken fehlte es aber Kathrine doch nicht. Das Räumen, Putzen und Kehren hatte nun gar kein Ende mehr, und aufgegeben konnte es ja nicht werden, da sonst das alte Forsthaus ausgesehen haben würde wie eine Mördergrube. Natürlich hörte das Arbeiten Tag und Nacht kaum auf, und da Kathrine immer dabei sein und selbst mit Hand anlegen mußte, wenn die Arbeit ordentlich gethan werden sollte, so lag auf ihr die größte Last.

Zu diesen vielen mehr äußerlichen Fatalitäten gesellte sich ein wirkliches Seelenleiden, das Kathrine weit mehr angriff, als selbst Andreas erwartet hatte. Es war dies ihre Sorge um Hildegarde und deren Zukunft.

Da sie mit ihren Vorschlägen nicht durchdringen konnte und fremde Unterstützung ihr fehlte, so verzichtete Kathrine vorläufig auf Ausübung eines Einflusses, in der sie gleicherweise ein Recht wie eine Pflicht erkannte. Gewalt durfte sie nicht anwenden, mithin mußte sie ihre Zeit abwarten. Hildegarde, die es sie wiederzusehen drängte, zumeist um den

ganzen Groll ihres übervollen Herzens über die Frevlerin auszugießen, die nun doch schon das Leben und die Verhältnisse gebeugt hatten, war mit Genehmigung der zunächst Betheiligten durch die Vermittelung Liebner's im Kloster untergebracht worden. Dieser Schritt hatte nichts Auffallendes, weil mit dem Kloster ein Jungfrauenstift verbunden war, dem eine besondere Stiftsdame vorstand, obwol die Aebtissin eigentlich die Oberaufsicht führte. Hier fanden junge Mädchen beider Confessionen, wenn sie nur von einflußreichen Gönnern kräftig empfohlen wurden, Aufnahme. Gewöhnlich brachten auch diejenigen, welche später den Schleier zu nehmen entschlossen waren, ehe sie das eigentliche Noviziat antraten, ein paar Monate im Stift zu. Die darin lebenden Nichtkatholikinnen waren ohne Ausnahme behufs strengerer Beaufsichtigung im Stift, weshalb man dasselbe wie eine moralische Correctionsanstalt für vornehme Jungfrauen, die bei ihren Anverwandten nicht gut thun wollten, betrachtete.

Obwol nun Kathrine, der es durchaus nicht an praktischem Verstande fehlte, dem Verfahren ihrer Gegner recht geben mußte, konnte sie doch nicht umhin, dieselben zu gelegener Zeit fühlen zu lassen, daß sie nur Frieden auf Zeit mit ihnen geschlossen habe.

Namentlich richtete sie ihre Geschosse auf den Stifts-syndikus, der, wie er selbst zugab, die ganze Intrigue geleitet und recht mit Lust gegen sie durchgeführt hatte. In Kathrine's Auge konnte dem alten Juristen eine starke Dosis Aerger nicht schaden, hätte sie ihm diese auch nur beibringen sollen, um dem unersättlichen Feinschmecker den Appetit dann und wann ein wenig zu verderben. Die vortreffliche Haushälterin des Försters verdroß es nämlich sehr, daß sie alle Wochen ein paar mal für Fremde ausgezeichnet kochen mußte, und daß unter diesen regelmäßig wiederkommenden Gästen ihres Bruders keiner mit solcher Kennermiene die aufgetragenen Speisen prüfte wie der stets mit vortrefflichem Appetit gesegnete Stiftssyndikus.

Mit der größten Seelenruhe würde die ärgerliche Jungfrau ein Gericht gründlich verdorben oder einer Sauce Substanzen beigemischt haben, die wenn auch keine schädlichen, doch unangenehme Folgen für gierig Essende haben konnten. Das aber erlaubte Kathrine ihr bis dahin tadellos gebliebener Ruf als vorzügliche Köchin nicht. Auf diesen Ruf war sie sehr stolz, und sie hielt nicht weniger darauf als auf die Reinlichkeit und Ordnung, die im Forsthause herrschte, und von der Verständige und Unverständige weit und breit sprachen. Gut und tadellos kochen also mußte die

Vielgeplagte. Sie that es aus Egoismus und Pflichtgefühl, allein dem Herrn Cousin, der während jeder Mittagstafel mehr Thränen vergoß, als die männlich geartete Kathrine in einem ganzen Jahre ihren Augen entpressen konnte, mit Worten die Suppe zu versalzen und dadurch seinen Appetit abzuschwächen, hielt sie für vollkommen erlaubt.

Bisweilen erreichte die Unermüdliche, die zum Schmollen und Zanken jederzeit aufgelegt war, auch ihren Zweck, und wahrscheinlich würde der Stiftssyndikus öfterer ohne Appetit bei seinem Cousin gegessen haben, wäre die schöne, vornehme Gräfin von Serbillon nicht des so hart angegriffenen Juristen hochverehrter Schild gewesen. Mochte die Schwester Frei's auch noch so verbissen sein; mochte ihre Zunge von dem Gewicht der Worte, die sie balancirte, schon unwillkürlich sich bewegen, das milde und doch so gebieterische Auge Diana's entwaffnete sie, und es blieb fast immer nur bei Bruchstücken, die sie halblaut dem schmunzelnden Stiftssyndikus ins Ohr zischeln konnte.

In ihren Absichten in Bezug auf Hildegarde vorerst geschlagen, errang sie auch jetzt im eigenen Hause nur einen kaum halben Sieg. Aber sie gab dennoch nicht nach. Wußte sie doch, daß ihre Zeit nachkommen müsse! —

Eines Tages zeigte Andreas der Schwester an, die so lange dauernden Unterhandlungen seien geschlossen, der ältere Baron von Kaltenstein werde schon im nächsten Frühjahre mit seiner Gattin eine längere Reise antreten. Die Anverwandten desselben, die noch immer im Schlosse wohnten, würden sich früher, wahrscheinlich noch vor Eintritt des Winters verabschieden, um nach Polen zu reisen. Dahin werde der Herr Abbé dieselben begleiten. Nur müsse man neuere Nachrichten aus jenem von blutigen Schlachten verwüsteten Lande abwarten; denn ehe nicht bis zu einem gewissen Grade ein Zustand der Ruhe und Ordnung dort eingetreten sei, würde eine solche Reise vielleicht mit mancherlei Gefahren, gewiß aber mit unausstehlichen Plackereien verbunden sein.

Zuvörderst, schloß Andreas seine Mittheilung an Kathrine — und dieser Punkt war für die Schwester der wichtigste — solle jetzt Hildegarde, die sich im Stift gut gehalten habe, in das väterliche Haus zurückkehren. Diesem Einzuge eines gedemüthigten Mädchenherzens wolle sowol die Gräfin von Serbillon als Abbé Kasimir, denen das verirrte Kind ja doch vorzugsweise ihre Umkehr zu danken habe, beiwohnen. Er hoffte, fügte Andreas schließlich hinzu, seine Schwester werde dem Kinde das Geschehene

großmüthig vergeben, und sie freundlich aufnehmen. Gewiß werde dann auch Hildegarde unaufgefordert und von ihrem eigenen Herzen getrieben die Tante um Verzeihung bitten und das bestimmte Versprechen geben, sie künftig nie mehr beleidigen zu wollen.

Kathrine nahm diese Eröffnung des Bruders mit scheinbarer Gleichgültigkeit hin und erwiderte weiter nichts als die Worte: „Ich werde gewissenhaft meine Pflicht thun."

Darauf fragte sie, an welchem Tage ihre Nichte im Forsthause ankommen werde und ob die Frau Gräfin und der blasse polnische Abbé, der gar nicht polnisch aussehe, das arme Kind begleiteten.

„Unbedingt", sagte Andreas.

„Dann muß ich mich einrichten", meinte die Schwester, und nun begann jenes gründliche Reinigungsfest, das mit der Bekränzung des Thorweges schloß, die Kathrine soviel Mühe machte.

Lange vor Sonnenaufgang war Andreas an dem scharfkalten Septembermorgen aufgebrochen, um die Gräfin und den Abbé nebst dem Stiftssyndikus abzuholen. Er selbst wollte sich in einiger Entfernung von den Klostergebäuden halten, um Hildegarde, die er noch nicht gesprochen hatte, nicht vor vielen Zeugen be-

grüßen zu müssen. Er hatte der langentbehrten Tochter, deren Herz ihm nur zu sehr entfremdet worden war, unendlich viel zu sagen, so viel, daß dem schwachen gutherzigen Manne vielleicht mehr noch vor der erwarteten Zusammenkunft bangte als der schuldigen Tochter. Zu einer offenen, ehrlichen Aussprache, das fühlte Andreas, mußte es jetzt zwischen ihm und seinem Kinde kommen. Man mußte sich verständigen, sich versöhnen. Geschah dies nicht, dann wurde durch das Wiedersehen nur ein neuer Knoten in den Lebensfaden geschürzt, der beide, Vater und Tochter umschlang. Andreas nahm sich vor, mild und sanft zu sein, aber auch seine Meinung wollte er Hildegarde nicht verschweigen, damit die hochfahrende Tochter endlich einsehen lerne, daß ihr Vater wohl wisse, was er thue, und daß es an ihr sei, ihm für so großes ihm zugefügtes Herzeleid als reuiges Kind Abbitte zu thun oder sich doch dazu anzuschicken. Andreas war vollkommen zufrieden gestellt, wenn Hildegarde die Miene einer Büßerin annahm. Er war selbst viel zu weich gestimmt, um es bis zu einer wirklichen Abbitte kommen zu lassen.

Zweites Kapitel.

Hildegarde's Eintritt ins Vaterhaus.

Auf ihrem harten Sitze ausruhend, vertiefte sich Kathrine noch einmal in die Gedanken, denen sie lange schon nachgehangen hatte. Uebereilt pflegte sie nicht zu handeln, wohl aber veranlaßte sie nicht eben selten der Eigensinn, dessen sie nie ganz Herr werden konnte, zu gemeinschädlichem Thun. Sie recapitulirte alles in ihrem Geiste, was sie auszuführen entschlossen war, und da sie nichts daran zu ändern oder zu verbessern fand, so sah sie dem Kommenden mit großer Seelenruhe entgegen.

Von dem Bruder hatte Kathrine erfahren, daß seine Tochter jedenfalls noch vor Mittag in ihr Geburtshaus einziehen werde. Demnach war es jetzt hohe Zeit für die gealterte Jungfrau, nunmehr, nach-

dem sie so lange nur für andere gesorgt, auch endlich einmal an sich selbst zu denken.

Mit scharfer Stimme der Magd noch ein paar Aufträge ertheilend, fing sie mit vielem Geschick einige Fliegen, welche die Wärme des Herdes in ziemlicher Anzahl nach der Küche gelockt hatte, und fütterte mit den zwischen ihren spitzen und harten Fingern zappelnden lebendigen Schlachtopfern ihre Lieblinge in der Putzecke. Sie lachte vergnügt über das Zugreifen der Spinnen und fand offenbar Vergnügen an der Raub- und Mordlust der häßlichen Thiere.

„Wir wollen sehen, wir wollen sehen, wie sie sich macht!" sagte sie dann, den Zeigefinger der rechten Hand steif ausstreckend und damit in die Luft drohend. „Zeigt sie sich willig und duckt sie ungeheißen unter, so soll sie eine freundliche Tante an mir finden, sitzt ihr aber der Hochmuth noch immer im Nacken, und die Kniegelenke sind und bleiben ihr steif, dann hilft es nichts; ich muß dann meine Cur mit dem in Grund und Boden verdorbenen Kinde anfangen, damit ich es dem Bruder, der Welt und dem Himmel rette. Das vornehme Volk, fürcht' ich, versteht doch nichts Rechtes von einer tüchtigen bürgerlichen Erziehung!"

Damit stieg Kathrine die Treppe hinauf und ging in ihre Kammer, um sich „in Staat zu werfen", wie sie sich ausdrückte. Dies schwierige Geschäft raubte der Eigensinnigen jedesmal viel Zeit. Jegliches Kleidungsstück, das sie anlegen wollte, mußte nämlich ebenso vorsichtig entfaltet werden, als sie es vielleicht vor Monaten zusammengefaltet hatte. Dann ward wieder jede einzelne Falte mit einer Sammtbürste ausgestrichen und das so präparirte Gewand, ohne daß es sich drückte, über eine Stuhllehne gehangen. Sechs Stühle wurden erst zu Kleiderhaltern umgewandelt, ehe bei Kathrine das eigentliche Ankleidungsgeschäft seinen Anfang nahm.

Um ihrer heimkehrenden Nichte zu zeigen, daß sie diesem Tage eine seltene Wichtigkeit beilegte, entnahm Kathrine dem gewaltigen Schranke von Nußbaumholz ihre beste seidene Robe. Dies noch wie neu anzuschauende Kleidungsstück von schwerem Damast zählte gerade so viele Jahre wie Hildegarde. Die Tante hatte es am Tauftage derselben zum erstenmal getragen. Damals war die Robe wirklich modern gewesen, jetzt aber — konnte sie vielleicht eines Tages wieder modern werden! Das kümmerte jedoch die in ihren Entschlüssen nicht leicht wankend zu machende Kathrine in keiner Weise. Sie war über-

zeugt von der ausgezeichneten Güte des Stoffes; sie hatte das Kleid, damit es nicht gleich aufschleisse, nur dreimal getragen, es war mithin so gut wie neu. Und dann, wenn sie es trug, so war es auch modern, und hätten alle Modistinnen von Paris behauptet, nur Vogelscheuchen könnten sich in so geschnittene Gewänder hüllen.

Kathrine war aber nicht nur eigensinnig, sondern auch verschämt wie ein sechzehnjähriges Mädchen. Sie erröthete tief und blieb stundenlang bestürzt, wenn es ihr passirte, was wirklich zufällig ein paar mal vorgekommen war, daß Andreas sie in bloßem Halse — was nämlich Kathrine bloß nannte — gesehen hatte. Den Nacken bis an die Schulter entblößt zu tragen, was die verhaßte Baronin immer that, nannte die Tante Hildegardens unverschämt, gemein, sündhaft. Nach ihrer Ansicht durften die Männer gar nicht wissen, wie ein Mädchen- oder Frauennacken beschaffen ist. Darum trug sie stets dicht an den Hals anschließende Kleider, und wenn sie große Toilette machte, so verriegelte und verschloß sie die Thür ihrer Kammer von innen, und gab nicht einmal zu, daß ihr die Magd eine Hand beim Zuheften des Kleides helfe. Gerade dies consequente Verschmähen jeder Hülfe war Ursache, daß Kathrine

zum Ankleiden immer ungewöhnlich lange Zeit brauchte.

Heute dauerte es noch etwas länger als sonst, weil die Eigensinnige auch noch Schmuck anlegte. Endlich fand sie nichts mehr an sich zu bessern, und nun ging sie, ihres Sieges und der Bewunderung aller gewiß, die sie kannten, hinunter in das Wohnzimmer, um der Erwarteten ruhig zu harren.

Kathrine hatte die Zeit gut berechnet. Der jüngste Jägerbursche — nach Adolar's Antritt der Herrschaft war dem Förster ein zweiter Gehülfe gegeben worden — meldete, daß eine Kutsche von der Landstraße her gerade auf das Forsthaus zukomme. Die Geputzte nickte nur mit dem Kopfe, strich behutsam einige Falten in dem steifen Kleide glatt und stellte sich dann unter die Hausthür.

Nach einigen Minuten hielt die Kutsche vor dem bekränzten Thorwege, der nur schmalen Wagen die Einfahrt in den Hofraum des Forsthauses gestattete.

Andreas, welcher neben dem Kutscher Platz genommen hatte, stieg zuerst ab und öffnete rasch den Schlag, um der Gräfin beim Aussteigen behülflich zu sein. Dieser folgte der Stiftssyndikus, dann glitt der Abbé aus dem dunkeln Innern hervor, und zuletzt gewahrte die scharf ausblickende Tante ihre

Nichte, welcher der polnische Geistliche sofort den Arm reichte.

Während der Stiftssyndikus die Gräfin durch die Pforte über den Hofraum nach dem Forsthause geleitete, ergriff Andreas die schlaff herabhängende, mit einem feinen schwarzen Handschuh bekleidete Rechte seiner Tochter, hielt diese fest und führte sie so zugleich mit dem Abbé dem Hause zu.

Es war gut, daß Kathrine ihren Platz mitten unter der Hausthür aufgeben mußte, um die Gräfin an sich vorbeizulassen, sonst würde sie ihre Nichte gewiß nicht ungedemüthigt über die Schwelle haben schreiten lassen. Jägerburschen und Magd vermutheten irgendeine interessante Begrüßung, denn alle drei standen nur wenige Schritte hinter Kathrine in der halbdunkeln Flur.

Das vornehme und doch so herablassende, sanfte Wesen der Gräfin von Serbillon imponirte der Schwester des Försters so sehr, daß sie sich von dieser Erscheinung in ihrem Vorhaben unangenehm gestört fühlte. Dennoch behielt sie eine möglichst freundliche Miene bei, weil Diana's versöhnender Blick sie schon entwaffnete. Sie trat zurück, faßte die äußersten Streifen ihrer altmodischen Robe mit beiden Händen und machte ihren tiefsten und feierlichsten Knicks.

„Willkommen, gnädigste Frau Gräfin!“ sprach sie. „Willkommen in dem Hause, wo heute der König der Ehren einziehen soll!“

Sie schwenkte sich links zur Seite, um die Gräfin vorüberzulassen, indem sie nach dem Zimmer deutete, dessen Thür die Magd eben ungestüm aufriß.

„Bitte, sich nicht zu geniren!“ fuhr sie etwas dringlicher fort. „Werde mir gleich die Ehre geben, dero Gnaden gebührend aufzuwarten!“

Der Stiftssyndikus erhielt keinen Blick von der schmollenden Jungfrau, die sich jetzt abermals kehrte und ihren verlassenen Posten wieder einnehmen wollte. Andreas und Abbé Kasimir mit Hildegarde waren nur noch wenige Schritte von der Thür entfernt.

„Nicht wahr, Sie Gute“, sprach Gräfin Diana in diesem Moment die seltsam Geputzte an, „Sie haben Mitleid mit dem armen Kinde? Ich bitte dringend, kommen Sie Hildegarde freundlich, mit recht versöhnlichem Herzen entgegen! Bitte, Sie Gute, Vortreffliche, thun Sie es mir zu Liebe! Ich werde Ihnen stets dafür dankbar bleiben.“

Diese Worte wirkten auf die eigensinnige Kathrine wie ein Zauber. Solange sie denken konnte, hatte überhaupt niemand jemals so freundlich, mild, bittend und — was noch mehr war — so anerkennend mit

ihr gesprochen. Und jetzt ließ sich eine wirkliche Gräfin, eine vornehme und reiche Dame, die mit einem alten Königsgeschlecht verwandt und gleichsam ein Sprosse desselben war, herab, sie ohne Bedenken um etwas anzuflehen, sie vortrefflich zu nennen! Diese unerhörte Ehre überwog alles. Kathrine verbeugte sich mit unnachahmlich glücklichem Lächeln vor Diana und erwiderte ohne recht zu wissen, was sie sagte:

„Soll gewiß geschehen, gnädige Frau Gräfin!... Sehr verbunden! . . . Gehorsame Dienerin! . . .“

Diana lächelte ebenfalls und nickte der Ueberraschten, die ganz aus ihrer mit Fleiß eingeübten Rolle fiel, beistimmend zu. Durch dies kurze Intermezzo gewann Hildegarde Zeit, die Schwelle zu überschreiten. Ihr eigener Vater drängte sie zur Tante hin, die plötzlich ihre Hand erfaßt und im nächsten Augenblicke ein warmes, zitterndes Lippenpaar darauf ruhen fühlte. Es war der Mund Hildegardens, die sich zu ihr herabgebeugt hatte und die Tante mit diesem stummen Gruße anredete.

Etwas zu schnell zwar, aber doch nicht ungestüm zog Kathrine ihre Hand zurück. Hildegarde richtete sich, auf des Abbé Arm gelehnt, wieder auf und ließ den Schleier fallen, als fürchte sie dem harten Auge ihrer Tante zu begegnen. Dieser kostete es große

Ueberwindung, ihr der Gräfin soeben verpfändetes Wort zu halten. Sie wollte aber doch die Lobsprüche derselben verdienen, und so ließ sie es bei einem ebenfalls stillen Gruße bewenden. Um jedoch sich selbst auch treu bleiben zu können, mußte sie eine Ableitung für den in ihr aufkeimenden Unmuth suchen. Als sei es vorausbestellt, schlug die Wanduhr oben auf der Diele gerade zwölf. Als pünktliche Haushälterin hielt Kathrine streng auf eine geregelte Mittagszeit und so nahm sie den Ruf der Uhr für eine Mahnung, ihrer Pflicht als Vertreterin der fehlenden Hausfrau nachzukommen.

Wieder richtete sie ihre Worte an die galante, ihre Vorzüge so willig anerkennende Gräfin.

„Haben die gnädige Frau Gräfin die Güte, sich ein wenig auszuruhen!“ sprach sie. „In wenigen Minuten werde ich mir die Ehre geben, um Dero Gnaden Unterhaltung zu bitten!“

Die Gräfin schritt lächelnd weiter. Der Stiftssyndikus betupfte seine thränenden Augen und flüsterte der Abkömmlingin der Jagellonen zu:

„Eine deliciöse Person, meine charmante Cousine, nicht wahr, Frau Gräfin? Aber sie kocht vortrefflich, namentlich derbe Hausmannskost! — Wenn ich nur wissen sollte, ob das interessante Muster ihres Pracht=



gewandes zur Zeit der Pipine zuerst erfunden worden ist. Die Geschichte der Moden, die in der Weltgeschichte eine so wichtige Rolle spielen, könnte wesentlich durch eine solche Bereicherung profitiren!"

„Spötter!" lächelte Diana. „In ihrer Art ist Ihre interessante Cousine doch eine vortreffliche Person."

„O sehr, sehr vortrefflich!" erwiderte, vor Rührung schluchzend der Stiftssyndikus. „Aber ich sündhafter Skeptiker kann mich immer des verruchten Gedankens nicht entschlagen, daß sie eine noch weit vortrefflichere Figur machen müßte, wenn sie ihre unzerreißbaren Staatsroben mit einem Paar jener gelbledernen Unaussprechlichen vertauschen könnte, die sich auf dem Sitz eines Kutscherbockes so stattlich ausnehmen."

Ein leiser Druck der Hand Diana's machte den Stiftssyndikus schweigen, an dem leichten Beben des ihn berührenden Armes der Gräfin gewahrte er aber, daß sie über seine boshafte Bemerkung herzlich lachen mußte. Erfreut, ihre Schutzbefohlene doch ohne Aufenthalt und ohne eine Scene hervorzurufen in das Haus des Vaters glücklich zurückgeführt zu haben, dachte sie nicht an das Nächstkommende. Mit mütterlicher Zärtlichkeit zog sie im Zimmer Hildegarde an

ihre Brust, küßte sie zu wiederholten malen und flüsterte ihr ermuthigend zu:

„Beherrsche dich selbst, mein Kind, und hier, wo der Geist deiner seligen Mutter dich umschwebt, wirst du bald wieder frohe und glückliche Tage erleben!"



Drittes Kapitel.

Die erste Nacht im Forsthause.

Es dunkelte schon, als die Gäste des Försters dessen Wohnung verließen. Die Gräfin hatte zuvor noch ein längeres Zwiegespräch mit Hildegarde, die ihre Wohlthäterin ungern scheiden sah. Sie schwamm in Thränen, als der Wagen in den dunkelnden, kalten Abend hineinrollte und der Vater, mit dem sie bereits unterwegs durch Diana's und des Abbé Vermittelung ihren Frieden gemacht hatte, sie wieder ins Haus führte.

Mit Kathrine hatte Hildegarde in dieser ganzen Zeit noch kein Wort gewechselt. Sie würde die Tante wol angeredet haben, wenn sich nur ein Anknüpfungspunkt zu einem Gespräch in Gegenwart der Fremden, denen sie allen tief verpflichtet war, hätte finden lassen. Dies war aber schon deshalb unmög-

lich, weil Kathrine mit Absicht jeder Gelegenheit dazu auswich. Sie war, solange die Gräfin und ihre Begleiter im Forsthause weilten, nur sorgsame Hausfrau. Für irgendetwas anderes zeigte sie entschieden keinen Sinn, und so oft die Gräfin oder der Abbé den Versuch machten, sie in ein Gespräch zu ziehen, kreuzte Kathrine mit der stehenden Redensart: „Bitte um Entschuldigung, die Pflicht ruft mich!“ die leicht erkennbare Absicht, und verließ eiligst die Tafel.

Im ganzen Forsthause gab es zu einem schicklichen Aufenthalte für Hildegarde kein anderes Zimmer als das, wo Cornelie gestorben war, und welches Kathrine nach dem Tode ihrer Schwägerin zum Putz- und Staatszimmer eingerichtet hatte. Hier sollte denn auch die Tochter des Hauses nach ihren Irrfahrten einziehen, der Ort selbst konnte für gut gewählt gelten; denn in diesem Zimmer sprach die Vergangenheit zu dem empfänglichen Herzen des jungen Mädchens mit gar wunderbaren Stimmen. Seit Hildegarde Abschied genommen vom Vaterhause, war alles ganz anders geworden. Die größte Veränderung war durch die Erfahrungen, in deren schmerzhafte Umarmungen sich das ungestüm handelnde Kind kopfüber stürzte, mit ihr selbst vorgegangen, und es ließ sich voraussehen, daß nach der hinter ihr liegen-

den Vergangenheit Hildegarde von wesentlich andern Empfindungen und Gedanken bewegt werden würde, als die waren, denen sie sich früher leichtsinnig hingab.

In dieses Gemach, wo auch das Himmelbett Corneliens, nur mit andern Gardinen umzogen, stand, sonst aber fast alles in seiner frühern Verfassung geblieben war, geleitete der Förster unmittelbar nach der Abreise seiner Gäste die Tochter.

Andreas Frei war zu bewegt, um sich noch einmal mit Hildegarde in eine längere Unterredung einzulassen.

Diese betrat das Sterbezimmer ihrer Mutter bewegt und schüchtern. Sie dankte im stillen dem ernsten, alt gewordenen Vater, daß er sie so schone. Dieses Dankgefühl gab sie ihm durch eine stürmische Umarmung zu erkennen, die sie jedoch nur ein paar Secunden lang am Halse des Vaters festhielt.

„Sobald du dich eingewohnt hast, mein Kind, und wenn ich gerade geschäftsfrei bin“, sprach Andreas, „magst du mir hier erzählen. Du findest alles, was du früher gern mochtest: hier Bücher, da Musikalien und dort im Bureau Papier zum Zeichnen nebst Bleistiften und schwarzer Kreide. Ein Reißbret habe ich dir auch machen lassen. Es steht dort zwischen dem

Ofen und der Bettstelle. Und nun, liebe Tochter, ruhe dich aus und verbringe die erste Nacht im Forsthause nach so langer und banger Abwesenheit in sanftem Schlafe!"

Andreas ging, seine Tochter sich selbst überlassend.

Hildegarde mochte gern allein sein, dennoch aber floh sie die Ruhe. Zwischen dem heutigen Tage und der Vergangenheit, welche sich in diesem Zimmer vor ihrem Geiste spiegelte, gähnte ein furchtbarer Abgrund, aus dem ein Knäuel wirrer Gestalten auftauchte, von denen kaum eine ihr Vertrauen einflößte.

Die letzten Monate hatten Hildegarde sehr verändert. Sie war nicht mehr so voll wie früher, dafür aber ungleich zarter. Der Zauber verschämter Jungfräulichkeit verband sich in ihren glänzend großen Augen mit einem bänglichen Gefühl von Schuld, und beides zusammen stimmte sie ernst, ohne doch den anmuthigen Zug angeborener jugendlicher Heiterkeit in ihrem lieblichem Gesicht zu verwischen. So ähnelte sie einem gefallenen, im Falle aber geretteten und wieder zu Gnaden angenommenen Engel.

Eine Zeit lang blieb Hildegarde regungslos, mit schlaff herabhängenden Armen mitten im Zimmer stehen und starrte in die Flamme des Lichts, das zwischen aufgeschlagenen Büchern und einigen Zeich-



nungen, die sie noch bei Lebzeiten der Mutter vollendet hatte, leicht flackernd brannte. Dann ging sie gesenkten Hauptes zum Bett, ließ sich auf ihre Knie nieder und betete leise. In die weich gelispelten Worte ihres Gebets fielen heiße Thränen, die dem Andenken ihrer verstorbenen Mutter galten. Der Kopf sank Hildegarde müde auf das Bett, ohne daß ein Hang zum Schlafe sie beschlich. Sie betete, weinte und dachte wahrscheinlich lange; denn zuletzt schmerzten sie die Knie. Es war dunkel geworden, da der verlängerte Docht die Flamme des Lichts stark verdüsterte. Mit einem leichten Anfluge von Furcht richtete sich Hildegarde wieder auf, indem sie aber ihr Gesicht von dem Bette abwandte, wäre sie beinahe mit lautem Aufschrei zusammengebrochen. Zum Glück erfaßte sie eine Säule des Himmelbettes, an der sie sich aufrecht hielt. Darauf ließ sie sich, von den wallenden Gardinen halb verschleiert, in die weichen Kissen des Bettes niedergleiten.

Ihr gegenüber, ganz wie in jener schrecklichen Nacht, welche ihr die Mutter geraubt hatte, trat jetzt die Tante ins Zimmer, dieselbe Messinglampe und den Hausschlüssel tragend. Selbst die Kleidung Kathrine's war die nämliche, ihr von den Pocken zersetztes Gesicht aber war viel hagerer und härter ge-

worden, und ihre Augen, die sie durchbohrend auf die Nichte geheftet hielt, mußte Hildegarde mit Eis verschleierten Sternen vergleichen.

Das Herz sagte der Heimgekehrten, daß die Tante in keiner guten Absicht zu ihr komme. Gewiß hatte sie gewartet, bis ihr Vater sich in sein Zimmer verschloß. Nun war sie alleinige Gebieterin im Hause und niemand konnte ihr wehren, zu thun und zu lassen, was sie wollte.

Hildegarde machte sich selbst Vorwürfe, daß sie in ihrer schmerzlichen Zerstreuung die Thür abzuschließen vergessen hatte. Jetzt war sie machtlos und was die harte Tante ihr Hartes, vielleicht grausam ihr Herz Zerfleischendes zu sagen entschlossen war, mußte sie ruhig über sich ergehen lassen.

Da Kathrine ihre Nichte nicht sogleich gewahrte, blieb sie unschlüssig an der Thür stehen. Dann lenkten sich ihre Augen unwillkürlich nach dem Bett, dessen leichtbewegte Gardinen das bleiche Antlitz Hildegarde's wie ein weicher Rahmen umgaben.

Sie hob die Lampe höher, legte den Hausschlüssel auf den Tisch und klopfte dann einigemal mit ihrem knöchernen Finger gegen das Holz.

„Komm' her, Hildegarde!" sprach sie gebieterisch. „Es wird Zeit, daß du mir endlich vernehmlich gu-



ten Tag oder gute Nacht sagst. Jetzt brauchst du dich vor den fremden, vornehmen Leuten nicht mehr zu schämen, denn wir sind und bleiben allein."

Rückwärts greifend, drehte Kathrine den Schlüssel um. Hildegarde blickte die Tante unverwandt an.

„Bist du taub oder schläfst du?" fuhr diese fort, da die Erschrockene noch keine Silbe erwidert hatte. „Verstellung dulde ich nicht, und wenn deine Füße zu schwach sind, dich zu tragen, so kommt's mir nicht drauf an, dir noch ein paar Schritte weiter entgegenzugehen."

Hildegarde stand jetzt auf, näherte sich aber der verhaßten Tante nicht.

„Sei sanft und lieb, Tante!" sprach sie leise, mehr klagend als bittend.

„Gerecht will und werde ich sein", lautete Kathrine's Antwort, die ihrer Nichte bereits gegenüberstand, „vorher aber demüthige dich und leiste Abbitte!"

„Ich entsinne mich nicht, dich mit Willen beleidigt zu haben; weshalb soll ich Abbitte thun?"

„So — so! — die Mamsell also erinnert sich nicht? . . . Sieh, sieh! . . . Da muß mein altes, aber gutes Gedächtniß deinem jungen, aber schlechten wol zu Hülfe kommen! . . . Nun zu verwundern ist's

freilich nicht. Wer Haut und Haare mehr pflegt als Kopf und Herz, dem geht's Licht im Gehirn beizeiten aus!. . . Ist schon recht: lange Haare, kurze Gedanken! — Konnte mir nie passiren!"

Spott und Hohn verzerrten die zerrissenen Züge Kathrine's bis zur abschreckenden Häßlichkeit. Hildegarde lauschte lange mit halboffenem Munde den Expectorationen der Tante.

„Deinem Vater hast du namenlosen Kummer gemacht durch deine schlechte Aufführung", fuhr Kathrine fort, „und mich hast du blamirt und in böses Gerede gebracht bei allen gemeinen Leuten durch deine verruchte Flucht aus dem Hause eines hochachtbaren Mannes. Wer ein glattes Gesicht, das aussieht wie Milch und Blut, lieber hat als ein kummerdurchfurchtes, der rief mir heimlich Schimpfworte nach, und schalt mich einen Hausteufel. — Ja wohl, die Narren! Sitte und Ehrbarkeit ist allen schlechten Menschen ein Dorn im Auge, und wenn das erfahrene Alter ein junges dummes Ding tüchtig zurecht setzt, wie sich's gehört, und sich an Heulen und Greinen nicht kehrt, wird es von allem Lumpenpack, dem Sitte und Ehrbarkeit stets ein Scheuel und Greuel bleiben, vermaledeit! . . . Sag' an: hab' ich recht oder bediene ich dich mit Lügen? Ant-

wort verlange ich, und zwar genügende, sonst geige ich auf der Baßsaite weiter!"

Hildegarde streckte der Schmollenden ihre zarte, tadellos geformte Hand entgegen.

„Laß uns das Vergangene vergessen", sprach sie bewegt; „es ist nicht gut, alte Geschichten immer von neuem wiederzuerzählen, und wenn ich dich beleidigt habe, so vergib mir! Ich war jung und handelte unüberlegt, böse meinte ich es nicht."

Kathrine berührte die dargebotene Hand ihrer schönen Nichte mit keinem Finger. Wäre diese Hand weniger zart, weiß und ebenmäßig geformt gewesen, dann würde sie es wahrscheinlich gethan haben.

„Ich fürchte diese zuckergebackenen Faulheitsfingerchen zu hart anzupacken, wenn ich sie mit meiner an Arbeit gewöhnten schwieligen Hand umfasse", versetzte sie mit widerlichem Grinsen. „Darum verschone mich mit dieser Zumuthung. Auf die Knie, widerspenstige, verlaufene Dirne, die von Rechts wegen den Staubbesen verdient hätte, den nur leider Gottes unsere weichherzige, verdorbene Zeit abgeschafft hat, damit sich alle Sünden breiter machen können, auf die Knie, sag' ich, und Abbitte gethan, sonst will ich nichts von dir wissen, und werde dich nie zu Gnaden annehmen!"

Kathrine sah entsetzlich aus. Wer sie und ihre Art und Weise nicht kannte, würde versucht worden sein, sie für eine ihren Wärterinnen entsprungene Wahnsinnige zu halten. Die großen, tiefliegenden Augen rollten in unheimlichem Feuer; unter dem bunten Tuche, mit dem sie das hagere Haupt und die runzelvolle Stirn umwunden hatte, hingen ungekämmte Büschel ihres kurzen, grauen Haars, und die festgeballte Faust schwebte drohend über dem schönen Kopfe der etwas gebeugt vor ihr stehenden Nichte.

Ihre Knie beugte Hildegarde zwar nicht, aber sie sagte mit mehr Ergebenheit, als selbst Kathrine erwartet hatte:

„Nimm es für geschehen an, Tante. Wenn du glaubst, du könnest mich so schwerer Dinge beschuldigen, will ich dir nicht widersprechen, denn ich weiß, daß ich oft unrecht gethan habe. Nur das Knien erlasse mir. Ich demüthige mich nicht vor fehlerhaften Menschen.“

Die Blicke Hildegarde's, welche bei den letzten Worten ihr Haupt erhob, begegneten denen der Tante. Beide sahen einander unverwandt an. Einige Augenblicke war das Gesicht Kathrine's regungslos, hart, unversöhnlich, bald aber ward es etwas milder.

„Bereust du deine Schlechtigkeiten?" rief sie der Nichte zu.

„Ich bereue aufrichtig meine Verirrungen, Tante."

„Wenn Gott seine Hand nicht über deinen Vater gehalten hätte, wäre er zum Verbrecher geworden!"

„Gott wolle ihn ferner schützen und leiten, den unglücklichen Vater! Ihn führte die Angst irre wie mich!"

Hildegarde faltete die Hände und sah die Tante mild und versöhnlich an.

„Wie dich?" wiederholte Kathrine. „Dumme, närrische Einbildungen! . . . Vor was konntest du Angst haben!"

„Vor dir und deiner mir angedrohten Erziehung, Tante!" versetzte Hildegarde, die Hände noch zusammengefaltet Kathrine entgegenstreckend; „vor des armen Vaters kalter Schweigsamkeit, vor der Einsamkeit in der Dechanei! . . . O, ich sehe es jetzt ja ein, daß ich verblendet war, daß ich dem Vater, dir und noch vielen andern braven Menschen sehr weh gethan habe, aber schlimm meinte ich es doch nicht! . . . Ich war gereizt, eingebildet, betrogen! . . ."

„Du gereizt?" erwiderte Kathrine. „Von wem? Wodurch?"

Hildegarde's Auge ruhte fest auf dem Antlitz der Tante.

„Von dir", sprach sie mit ruhiger Stimme. „Durch das Böse, das du meiner seligen Mutter viele Jahre lang mit Willen und Wissen zugefügt hast! . . . Ich will nicht mit dir rechten, Tante, dich nicht jetzt verklagen, aber wenn ich dir Abbitte thun soll, weil ich oft deine Wünsche nicht berücksichtigte, weil ich dir eigensinnig widerstrebte, so mußt du zuvor meine selige Mutter um Verzeihung bitten, weil du schuld bist an ihrem Tode!"

Eine solche Wendung des Gesprächs, nach dem sie seit Wochen schmachtete, hatte Kathrine nicht erwartet. Der Erinnerung an Cornelie suchte sie gern zu entfliehen, namentlich seit sie sich nicht mehr so stark fühlte, daß sie alle Eindrücke durch ihre Willenskraft überwältigen konnte. Der Einwurf, die Beschuldigung Hildegarde's traf sie mit furchtbarer Wucht, und zwar um so gewaltiger, als sie sich ja selbst nicht völlig freisprechen konnte von der Schuld, deren sie die jetzt direct von ihr gereizte Nichte geradezu beschuldigte. Der feste Blick, die im ganzen bescheidene Haltung Hildegarde's und die schreckliche Wahrheit, welche in den Worten derselben lag, entwaffneten Kathrine. Sie ward so bestürzt, daß sie



vergebens nach Fassung rang, und als sie hinter Hildegarde die Bettvorhänge sich bewegen sah, gaukelte auch das Bild der Verstorbenen vor ihren entsetzten Augen. Die Lampe entglitt ihrer bebenden Hand, daß das Licht im überströmenden Oel erlosch. Beide Hände gegen die nicht weniger erschrockene Nichte ausstreckend, flüsterte sie dieser zu:

„Geh' zur Ruhe! ... Ich will für dich beten! ...“

Dann erfaßte sie die Lehne des nächsten für sie erreichbaren Stuhls und ließ sich, matt aufathmend, darauf nieder.

Hildegarde fühlte Mitleid mit ihrer Verwandten. Der eigenen Schmerzen gedenkend, die sie noch lange nicht überwunden hatte, vermochte sie die Schwäche Kathrine's nicht egoistisch für sich allein auszubeuten. Nur eine Regung freudiger Genugthuung versuchte sie nicht zu unterdrücken. Es lag ein Trost für Hildegarde in der Erkenntniß, daß ihre Tante trotz der zur Schau getragenen Reinheit ihrer Seele doch auch von Gewissensscrupeln beunruhigt werde. Dieses Wissen gab ihr eine Waffe in die Hand, mit der sie sich leicht und mit Erfolg gegen alle fernern Angriffe vertheidigen konnte, welche Kathrine etwa noch auf sie zu machen geneigt sein möchte. Vor einer Person, die sich ihrer Fehler und Sünden be-

wußt war, wenn sie dies auch vor andern verheimlichte, brauchte sich die reuige Hildegarde nicht mehr zu fürchten.

Die Stärke dieses Bewußtseins gab ihr Muth. Entschlossen erfaßte sie die Hand der noch immer Erschöpften, unter der gegen sie geschleuderten schweren Beschuldigung Seufzenden, und ehe Kathrine es ahnte, lag ihre Nichte vor ihr auf den Knien.

„Vergib mir, Tante", sprach Hildegarde, „ich habe dir schon vergeben! Der Geist meiner Mutter, der auf uns herabblickt, wird uns beide segnen und die Bekümmernisse von uns nehmen, unter denen wir leiden!... Stoße mich nicht von dir, Tante!... Ich kann nicht mit dir unter einem Dache leben, wenn du mir nach dieser Bitte nicht Verzeihung gewährst, sondern mir, wie früher, deine Liebe entziehst!... Bedenke, was du thust, Tante! ... In die wilde, böse Welt, der mich die milde Hand der Liebe entrissen hat, stößt du mich wieder hinaus, und wahrlich, auch ein Bote Gottes, ein Sendling des Himmels würde mich nicht zum zweiten mal bewegen, in dieses Unglückshaus zurückzukehren!"

Es lag eine Leidenschaftlichkeit und Entschlossenheit in Hildegarde's ganzem Wesen, daß die wieder ruhig gewordene Kathrine kaum zweifeln konnte, die



Nichte werde ihre Drohung wahr machen. Dennoch wollte sie sich nicht zu einer übereilten Verpflichtung, die sie später vielleicht bereuen konnte, fortreißen lassen. Ein Mädchen von Hildegarde's Energie, das ahnte die Tante, konnte ihr dereinst gefährlich werden. Sich wieder aufrichtend, sagte sie einlenkend:

„Geh' zur Ruhe, Kind! . . . Wir bedürfen ihrer beide . . . Morgen mehr davon."

Ein schneller Griff brachte Hildegarde in den Besitz des Hausschlüssels.

„Zur Ruhe will ich gehen", gab sie in noch viel entschlossenerm Tone zur Antwort, „nicht aber hier, sondern — im Kloster! . . . Zurück, Tante! Du hältst mich nicht, es sei denn, du folgest dem Beispiele, das ich dir gegeben habe!"

Hildegarde hatte sich den Hausschlüssel angeeignet und das hellfunkelnde Auge, die halboffenen Lippen, die glühenden Wangen, die wogende Brust überzeugten Kathrine von dem festen Willen ihrer Nichte. Sie abzuhalten von ihrem Vorhaben, blieb der Tante nur ein Act der Gewalt, der jedenfalls eine heftige Scene herbeigeführt und wahrscheinlich ihr den gerechten Zorn ihres Bruders zugezogen hätte, oder kluges Nachgeben übrig. Kathrine entschloß sich zu letzterm. Indem sie Hildegarde ihre Hand reichte, sprach sie:

„Laß ab, Kind, und schenke mir von heut' an deine Liebe! Ich vergebe dir, was du mir früher Uebels gethan hast!"

Sie breitete ihre Arme aus und schloß Hildegarde an ihre Brust. Das schöne Mädchen bebte zusammen unter dem Kuß der Tante, es widersetzte sich abe weder Kuß noch Umarmung.

Einige Minuten später ging Kathrine, den wiedereroberten Hausschlüssel fester denn je umklammernd, in ihre Kammer. Auf ihren farblosen Zügen war aber weder Liebe noch Versöhnung zu lesen.



Viertes Kapitel.

Vorbereitungen.

Die wiederholten Besprechungen im Forsthause, deren bereits gedacht wurde, hatten auch eine regelmäßige Einkehr des Abbé auf Schloß Kaltenstein zur Folge. Die Anwesenheit eines Mannes, der unter dem priesterlichen Gewande ein Herz voll Liebe trug, und der nicht ohne die bittersten Schmerzen nach langem Ringen einen Sieg über sich selbst und seine Leidenschaften erkämpft hatte, war hier nicht überflüssig. Adolar machte seinem Verwandten sogar den Vorschlag, eine längere Zeit ganz Wohnung im Schlosse zu nehmen. Anfangs trug der Abbé Bedenken, darauf einzugehen, ein Gespräch mit dem Arzte aber, welcher die schwerleidende Baronin behandelte, machte ihn andern Sinns. Er nahm das Anerbieten seines Vetters an und bezog ein paar stille Zimmer auf Kaltenstein.

Auf Ansuchen und mit Bewilligung des Arztes kam nun Abbé Kasimir mit Clotilde täglich zusammen. Es geschah dies infolge einer Aeußerung, welche der Baronin unwillkürlich entschlüpfte. Der Arzt faßte diese als ein Symptom auf, das zum Heilmittel sich umgestalten könnte, und kam den heimlichen Wünschen der mehr geistig als körperlich Kranken durch Zuführung des Abbé entgegen.

Die ersten Zusammenkünfte Kasimir's mit Clotilde versprachen wenig Gutes. Sie führten zu so furchtbaren Scenen der Aufregung, daß sich der Abbé mehr denn einmal ebenso sehr vor der Leidenschaft seiner unglücklichen Verwandten wie vor den Andeutungen entsetzte, welche der Vergangenheit galten.

Abbé Kasimir litt ungemein unter diesen Eindrücken, seine Pflicht aber, verbunden mit dem heißen Verlangen, den Geheimnissen auf die Spur zu kommen, die sich um das Leben seiner verschollenen Tante Berenice woben, hielten ihn aufrecht. Er begegnete der Leidenden nie hart, auch dann nicht, wenn sie ihm die härtesten und beleidigendsten Dinge sagte. Er hörte sie immer ruhig an und sprach Worte des Trostes zu ihr, sobald den gewaltigen Aufregungen Stunden der Hinfälligkeit folgten.

So gewann Abbé Kasimir nach und nach das



Vertrauen Clotildens. Bald wechselten Vorwürfe mit Klagen und Thränen ab, und je mehr ein wirklich tiefer Schmerz von ihr Besitz nahm, desto lebhafter ward auch das Bedürfniß der Mittheilung. Wie der todeswürdige Verbrecher sich in der Regel der menschlichen Gesellschaft, gegen die er frevelte, wieder verwandter fühlt, sobald er ein offenes Geständniß abgelegt hat, so gestaltete sich auch der Zustand der Baronin ruhiger, nachdem sie es über sich gewonnen hatte, das Schweigen zu brechen. Zwar waren es nur zusammenhangslose Bruchstücke, die, stets unter Vorwürfen und den wildesten Selbstanklagen, über Clotilde's Lippen kamen, Abbé Kasimir aber halfen diese Bruchstücke, die zusammen doch ein Ganzes bildeten, ein ziemlich vollständiges und klares Lebensbild sich daraus zusammenzustellen. Was darin noch lückenhaft war, das ließ sich durch Mittheilungen ausfüllen, die ihm von anderer Seite zuflossen.

Oberst Malachowsky hatte nach seiner Rückkehr ins Vaterlaud nicht unterlassen, Erkundigungen über die Familie Ludomirsky einzuziehen, wobei er besonders Werth auf die Verbindungen legte, in denen dieselbe um die Zeit der ersten Theilung Polens sowol mit entfernten Verwandten wie namentlich auch mit solchen Personen gestanden hatte, deren politischer

Charakter bei allen Patrioten reinsten Wassers für unzuverlässig galt. Des redlichen Mannes Bestrebungen blieben nicht ohne Resultat. Er erhielt Winke, die ihm bedeutungsvoll schienen, und indem er gewissenhaft alles sammelte, was ihm überbracht wurde, konnte er kurz vor dem letzten traurigen Entscheidungskampfe, der sich im Angesicht der Hauptstadt um Sein oder Nichtsein Polens entspann, dem damals schon längere Zeit in unmittelbarer Nähe von Kaltenstein weilenden Abbé ein ganzes Convolut interessanter Details übersenden. Diese Zusendung erreichte den letzten Ludomirsky freilich etwas spät, da sie den weiten Umweg über Hammerburg machen mußte, wo Graf von Serbillon seit mehreren Wochen sehr einsiedlerisch lebte.

Wichtiger noch als diese anekdotenhaften Bruchstücke war ein Brief des Fürsten Bulabicki an Adolar. Dieser enthielt in zusammenhängender Darstellung eine Erzählung, die man für die glückliche Erfindung eines begabten Novellisten gehalten haben würde, hätte der Fürst nicht auf das heiligste versichert, alles darin sei bittere Wahrheit. Er habe, was er dem Freunde hier erzähle, aus dem Munde eines in der Schlacht von Ostrolenka schwer Verwundeten vernommen, und er fühle sich gedrungen, den Freund

davon in Kenntniß zu setzen, weil der Name Geldern eine so große Rolle in dieser traurigen Geschichte spiele, und er sich der Bemerkung erinnere, daß sein eigener verstorbener Vater ebenfalls diesen Namen geführt habe. Der Fürst schloß seinen Brief mit der aufrichtig gemeinten Versicherung, er wünsche, der Geldern in seiner Erzählung möge so wenig mit Adolar verwandt sein wie mit ihm selbst, nur bitte er, ihn dereinst wissen zu lassen, was er davon halte. Dann werde er ja wol auch erfahren, was aus der schönen Unheiligen geworden sei, die auf Schloß Hammerburg ihm mehr Noth gemacht als die Sorgen um das Geschick seines so hart bedrängten Vaterlandes.

Eine Zusammenstellung dieser Nachrichten, denen sich noch die Ermittelungen Joseph's am Ort zugesellten, führte zu einer genügenden Aufklärung aller Verhältnisse der Familie Ludomirsky. Von größter Wichtigkeit erwies sich auch die Entdeckung Joseph's, welche dieser fast ganz zufällig durch die vertrauensvollen Erzählungen des alten Ritters von der Dub machte.

Nach dem plötzlich erfolgten Tode dieses sonderbaren Greises, in dessen Geiste sich die Vergangenheit so eigenthümlich gestaltete, nahm Joseph am Ort das

Porträt Berenice's an sich und übersendete dasselbe mit einem Briefe, dem er diesmal seinen Namen beifügte, an den Stiftssyndikus Liebner. Diese Mittheilung mit den von Joseph hinzugefügten Nachweisen gelangte zu sehr gelegener Stunde in die Hände des Rechtsgelehrten. Sie fiel zusammen mit der ersten Unterredung, die Liebner mit den Besitzern von Schloß Hammerburg und Abbé Kasimir hatte. Letzterer war beim ersten Erblicken des Miniaturbildes überzeugt, daß dasselbe seine verschollene Tante darstelle. Was er von dem Zustande der Baronin hörte, die er sich ebenfalls durch verwandtschaftliche Bande eng verknüpft hielt, veranlaßte ihn, jenen entscheidenden Schritt in Vorschlag zu bringen, den Liebner billigte und, wie wir gesehen haben, in Person ausführte.

Von allen spätern Vorgängen auf Kaltenstein ward Joseph am Ort theils durch den Abbé, theils durch den Stiftssyndikus benachrichtigt. So gestaltete sich der Briefwechsel zwischen diesen drei Personen ziemlich lebhaft, und da der Inspector, von Kasimir dazu wiederholt aufgefordert, auch in seinem mit Moder bestäubten Schatzkästlein frühester Erinnerungen zu suchen begann und dabei manches entdeckte, was er früher nie beachtet hatte, so trugen auch diese aller-

dings ziemlich dürftigen Andeutungen zur Ergänzung des vorhandenen Materials wesentlich bei.

Eins nur verschwieg Joseph am Ort noch wochenlang — die Belauschung des Gesprächs zwischen dem Baron und Nicanor im Winkel. Je zweifelloser ihm seine Verwandtschaft mit dem Standesherrn von Kaltenstein ward, desto mehr schreckte er vor dem Gedanken zurück, den ältesten Träger dieses Namens als Verbrecher zu denunciren. Wahrscheinlich hätte er niemals aus freiem Entschlusse dies nur ihm allein bekannt gewordene Geheimniß verrathen, wäre nicht der Stiftssyndikus später beim Ordnen seiner Actenfascikel auf ein Papier gestoßen, das eine Correspondenz mit dem Inspector folgerichtig veranlassen mußte.

Nicanor im Winkel, jener Mann, der vor mehr als zwei Jahrzehnden des Barons von Kaltenstein vertrauter Freund und unzertrennlicher Gefährte gewesen war, bis der gotteslästerlich freche Spielabend in Genf beide anscheinend für immer trennte, galt dem Stiftssyndikus unter dem Gewimmel theils wirklich noch lebender, theils künstlich zum Leben erweckter Individuen für eine mythische Person. Sie schien ihm auch nicht besonders wichtig zu sein, da sie mit allen in die Geschichte der Doppelfamilie Ludomirsky-Geldern verwickelten Persönlichkeiten gegenwärtig außer

Zusammenhang stand. Erst die anonymen Zeilen, durch welche der auf dem Förster Frei ruhende Verdacht des Mordes von diesem ab und auf eine dritte Person hingelenkt wurde, und in denen er jetzt die Schriftzüge Joseph's am Ort wiedererkannte, führten zu Nachfragen, deren sich dieser nicht lange durch bloßes Schweigen zu entziehen vermochte.

Ein fortgesetzter Briefwechsel konnte, ging ein solches Blatt bei den mangelhaften Postverbindungen zwischen den zerstreut auf den Berglehnen und in Thälern liegenden kleinen Ortschaften verloren, äußerst nachtheilige Folgen haben. Aus diesem Grunde zog es Liebner vor, den Inspector in seinem Wohnort zu überraschen. Ein solcher Besuch hatte nichts Auffälliges, mußte aber, verstand nur der Stiftssyndikus seine Zeit und die Fäden, die er bereits fest in Händen hielt, geschickt zu benutzen, rasch zum Ziele führen.

Joseph am Ort, welcher die geheime Absicht des Juristen sogleich ahnte, erschrak, als er dem freundlich lächelnden Herrn mit den leicht thränenden Augen gewahrte, sein Schreck war aber eine schlechte Waffe gegen Liebner's feine Angriffe. Der Stiftssyndikus trieb den Inspector, sobald er sich überzeugt hatte, daß er mehr wisse, als er zu sagen Lust habe,

durch Fragen dergestalt in die Enge, daß sich Joseph am Ort endlich dem überlegenen Gegner auf Gnade und Ungnade ergab.

„Nun sind wir erst völlig im Klaren“, sagte der Stiftssyndikus, als er dem eingeschüchterten Inspector jedes kleinste Geheimniß durch seine inquisitorische Fragestellung glücklich entrissen hatte. „Sie hätten zu Ihrer eigenen Beruhigung gern früher schon sprechen können, ohne sich selbst dadurch zu compromittiren. Ich weiß jetzt, was ich brauche, und wenn nicht abermals eine ungeschickt abgefeuerte Freikugel meine fernern Anordnungen zu Schanden macht, so denke ich mir durch Schlichtung dieser uralten Familienzwistigkeiten den aufrichtigen Dank zweier Nationalitäten zu verdienen.“

Joseph am Ort mußte dem Stiftssyndikus das Versprechen geben, einer Einladung sei's in seine eigene Behausung, sei's nach Kaltenstein, sobald ihn eine solche erreiche, auch wirklich Folge zu geben. Dagegen gelobte Liebner dem Inspector seinerseits unbedingte Schweigsamkeit.

„Der Baron soll mir nicht entkommen“, setzte er hinzu, „und daß Nicanor im Winkel nicht etwa als lebendig gewordenes Schicksal sich auf Kaltenstein einschleicht, dafür soll ebenfalls Sorge getragen wer-

den. Es ist mir höchst angenehm, daß ich diese verwickelte Geschichte noch in meiner vollen Geistes-kraft erlebe. Hätte mir ein erkenntlicher Client — was freilich in unsern selbstsüchtigen Tagen nicht mehr vorkommt — ein Landhaus oder einen hübschen Gar-ten geschenkt oder mir ein paar Orhoft der besten Weine, wie sie meiner schwachen Constitution zusagen, kostenfrei in meinen Keller prakticirt, ich würde mich nicht so gefreut haben! So recht in den Mittelpunkt eines verwickelten Rechtsstreits oder verbrecherischer Lebenswege sich einzufressen, wie ein Wurm in den Kern einer saftreichen Frucht, gewährt dem Juristen von echtem Schrot und Korn ein unbeschreibliches Vergnügen! Gott beschütze Sie, mein werther Herr, dem ich die Freimachung meines etwas zu unselbstän-digen Cousins verdanke. Lassen Sie die Vergangen-heit vollends bis auf den letzten Schatten im Lethe-strom versinken, und vertrauen Sie der Thätigkeit aufrichtiger Freunde, unter denen ich, weiß Gott, nicht der schlechteste bin! Nur versäumen Sie nicht zu hören, wenn ich rufe!"

„Ich werde sehr aufmerksam sein, Herr Stifts-syndikus", versetzte Joseph am Ort, „wennschon ich keinen Drang in mir fühle, Schloß Kaltenstein zu betreten."

„Aber das alte Forsthaus, nicht wahr?“ warf Liebner ein, mit seinen gerötheten Augen blinzelnd. „Ich habe da von den vornehmen Herren aus Belgien ein Liedchen singen hören, das trotz seiner in Moll übersetzenden Variationen doch ursprünglich aus Dur gehen mag. Wenn ich zu einem Duett gratuliren dürfte . . .“

„Brechen wir von diesem Thema ab“, fiel der Inspector dem Stiftssyndikus ins Wort, indem eine tiefe Melancholie aus seinen dunkeln Augen sprach. „Die Erzählungen des alten Ritters von der Dub und die Schmerzen, die seinen Geist manchmal schwärmen machten, werden mir stets unvergeßlich bleiben. Ich möchte nicht Aehnliches erfahren, weil ich fühle, daß ich es nicht so gleichmüthig und so christlich in den Willen Gottes ergeben tragen würde!“

Der Stiftssyndikus gewahrte, daß bei den letzten Worten die Augen Joseph's fast so unheimlich glühten wie bei Adolar und Abbé Kasimir, wenn ein Gedanke sie ungewöhnlich lebhaft beschäftigte. Dieser bei allen drei Männern fast völlig gleiche finstere Glanz ihrer dunkeln Augen verlieh ihnen momentan auch jene allerdings nur sehr entfernte Aehnlichkeit, die sich oft zwischen Verwandten auch in entferntern Gliedern noch vorfindet.

„Wie dem auch sei, lieber Herr am Ort", versetzte Liebner, „ich wünsche Ihnen eine recht glückliche Zukunft, und weil ich an der Hoffnung festhalte, es könne aus Schloß Kaltenstein doch auch für Sie noch etwas Gutes kommen, wiederhole ich zum letzten male, ehe ich Sie verlasse, die Aufforderung: Folgen Sie meinem Rufe, sobald Sie ihn vernehmen!"

Der Stiftssyndikus ließ sich, ehe er seinen Wagen wieder bestieg, von Joseph am Ort noch durch das alte Schloß der Dub führen, wo er ziemlich lange in den beiden Erkerzimmern verweilte, von denen das eine Hildegarde Frei einige Wochen bewohnt hatte, das andere die Reliquien Berenice's von Ludomirska enthielt, die Ritter von der Dub bis zu seinem schmerzlos erfolgten Tode mit so rührender Inbrunst betrachtete.



Fünftes Kapitel.

Aus den Erinnerungen verirrter Seelen.

Es war einer jener schönen Octobertage, die uns auf kurze Stunden noch einmal in den bereits verschwundenen Sommer zurückversetzen. Auf allen Feldern gewahrte man arbeitende Menschen, diese mit Umbrechen der Stoppeläcker beschäftigt, jene neuen Samen zur künftigen Ernte in die von Pflug und Egge aufgelockerte Erde streuend. Weiter hinauf nach den Wald- und Gebirgssäumen fiel bisweilen ein Schuß, von Jägern, welche durch ihr Revier streiften, abgefeuert.

Der ältere Baron von Kaltenstein war schon mit Sonnenaufgang, vollkommen zur Jagd gerüstet, aufgebrochen. Oben beim Eingange zum Forste wollte er Andreas Frei treffen, um die erste größere Jagd

in diesem Herbst abzuhalten. Adolar sollte eigentlich seinen Vater begleiten, dieser ließ sich aber ein bestimmtes Versprechen nicht abnöthigen, indem er vorgab, es wäre ja leicht möglich, daß andere wichtigere Geschäfte ihn verhindern könnten, an dem Vergnügen der Jagd mit theilzunehmen. Der junge Herr von Kaltenstein wußte längst, daß er an diesem Tage das Schloß nicht verlassen könne. Gerade deshalb hatte er sich angelegen sein lassen, die Jagdpartie zu arrangiren, weil dies ein sicherer Ausweg war, seinem Vater alles andere vergessen zu machen. Nur Förster Frei war unterrichtet, und auf die Treue dieses redlichen, ihm vielfach verpflichteten Mannes konnte Adolar bauen.

Gegen 10 Uhr vormittags rollte ein leichter Korbwagen mit Reifen überspannt, an denen ein graues Leinwandtuch aufgerollt und mit schmalen Lederriemen an den Reifen festgeschnallt war, in den Schloßhof von Kaltenstein. Außer dem Kutscher saß nur noch ein Herr auf dem Schaukelsitz des kleinen Gebirgswagens. Es war Joseph am Ort. Adolar empfing den Inspector auf der Freitreppe, drückte ihm hier bewegt die Hand und führte ihn ins Schloß, wo er den um viele Jahre ältern Mann mit Herzlichkeit umarmte. Darauf traten beide in die Trinkhalle, wo



Abbé Kasimir ihnen mit ernster Freundlichkeit entgegenkam.

„Unser geehrter Rechtsfreund wird hoffentlich nicht lange auf sich warten lassen", sprach Adolar, die alten, hochlehnigen Stühle an die breite eichene Tafel schiebend, die manches Zechgelage und manche fröhliche Jagdmahlzeit erlebt hatte. Während der Abbé und Joseph am Ort sich als alte Bekannte begrüßten und in rascher Rede und Gegenrede sich über das heutige Wiedersehen verständigten, entfernte sich Adolar noch einmal. Bald darauf rollte abermals ein Wagen in den Schloßhof, welcher den Stiftssyndikus trug.

„Heute rufe ich Ihnen den Bergmannsgruß: Glück auf! zu, Baron", redete Liebner den jungen Schloßherrn an, „und mein Gruß wird sich erfüllen, wenn es jeder so redlich mit Ihnen meint wie ich! Hat sich mein anonymer Rathgeber pünktlich eingefunden?"

„Sie treffen ihn in angelegentlichem Gespräche mit dem Abbé", erwiderte Adolar. „Eilen Sie, damit keine Minute der kostbaren Zeit verloren geht!"

„Den Alten haben Sie doch in den Wald geschickt?"

„Unter sicherster Bedeckung, Herr Stiftssyndikus."

„Und der Ritter von der schwächlichen Gestalt

mit den nach zwei Seiten zugleich blickenden Augen? Wird seine Gegenwart uns nicht stören?"

„Es ist mir über Erwarten gelungen, ihm alles geheim zu halten, was unser Vorhaben stören könnte. Die Krankheit der Baronin, von welcher der gewesene Lieutenant in Kenntniß gesetzt werden mußte, beschäftigt neuerdings seinen Geist so ausschließlich, daß alles ferner Liegende ihn kaum oberflächlich interessirt. Geldern hofft jedenfalls auf den Tod seiner Schwester und baut darauf seine bunt ausgeschmückten Luftschlösser. Daß ein Ludomirsky noch am Leben ist, hat ein ärgerlicher Zufall ihm verrathen. Die Sorglosigkeit meines Vaters ließ ein Zeitungsblatt liegen, welches die Ankunft des Grafen von Serbillon meldete. Neben dem Namen des Grafen stand der des Abbé Kasimir von Ludomirsky. Der ungemein schlaue und argwöhnische Oheim vermuthet eine Verwandtschaft zwischen sich und dem Abbé, was ich deutlich bemerken kann, obwol er gegen mich nie ein Wort darüber geäußert hat. Er weiß auch, wie ich glaube, daß der Abbé eine und dieselbe Luft mit ihm athmet, aber er ist viel zu klug, um sich mir gegenüber etwas davon merken zu lassen. Mit welchen Planen er sich sonst etwa tragen mag, weiß ich bis zu dieser Stunde noch nicht. Gerade sein gänzliches Schweigen läßt



mich vermuthen, daß er den günstigen Augenblick für sich zu benutzen gedenkt, und dieser Augenblick dürfte für ihn allerdings gekommen sein, wenn seine Schwester die Augen für immer schließen sollte. Mit Clotilde von Kaltenstein stirbt die Gefährtin und Mitwisserin von Begebenheiten, über die längst Gras gewachsen ist. Kann aber kein Zeuge mehr sprechen, so darf sich der Ueberlebende für geborgen und im Hause seiner nächsten Verwandten allerdings auch für sehr gut aufgehoben halten. Mein Oheim hält sich, wie immer — Nichteinmischung in meine Verhältnisse ist die Bedingung, unter welcher er, von niemand belästigt, hier leben darf, bis er völlig gesundet sein wird — innerhalb seines Reviers. Dies ist bei diesem verlockenden Wetter der Park, wo er sich bereits seit einer halben Stunde bei dem stets erheiternden Geplauder Zerline's das Frühstück vortrefflich schmecken läßt."

Während dieser Auslassungen, die der Stiftssyndikus gern zu hören schien, hatte Adolar seinen Gast ins Schloß geleitet, wo er von den beiden in der Trinkhalle sich befindlichen Herren freundlichst begrüßt wurde. Darauf wechselte der junge Edelmann noch einen bedeutsamen Blick mit dem Abbé und entfernte sich.

Man nahm nun Platz um den Tisch, und Abbé Kasimir redete die Anwesenden mit folgenden Worten an:

„Seit einer langen Reihe von Jahren ist es mein Wunsch gewesen, mich gegen Freunde und Verwandte über das auszusprechen, was heute den Gegenstand unserer Unterhaltung bilden soll. Frühzeitig meiner Mutter beraubt, ward ich vom Vater bis zu dessen ebenfalls früh erfolgtem Tode erzogen. Mein Vater war Militär, hatte aber aus allen Kämpfen, in denen er mitgefochten, nichts gerettet als die Ehre und eine Menge schmerzender Wunden. Unmittelbar nach seinem Tode kam ich ins Seminar, wo ich eine sorgfältige Erziehung genoß und mich für die priesterliche Laufbahn vorbereitete. Von der Vergangenheit und meinen Familienverhältnissen war mir wenig bekannt geworden. Ich wußte nur, daß ich ein Sprosse des einst mächtig gewesenen Wojwodengeschlechts der Ludomirsky sei, das während der Stürme, welche mein Vaterland zerrissen, Macht, Ansehen und Güter verlor. Ein Verbannter, machte ich mich noch bei Lebzeiten des Vaters mit dem Gedanken vertraut, es auch immer bleiben zu müssen.

„Am Tage der Priesterweihe ward mir von dem Rector ein dünnes Heft übergeben, das, wie sich der

wackere Mann, dem ich nur Dank schuldig bin, ausdrückte, das Vermächtniß meines Vaters und mein unveräußerliches Erbtheil enthalten sollte. Was ich in diesem verhängnißvollen Hefte vorfand, ist Ihnen allerseits bekannt. Damals — ich gestehe es offen, wünschte ich, mein Vater hätte ewig von dem geschwiegen, was an seinem Leben nagte. Jene furchtbaren Mittheilungen erschreckten, beunruhigten mich. Sie erschwerten mir die Erfüllung der Gelübde, die ich gethan, sie störten mich in der Ausübung meiner Pflichten als Priester.

„Gott aber ist immer allweise, allgütig und allgnädig, auch wenn er uns Schweres zu tragen auferlegt. Jetzt denke ich anders und preise mit hohem Dank seine Weisheit und Güte. Das Vermächtniß des todten Vaters hat mich zum Mittler gemacht, um verirrte Seelen aufzusuchen und eine alte, schwere Schuld sühnen zu helfen.

„Lange tastete ich im Dunkeln umher, ohne daß ich die geringste Hoffnung hegte, die Spuren der Verlorenen wieder zu entdecken, die mir durch des Vaters Ueberlieferungen so theuer geworden waren. Am meisten bekümmerte mich das Schicksal meiner Tante Berenice, die ohne eine andere Schuld als die

einer zu großen Leichtgläubigkeit die Beute eines gewissenlosen Menschen geworden zu sein schien.

„Wie seltsam, wie wunderbar die Fügungen des Himmels sind, und wie Gott böse, finstere Thaten geschehen läßt, um längst in Vergessenheit gerathene Vergehen ans Tageslicht zu bringen, das haben wir staunend selbst erlebt! Ein junges Mädchen von nicht gewöhnlichen Geistesgaben, mit körperlichen Reizen geschmückt, wird in der Einsamkeit eines abgelegenen Forsthauses frühzeitig von ihrer ganzen Umgebung verbildet. Nicht böser Wille ist es, der die jugendliche, jedem Eindruck offene Seele Hildegarde's die unglücklichste Richtung gibt, die ein junges Mädchen überhaupt erhalten kann, sondern die verkehrte Liebe von vier Personen, die, ganz verschieden geartet und erzogen, sich in blinder Eifersucht gleichsam um die Seele des armen Kindes schlagen, die jede für sich ganz allein besitzen will. Um zu siegen, erlaubt sich jeder Finten, Einreden, unwahre oder doch nur halbwahre Behauptungen, und indem alle vier Personen sich selbst täuschen, aus Liebe sich geistig verwerfen, geben sie die Seele des jungen Mädchens den bösen Mächten, den Verlockungen der immer Arges sinnenden Welt preis! Hildegarde wird gebildet, aber nicht erzogen. Ihre Bildung ist eitel Firniß



und Flitter, der ihrer Seele nur anfliegt. Man entfremdet das Kind dem Vater, zum Theil auch der Mutter, die, unselbständig, auf die lebensgewandte Freundin hört, welche — so meint die Irrende — ein glückliches Ungefähr ihr zuführt. Die bürgerlich Geborene, welche die stolzen adelichen Verwandten nur grollend und widerstrebend theilnehmen sehen an dem reichen Besitz des Barons, der die Mittellose sich zur Gemahlin gewählt hat, findet bei der gebildeten Förstersfrau, was sie unter ihrer Sippschaft vermißt, und die herablassende Freundlichkeit der reichen Edeldame besticht wieder das Herz Corneliens.

„Ereignisse, die ich nicht zu wiederholen und einzeln namhaft zu machen brauche, zeitigen die Früchte einer Erziehung, die mit Corneliens Tode eine Aenderung erfahren mußte. Eigensinn, Hochmuth, hochgesteigerte Lebensanforderungen, leichtsinnig geglaubte Versprechungen und Furcht, dieser Versprechungen durch das Eingreifen Mächtigerer doch verloren zu gehen, lassen Hildegarde einen verzweifelten Schritt thun, welcher sie der Heimat und allen heimatlichen Verhältnissen entführt und ihr das Schloß des Grafen von Serbillon schließlich zum Wohnort anweist.

„Hier lerne ich durch Gespräche und Unterricht die leidenschaftlich arbeitende Seele Hildegarde's ken-

nen, die sich mir vor dem Porträt Sigismund Geldern's als eine auf Irrwegen wandelnde deutlich verräth. Ich will warnen, rathen, und werde selbst von den Nebeln des Irrthums umwallt. Aber dieser Irrthum gestaltet sich wieder in mir zum Wegweiser für die im Verborgenen ruhende Wahrheit um.

„Was später geschah, haben Sie zum Theil persönlich miterlebt, theils sind Sie genau durch die Mittheilungen damit vertraut gemacht worden, die ein offener gegenseitiger Gedankenaustausch erheischte.

„Inzwischen ist es mir gelungen, in die Geheimnißwelt der Frau einzudringen, die ich unter so vielen Irrenden als die Verirrteste bezeichnen muß. Die Geständnisse dieser Unglücklichen, die sie mir fast willenlos machte, hoben den Schleier von der Vergangenheit, und im vollen Licht der Wahrheit, leider einer furchtbaren Wahrheit liegt die ganze Geschichte der Ludomirsky, ihres Unglücks, ihres Unterganges und — ich hoffe es — ihrer Erhebung aus Schuld und Elend vor meinen Augen! Diesen letzten Theil der Geschichte meiner nächsten Verwandten, die ja auch die Ihrigen sind, nach den Bekenntnissen Clotilde's mitzutheilen, ist Zweck unserer heutigen Zusammenkunft."

Der Abbé schwieg, um zu einigen vor ihm lie-



genden Briefen noch ein von ihm selbst beschriebenes Papier zu legen.

„Ich habe mich bemüht", fuhr er fort, „die Erzählungen der Baronin übersichtlich zusammenzustellen, ohne denselben etwas hinzuzufügen. Von Ihrer Bestimmung wird es abhängen, ob später auch der Baron und Geldern, von dem ich bisjetzt immer nur sprechen hörte, ebenfalls Kenntniß davon erhalten sollen."

„Als Unbetheiligter würde ich nicht dazu rathen", fiel der Stiftssyndikus ein, der bereits mit dem Inhalte der Aussagen Clotildens vertraut war. „Die Gründe, die mich bestimmen, dies zu widerrathen, werde ich mir erlauben später zu entwickeln."

Nach dieser Bemerkung las Abbé Kasimir:

„Erinnerungen verirrter Seelen.

„Die älteste Tochter des Wojwoden Xaver von Ludomirsky hieß Berenice. Der Tod ihres Vaters, der auf dem Schlachtfelde blieb, nöthigte sie zugleich mit ihrer Mutter und einer jüngern Schwester sich unter den Schutz eines entfernten Verwandten zu stellen, um den Verfolgungen der Feinde ihres Vaters zu entgehen. Dieser Verwandte umgarnte die Mutter Berenice's dergestalt durch Versprechungen, die ihr eine glänzende Zukunft vorspiegelten, daß Berenice

selbst ihm unbedingtes Vertrauen schenkte. Stanislaus Wertschinsky — dies war der Name des Unredlichen — entführte Berenice, floh mit ihr nach Preußen und suchte unter fremdem Namen ein Versteck am Oberrhein. Berenice erkannte jedoch alsbald die unredlichen Absichten des Schändlichen, und das Wohlwollen, welches Stanislaus irrthümlich für Neigung und Liebe gehalten hatte, verwandelte sich in Abscheu und Haß. Berenice mußte schwer leiden, ihrer Willenskraft gelang es jedoch, den ungestümen Menschen, von dem leider ihre Existenz abhängig war, in respectvoller Entfernung zu halten. Dennoch konnte sie es nicht verhindern, daß sie von Stanislaus bald für seine Tochter, bald für seine Gattin ausgegeben ward, je nachdem ihm das eine oder das andere vortheilhafter zu sein schien. Um dieser fingirten Doppelstellung sich zu entziehen, nahm Berenice bereitwillig das Anerbieten eines nicht mehr ganz jungen, etwas pedantischen, aber ungewöhnlich gutmüthigen Cavaliers an, der in den österreichischen Staaten angesessen war, und verlobte sich mit diesem, ohne ihren Beschützer, der sich aus Caprice dem Cavalier als Oheim seiner Begleiterin vorgestellt hatte, um Erlaubniß zu fragen."

„Armer Ritter von der Dub!" rief Joseph am

Ort aus. „Wie gnädig ist dem edeln Manne der Himmel gewesen, daß er ihn bis ans Ende seiner Tage auch geistig immer mit Blindheit schlug!“

„Dieser übereilte Schritt der jungen Polin“, fuhr Abbé Kasimir fort, „war der Anfang einer langen Reihe von Ueberstürzungen, die immer eine die andere bedingten. Lebhaft, oft sogar heftig von Charakter, ließ sich Berenice leicht zu einer Handlung hinreißen, die sie später bei ruhiger Ueberlegung tief bereute. Ihre Reue entsprang aber nie einem zur Demuth sich wendenden Herzen, sondern war nur die natürliche Folge eines Vorwurfs, den sie ihrer beschränkten Klugheit machte. Der Verdruß über sich selbst ließ sie ungeduldig auf Mittel sinnen, um etwas Thatsächliches ungeschehen zu machen, was immer ein verkehrtes Streben ist und stets zu größern Irrungen und Selbsttäuschungen führen muß.

„Noch ehe das verlobte Paar seine Reise in die Heimat des überglücklichen Bräutigams antrat, ließ sich Berenice von dem scharfsichtigen Stanislaus das Geständniß entreißen, daß sie sich unglücklich fühle, daß sie den pedantischen Ritter nie werde lieben können! . . . Wertschinsky freute sich dieses Geständnisses und lachte Berenice aus. Für ihn war damit die Zeit gekommen, die Beleidigungen der stolzen, spröden

Wojwodentochter zu rächen. Er wollte seinen Plan nicht auf gewöhnliche Weise ausführen, sondern auf Umwegen, um mehr Genuß davon zu haben. Berenice sollte sich aus eigenem Antriebe ihm in die Arme werfen, um seine Liebe betteln! Dann wollte er großmüthig scheinen, die Flehende erhören, sie aber zur Strafe nur als fest an ihn gekettete Sklavin seiner Großmuth und seiner Launen so lange mit sich herumführen, als es ihm Vergnügen, Zerstreuung und Vortheil gewähren würde.

„Das unglückliche Geschöpf erfuhr nichts von diesem schändlichen Plane, den Oberst Stanislaus mit raffinirter Schlauheit durchführte. Unterwegs schon, in einem der besuchtesten Badeorte, wo man dem Spiele fröhnte, gesellte sich ein jüngerer Mann von interessanter Aeußerlichkeit zu den Reisenden. Stanislaus Wertschinsky spielte gern und gewöhnlich mit Glück. Doch behauptete er, letzteres werde ihm untreu, wenn Berenice Ludomirska nicht in seiner Nähe weile. Diese Annahme veranlaßte den Oberst, die von ihm der Mutter Geraubte am Spieltische festzuhalten, damit die Gegenwart des jugendlich schönen Mädchens, deren Reize sogleich die Aufmerksamkeit aller Männer stark beschäftigten, das Glück ihm banne.

„Dieser neue Gefährte, den Wertschinsky ohne Zweifel schon längere Zeit kennen mußte, ließ Berenice nicht gleichgültig. Er besaß alle die Eigenschaften in hohem Grade, welche ihrem Verlobten abgingen. Er war hoch und schlank gewachsen, männlich schön, keck und unternehmend, dabei aber doch äußerst aufmerksam gegen das schöne Geschlecht, das gegen seine Huldigungen nicht kalt blieb. Diesem gefährlichen Manne flog Berenice's Herz zu, obwol eine geheime Scheu sie vor Sandomir Geldern — so hieß der Mann — erbeben machte. Gerade diese Scheu ließ sie in seiner Gegenwart verstummen und den kurzsichtigen, nur im bewundernden Anschauen der Geliebten schwelgenden Ritter glauben, der Fremde sei ihr gleichgültig, wo nicht gar unangenehm. Auf den Vorschlag Wertschinsky's lud der Ritter den Freund des Oheims seiner Braut ein, ihm mit auf seine Güter zu folgen, ein Vorschlag, welchen Geldern bereitwillig annahm.

„Zwischen diesem Manne und Stanislaus Wertschinsky ward nun fast unter den Augen des von der Liebe zu Berenice völlig verblendeten Ritters eine Intrigue angezettelt, in welche man auch Berenice selbst bis zu einem gewissen Grade einweihte. Absicht und Endzweck derselben war, den Verliebten erst mög-

lichst zu plündern, dann ihn aus seinem Schlosse zu locken, und während seiner Abwesenheit ihm die Braut zu entführen . . .

„Der Anschlag gelang vollkommen. Berenice, von Liebe und Wein berauscht, folgte dem gefürchteten Zauberer willenlos, und ihr Erwachen war der Anfang eines Elends, dem sie nie mehr entrinnen konnte.

„Sandomir Geldern, je nach Bedürfniß Namen und Charakter wechselnd, verband sich mit Berenice, indem er Stanislaus ebenso hinterging, wie dieser früher seine jetzt ihm zugehörende Gattin hintergangen hatte. Die Rache des Betrogenen fürchtend, mußte sich Geldern zu einem unsteten Leben entschließen, das seinen Neigungen auch besser zusagte als ruhig solide Thätigkeit in einem bestimmten Wirkungskreise.

„Nur zu bald beschlich Berenice wiederum Reue über ihr Thun, und jetzt erst stieg der so leichtsinnig von ihr verlassene Ritter von der Dub in ihrer Achtung. Wie gern hätte sie den in unwandelbarer Liebe um die Verschwundene Trauernden die Hand flehend entgegengestreckt! Wie gern hätte sie das Band abgestreift, das sie für die Dauer dieses Lebens an den abenteuersüchtigen, unredlichen, allen Leidenschaften verfallenen Geldern kettete!

„Früh erkaltete die Liebe der unter den Verwünschungen mehr als eines Betrogenen kirchlich Verbundenen. Ihr Zusammensein war eine ununterbrochene geistige Folter, unter der Berenice freilich mehr litt als der stärkere Geldern. Selbst die Geburt zweier Kinder, mit denen diese unheilige Ehe schon früh gesegnet wurde, versöhnte die geistig ewig geschiedenen Gatten nicht. Den Vater machte die Unruhe im Hause nur ausgelassener und ausschweifender, die Mutter innerlich verbissener. Die unglücklichen Geschöpfe sogen am Herzen der Mutter nicht Liebe aus der Nahrung, welche die Natur den Neugeborenen spendet, sondern Haß, Abneigung und alle unedeln Neigungen, die in der unglücklichen Berenice üppig wucherten und auch die bessern Anlagen nach und nach gänzlich erdrückten. Sie liebte die ihr geschenkten Kinder ebenso wenig wie diese der Mutter anhingen. So bildete sich zwischen Mutter und Kindern schon sehr früh ein feindseliges Verhältniß aus, das mit den Jahren zunahm und in eine traurige geistige Scheidung der Kinder von ihrer Mutter ausartete.

„Ohne eigentliche Erziehung aufwachsend, war diesem beklagenswerthen Geschwisterpaar keine heitere Zukunft vorauszusagen. Nur angeborene Talente, welche Clotilde mit ihrem nur ein Jahr ältern Bru-

der Sandomir theilte, ersetzten einigermaßen die beiden so gänzlich fehlende Herzens- und Geistesbildung. Ein fortwährend in ruhelosem Wechsel verbrachtes Leben, frühzeitige Einblicke in jene Winkelzüge, welche die Sünde liebt, indem sie die Maske der Tugend anlegt, verhalfen zu einer Abgeschliffenheit und zu einem Fonds ungeläuterten Wissens, das so oft die wahre Bildung ersetzt und von der großen Menge willig dafür hingenommen wird. Gibt es doch Zahllose, welche sich gerade von dem schimmernden Glanz dieser Afterbildung bestechen lassen und sie, wenigstens eine Zeit lang, der wahren, auf dieser sittlichen Grundlage ruhenden vorziehen.

„Sandomir und Clotilde Geldern verdankten ihre geistige Frühreife wie ihre Selbständigkeit den Eindrücken des Lebens, das sie zu führen gezwungen waren. Die List, die Schmeichelei, die Koketterie, genug die Lüge in allen Formen, die sie anzunehmen fähig ist, bildeten das geistige Kapital, mit dem sie wucherten, um stets nur egoistische Zwecke zu verfolgen. Der verwilderte Vater, ganz gleiche Wege wandelnd, lachte über seine Sprößlinge, die ihm sonst nur im Wege waren, die Mutter, ohne Macht und Unterstützung, versenkte sich mehr und mehr in die Nacht des Kummers, die immer finsterer am

Himmel ihres durch eigene und fremde Schuld verlorenen Lebens heraufzog.

„In dieser traurigen Lage fühlte sich Berenice zum dritten mal Mutter. Erschrak sie auch anfänglich vor dem Gedanken, daß sie, die Freudenarme, die Ungeliebte, die ihrer Familie Entrissene, der Gesellschaft für immer Verlorene nochmals einem unglücklichen Geschöpf Leben geben solle, so machte sie sich doch nach und nach damit vertraut. Das Kind, das sich unter ihrem Herzen zu regen begann, ward ihr um so lieber, je entsetzlicher die verhaßte Wirklichkeit sie bedrückte. In den kummervollen Nächten, die sie einsam durchwachte, gelobte sie Gott mit heiligen Schwüren, dies Kind dereinst dem ewig Guten zu weihen. Es war Berenice's fester Wille, sobald ihre Körperkräfte es gestatten würden, mit dem Säuglinge ihren Wohnort heimlich zu verlassen. Die Ausführung dieses Vorhabens erschien ihr um so leichter, als ihr Gatte sie jetzt mehr denn je vernachlässigte und sie mit der brutalsten Lieblosigkeit behandelte. Selbst Sandomir und Clotilde, beide muthwillig bis zur verbrecherischen Wildheit, stachelte der Vater auf gegen die Mutter, sodaß diese mit Sehnsucht entweder dem Tode oder der Stunde entgegenharrte, die ihr endlich die Freiheit wiedergeben sollte . . .

„Um diese Zeit begegnete Geldern seinem frühern Vertrauten Stanislaus Wertschinsky. Einem überaus heftigen Streite folgte der erbittertste Zweikampf. Stanislaus fiel, aber auch Geldern verließ den Kampfplatz als Schwerverwundeter. Dennoch gelang es ihm, sich zu verbergen und allen Nachforschungen zu entziehen; Berenice mußte den Leidenden aufnehmen und pflegen. Sie fragte nicht, durch wessen Hand der Mann, der sich an ihr und den Kindern so arg versündigt hatte, gezüchtigt worden sei. Ohne Murren trug sie die Launen des Lieblosen, die Verspottungen ihrer verwilderten Kinder. Erst die Geburt eines Knaben machten der Pflege Berenice's ein Ende . . .

„Sandomir Geldern wollte das neugeborene Kind weder sehen noch war er zu bewegen, sich seiner anzunehmen. Berenice tröstete diese entschiedene Weigerung. Sie verlieh ihr ein Recht, nach eigenem Ermessen zu handeln, und schied sie moralisch von dem unheimlichen Manne, dem sie geistig nie angehört hatte.

„Mit großer Vorsicht bereitete sich nunmehr Berenice zur Ausführung ihres längstbeschlossenen Vorhabens vor. Sie verwerthete, ohne daß ihre ältern Kinder oder der an seinen Wunden noch immer lei-



dende Gatte es gewahrten, die geringen Ueberreste ihres Schmuckes. Dann band sie dem Säugling ein Päckchen von blauer Seide um den kleinen Nacken, das dessen Namen Sigismund Geldern, den er führen sollte, nebst einem Goldreif enthielt. So verließ sie eines Nachts ganz allein ihre Wohnung.

„Mit dem Nöthigsten, auch mit einer Legitimation versehen, reiste Berenice unaufgehalten nordwärts. Ihr Reiseziel war Polen. Eine wunderbare Zuversicht, im alten Vaterlande ihre Schwester oder den Bruder, vielleicht auch die Mutter, die sie alle so tief betrübt hatte, wiederzufinden, verlieh ihr Kräfte und ließ sie wirklich die polnische Grenze erreichen. Kaum aber hatte Berenice den theuern Boden des geliebten Vaterlandes betreten, als sich das Ungeahnte ereignete.

„Dem feinen Spürsinn Clotildens war es gelungen, die Richtung zu ermitteln, welche ihre Mutter eingeschlagen hatte. Obwol noch sehr hinfällig, entschloß sich Geldern, der Entwichenen mit seinen Kindern zu folgen, um sich wieder im Besitz der Gattin zu setzen, weil er glaubte, es könne ihm dereinst durch Berenice noch eine Erbschaft zufallen. Kaum eine Tagereise jenseit der Grenze, mitten in öder Wildniß, holte er die Unglückliche ein. Aber die

Anstrengungen der Reise hatten den mit Glück und Menschen achtlos Spielenden erschöpft. Er vermochte nur schwache Drohungen und Verwünschungen gegen Berenice auszustoßen, die Clotilde, vom Vater gezwungen, lauter wiederholte. Dann brach er zusammen und gab, mitten im Walde, seinen Geist auf! . . .

„Die Kinder wühlten dem Vater das Grab, ein stumpfsinniger Schlachtize, der zufällig dem Schauplatze dieses Elendes sich näherte, sorgte für einen Sarg. Berenice schwamm in Thränen, die nicht dem Abgeschiedenen galten, sondern die ihr der Schmerz und die Sorge um den hülflosen Säugling auspreßte, der sich kraftlos regend neben dem offenen Grabe lag . . .

„Eine Aeußerung, die während dieser von einem hellen Nordlicht beleuchteten Scene Clotilde Geldern that, brachte die Klagende wieder zur Besinnung. Sie warf ein paar Hände voll Erde in die offene Grube, raffte dann das Bündel mit dem schreienden Säugling auf und floh in den dichtesten Wald, ohne den ihr entfremdeten Kindern noch einen Blick des Abschieds zu gönnen. — Man hat Berenice Geldern und ihr jüngstes Kind niemals wiedergesehen und die Annahme, beide möchten dem Mangel erlegen

sein, würde sich rechtfertigen lassen, widersprächen dieser Annahme nicht auf das bestimmteste die sorgfältig und mit großer Gewissenhaftigkeit zusammengetragenen Notizen, welche Oberst Malachowsky und Fürst Bulabicki nach den Erzählungen eines polnischen Kriegers niedergeschrieben und durch den Grafen von Serbillon mir überliefert haben."

„Erlauben Sie, Herr Abbé", fiel der Stiftssyndikus ein, „daß ich, der Unbetheiligte, jetzt die Stelle eines Berichterstatters einnehme. Sie sind angegriffen, erschüttert, und haben Ursache sich zu schonen. Als Bevollmächtigter Adolar's mache ich darauf Anspruch, meinen Auftraggeber zu ersetzen. Ueberdies sind mir die noch übrigen Schriftstücke hinlänglich bekannt, um das Wesentlichste daraus fast aus dem Gedächtniß wiederholen zu können."

Abbé Kasimir reichte dem Juristen die vor ihm liegenden Briefe.

„Ich wünsche nur deshalb die Einsicht derselben auch durch meinen Verwandten Joseph am Ort", sprach er, „damit wir uns über die Schritte leichter einigen können, die wir jetzt in Bezug auf den noch lebenden Sohn Berenice's zu thun haben."

Der Stiftssyndikus stimmte dem Abbé bei und begann darauf sein Referat. Es war klar und bün-

dig und enthielt folgende durch mehrfache Belege beglaubigte Angaben.

In einem abgelegenen ärmlichen Dorfe, das nur von unwissenden Bauern und einigen sehr schmuzigen Judenfamilien bewohnt war, fand man eines Morgens eine zum Tode erschöpfte Frau, in deren kraftlosem Arme ein schreiendes Kind ruhte. Das Wimmern dieses unglücklichen Geschöpfes machte die abergläubischen Bewohner des elenden Dorfs aufmerksam. Gaffend umringten einige der Beherztern die keines Wortes mehr Mächtige, und ehe die Neugierigen noch einen Entschluß fassen konnten, gab die Unglückliche ihren Geist auf.

Das Kind überbrachte der Krughalter, ein geiziger, aber pfiffiger alter Jude echt polnischen Zuschnitts, der zugleich die Geschäfte eines Factors für den gnädigen Herrn besorgte, diesem selbst in das sogenannte Schloß, um dessen Willensmeinung zu hören. Der Gutsherr, ein gutherziger Mann von geringer Bildung, nahm Rücksprache mit seiner schon ältlichen Gemahlin, und diese, eine kinderliebende Dame, decretirte, nachdem sie die Ueberzeugung gewonnen hatte, der kräftige, hübsche Knabe, dessen Name ja das vorgefundene Packet enthielt, stamme von guter Familie ab, man solle es im Schlosse behalten

und es wie sein eigenes Kind erziehen. Die Leiche Berenice's ward christlich bestattet. Ueber ihre Herkunft ließ sich nichts ermitteln, da man bei der Verblichenen keine Papiere fand, die als Fingerzeige hätten dienen können. Wahrscheinlich hatte die Bedauernswerthe im Gefühl ihrer Schwäche oder aus Verzweiflung dieselben absichtlich vernichtet, um ihre Lebensspuren für immer auszutilgen.

Der Knabe Sigismund wuchs inzwischen im Hause seiner Pflegeältern vielversprechend heran und ward alsbald deren erklärter Liebling. Sicherlich hätte der polnische Edelmann sich bewegen lassen, ihn ganz als eigenes Kind anzunehmen, wäre diesem Vorhaben nicht Sigismund selbst hindernd entgegengetreten. Durch einen Diener des Hauses erfuhr er zufällig, daß er ein Findling sei, über dessen Geburt ein tiefes Dunkel schwebe. Diese Mittheilung veranlaßte den lebhaften Knaben, so lange in seinen Pflegevater zu dringen, bis dieser ihm das Wenige, was man bei ihm vorgefunden hatte, als sein Eigenthum auslieferte. Nur das traurige Ende der Frau, die jeder für des Findlings Mutter halten mußte, verschwieg man ihm, um seine jugendliche Einbildungskraft nicht mit düstern Schreckgestalten unnöthig zu ängstigen.

Auf Sigismund machten diese Mittheilungen, so dürftig sie waren, einen tiefen Eindruck. Seine bis dahin fröhliche Harmlosigkeit wich einem zeitweise sich einstellenden Ernste, der an einem so jungen Menschen auffallen mußte und mit den Jahren bisweilen in wirkliche Melancholie überging. Sigismund Geldern, wie er sich fortan mit Stolz nannte, grübelte über seine Geburt, über seine Aeltern nach, von denen niemand etwas wußte, und schmückte sich wol die Vergangenheit bald mit hellen, bald mit dunkeln Farben, je nachdem seine Stimmung sie ihm mischte, ziemlich phantastisch aus.

Frühzeitig erklärte er seinem Pflegevater, daß er sich der militärischen Laufbahn widmen wolle, ein Entschluß, der in der damaligen von Kriegslärm und Schlachtengetöse erfüllten Welt seine volle Berechtigung fand. So ward Sigismund Geldern Soldat und diente von der Pike auf, anfangs in dem Regiment, das sein Pflegevater befehligte. Später, als dieser plötzlich starb, ward er zu einem andern Regiment versetzt, zeichnete sich durch Entschlossenheit und Muth aus, und avancirte schnell bis zum Lieutenant. Als solcher machte er unter den Fahnen des gallischen Eroberers den Feldzug nach Rußland mit. In der Schlacht an der Moskwa schwer verwundet, zog Si-

gismund Geldern zu seinem Glück nicht mit ein in die verödete, dem Verderben geweihte Hauptstadt des haßerfüllten Feindes. Derselbe Diener, der ihm im Hause seiner Pflegeältern die ersten Winke über seine Geburt gegeben hatte, war als Bedienter und Reitknecht nach seines eigenen Herrn Tode bei ihm geblieben und rettete ihn vor russischer Gefangenschaft, indem er den Verwundeten noch während der Schlacht aus dem Getümmel trug und später dafür sorgte, daß er weiter nach der Grenze transportirt wurde.

Kaum genesen, schloß sich Sigismund mit seinem treuen Diener den Trümmern der großen Armee an, traf unterwegs mit dem Herrn von Hammerburg zusammen, kämpfte noch in einigen Schlachten mit und stieg zum Rittmeister auf. Nach dem leipziger Entscheidungstage bot ihm der Herr von Hammerburg auf seinem Schlosse ein Asyl an. Der junge Ulanenrittmeister schlug dies Anerbieten nicht aus. Von seinem Diener und Pfleger begleitet, erreichte er glücklich die Grenzen Belgiens, lebte zurückgezogen auf Hammerburg und ließ sich auf den Wunsch seines uneigennützigen Gastfreundes später malen. Bald darauf starb er infolge einer starken Erkältung, die eine gefährliche Schußwunde am Fuße wieder aufbrechen machte. Sein polnischer Diener kehrte, nachdem

er zuvor mit eigener Hand das Bild des von ihm hoch geschätzten jungen Herrn im Ahnensaale der Hammerburg aufgehängt hatte, nach Polen zurück.

Die neueste Erhebung der polnischen Nation führte den alt gewordenen, aber noch immer kräftigen Mann noch einmal in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger. Er übernahm bereitwillig als alter, gedienter Soldat und begeisterter Patriot die Führung einer Abtheilung Sensenträger, die bei Ostrolenka großentheils aufgerieben wurden. Früher schon hatte der alte Pole Aufschlüsse über Sigismund Geldern's Abstammung erhalten, und zwar durch den Bruder jenes Wertschinsky, durch dessen gewissenlose Handlungsweise Berenice in so namenloses Elend gerathen und ihre Mutter dem Tode preisgegeben worden war. Die Erbschaft des von Sandomir Geldern im Zweikampfe getödteten Oberst Stanislaus Wertschinsky brachte den Ueberlebenden in den Besitz aller auf Berenice und deren Nachkommen bezüglichen Papiere, und da der jüngere Wertschinsky ein Ehrenmann war, der nach Kräften früheres Unrecht gut zu machen, geschehene Uebelthaten zu sühnen sich bemühte, so ließ er sich es angelegen sein, einen Theil der Ludomirsky'schen Besitzungen durch Kauf und Tausch an sich zu bringen und unermüdliche Nachforschungen nach der Familie Geldern anzustellen.

Der Gefährte Sigismund's konnte leider keine weitreichende Auskunft geben, bezeichnete aber die Hammerburg als den Ort, wo sich vielleicht für weitere Forschungen Anhaltepunkte finden könnten. Die politischen Stürme und die Kriegsunruhen verzögerten des sehr bejahrten und hinfällig gewordenen Wertschinsky Benutzung dieses Fingerzeiges, und ohne die directen Fragen des Fürsten Bulabicki, die auch an des Greises Ohren drangen, würde die ganze Angelegenheit wahrscheinlich alsbald wieder in Vergessenheit gerathen sein. Der Fürst aber scheute keine Mühe, um in einer Frage, die ihn seit Wochen ununterbrochen beschäftigte, nichts unversucht zu lassen. Er suchte den halbtauben Wertschinsky auf und erhielt von diesem die Bestätigung des theils Bekannten, theils nur Vermutheten. Der verwundete Sensenträger verbreitete durch seine Mittheilungen noch mehr Licht, und was endlich Oberst Malachowsky in seinem an den Grafen von Serbillon gerichteten Schreiben mittheilte, half vollends die dünnen Nebel zerstreuen, welche noch einzelne Partien des verworrenen Lebensgemäldes der Familie Ludomirsky-Geldern umhüllten.

Mit diesem Referat des Stiftssyndikus schloß die Conferenz in der Trinkhalle des Schlosses Kaltenstein.

Abbé Kasimir stattete dem beredten Juristen sei-

nen Dank ab für den uneigennützigen Eifer, den er in dieser so traurigen, verwickelten und so viele Interessen verletzenden Angelegenheit bewiesen habe, und verlangte, nachdem alles Thatsächliche übersichtlich jedem vorliege, seine weitern Vor- und Rathschläge zu vernehmen.

„Für die hohe Meinung, welche Sie, Herr Abbé, von der Vortrefflichkeit meines Charakters haben", erwiderte der Stiftssyndikus, eine hervorquellende Thräne eben noch im Entstehen zerdrückend, „möchte ich mich gern erkenntlich zeigen. Leider verdiene ich sie nur nicht, denn meine Uneigennützigkeit wird so inbrünstig von schadenfrohen Empfindungen umarmt, daß sie eigentlich in Nichts verfliegt. Ich habe ja den Herren durch die That bewiesen, daß wir bösen Rechtsverdreher nur dazu da sind, alte Schäden recht sichtbar zu machen, sie eine Zeit lang zu ätzen, mit Höllenstein zu beizen, damit sie recht empfindlich schmerzen, und schließlich ein Versöhnungspflaster als officielles Siegel, daß sich niemand mehr daran zu vergreifen habe, daraufzudrücken. Bitte deshalb, verehrter Herr Abbé, stellen Sie das Licht, das meinem Lobe leuchten soll, unter den Scheffel, und lassen Sie uns angelegen sein, denen zu helfen, die von jetzt an etwa noch unsere Hülfe bedürfen möchten."



„Als solche bezeichne ich vor allen den Bruder der Baronin und dessen Tochter", sprach der Abbé, während Joseph am Ort plötzlich aufstand und nach dem Fenster ging.

„Sind Sie gewillt, sich jetzt diesen Ihren nahen Verwandten vorzustellen und zu entdecken?" versetzte der Stiftssyndikus, indem er sich ebenfalls eiligst umkehrte und einem Geräusch lauschte, dessen Entstehung ihm unklar war.

„Adolar mag entscheiden", sagte der Abbé. „Wenn Sie mir beipflichten, will ich ihn rufen."

„War das kein Aufschrei?" unterbrach Joseph am Ort den Sprechenden. „Mich dünkte vorhin schon, ich hörte einen Wortwechsel."

„Man sprach im Schloßhofe", erwiderte der Abbé. „Es wird unser Vetter gewesen sein, der auf den Schluß unserer Conferenz harrend, an welcher er aus Pietätsrücksichten theilzunehmen sich weigerte, seinen Untergebenen Befehle ertheilt."

In diesem Augenblick wiederholte sich das Rufen näher und in ängstlicherm Tone. Gleichzeitig hörte man Schritte eilig Gehender.

„Die Baronin ruft!" sagte der Stiftssyndikus aufstehend. „Lassen Sie uns die Sitzung schließen. Um jetzt die so lange dauernden Wirren zu einem be-

friedigenden Abschlusse zu bringen, bedarf es nur noch ruhigen, ernsten Wollens und einigen Handelns!"

„Das ist nicht die Stimme der Baronin", fiel der Abbé ein. „Ich habe diese unglückliche Frau zu oft sprechen, jammern und laut klagen hören, um ihre Stimme von jeder andern leicht unterscheiden zu können."

Ein starker Knall machte die Fenster schüttern, worauf sich abermals schreiende Stimmen, diesmal aber noch viel ängstlicher, hören ließen.

Die Thür zur Trinkhalle ward von außen heftig aufgerissen. Adolar's verstörte, angsterfüllte Züge beunruhigten die Versammlung.

„Was ist geschehen, Cousin?" rief ihm der Abbé zu.

„Ich weiß es nicht", versetzte Adolar, „jedenfalls verheißen uns diese Rufe kein freudiges Ereigniß. Bitte, folgen Sie mir! Es ist die Tochter Geldern's, die in so herzzerreißender Weise um Hülfe ruft!"



Sechstes Kapitel.

Geldern's Tod.

Von dem frühlingsartigen hellen Wetter gelockt, war Geldern noch vor dem Zusammentreten der drei Männer in der Trinkhalle nach dem Park gegangen, wo er sich gern und viel aufhielt, weil er sich ungestört wußte. Die gute Laune des Lieutenants außer Diensten, der bisweilen sein rothes Ordensband mit vielem Anstande trug, war ihm neuerdings in erhöhtem Grade zurückgekehrt. Zerline, die aalglatte, spionirende Schmeichlerin, die selbst ein geborener Unhold und Grobian nicht unhöflich behandeln konnte, wenn sie alle ihre Künste spielen ließ, hatte dem Vater so viele unterhaltende und erfreuliche Nachrichten zugetragen, daß sich dieser wol eine kleine Erholung und ein gemüthliches Ausruhen von belästigenden Gedanken gönnen durfte.

Zerline begleitete den Vater in den Park und rückte ihm unter der halboffenen Mooshütte, deren Dach auf einem abgesägten einzigen Baumstamme ruhend, die Gestalt eines riesigen Pilzes hatte, den Lehnsessel so zurecht, daß Geldern von der Sonne nicht incommodirt ward und doch die wohlthuende Wärme ihrer Strahlen genießen konnte.

Der steife, kraftlos gebliebene Arm des Abenteuerers, den er scherzend sein liebstes Andenken an den guten Schwager nannte, hielt das Weichselrohr einer Tabackspfeife, denn seit einiger Zeit rauchte er abwechselnd bald Manillacigarren, bald sehr guten Kanaster. Als er sich recht behaglich fühlte und sein Auge bald auf den farbensprühenden Feuerregen der Fontaine ruhte, welche den schönen, tiefen Weiher des Parkes speiste, bald auf die in schönster Beleuchtung sich zeigende Gebirgskette hinüberschweifte, sagte er mit dem ihm eigenen schlauen und fröhlichen Lächeln:

„Ist noch mehr Besuch gekommen, Jüngferchen?"

„Ich würde es dir nicht verschwiegen haben, Papa", versetzte Zerline, zu seinen Füßen niederhockend und die feinen, seidenweichen Härchen über der Stirne, die sich nicht recht fügen wollten, auf



ihren runden, spitzen Fingern in Löckchen drehend. „Außer dem Stiftssyndikus ist nur noch ein Herr angekommen.“

„Du kennst ihn nicht?“

„Zu meinem tiefsten Bedauern! Aber du darfst dir deshalb keine Sorgen machen, Papachen. Zum Geliebten wäre er mir zu alt, und zum Manne zu griesgrämig. Gewiß gehört er der weitverzweigten Rasse zweibeiniger Lastthiere an, die uns von je her gerechtes Entsetzen eingeflößt hat.“

„Sonst nichts Neues oder Unterhaltendes?“ setzte Geldern sein Examen fort. „Es ist merkwürdig, daß gezwungene Unthätigkeit immer wißbegierig macht.“

„Onkel Baron ist auf die Jagd gegangen . . .“

„Alt, veraltet!“ unterbrach sie der Vater.

„Mein hübscher Vetter dagegen, der mich zu seinem eigenen Schaden viel zu wenig ansieht, blieb daheim.“

„Ein sehr solider Edelmann, sans comparaison, nur etwas zurückhaltend für seine Jahre.“

„Und siehe da, Papachen, sie steckten die Köpfe zusammen und hielten einen Rath!“

„Alle?“

„Tante Baronin ist nicht invitirt worden.“

„Aber der Mann im langen schwarzen Rocke, den ich nicht sehen soll, obwol ich seine heilige Nähe schon längst wittere?“

„Er declamirt sehr gut, Papa!“

„Ein Talent, das jeder Schauspieler ausbilden muß. Und wer, mein Kind, wer auf dieser von Täuschungen, Intriguen, gut und schlecht gemischter Gesellschaft zusammengesetzten Welt wäre nicht Schauspieler! Ist sein Vortrag classischen Stücken gewidmet oder hält er sich mehr an das Moderne?“

„Nach dem, was du mir über das Wesen der Romantik mitgetheilt hast, Papa, halte ich diesen Unsichtbaren, der seine Gegenwart nur durch Sprechen, bisweilen auch durch recht lamentables Seufzen verräth, für einen eifrigen Anhänger der Romantik.“

„Der bündigste Beweis, daß wir uns geistig nahe verwandt sein müssen.“

Zerline schwieg auf diese letzte Aeußerung ihres Vaters, sah ihn aber mit Blicken an, in denen sich mehr als eine Frage verbarg. Geldern beugte sich etwas mehr herab zu der Knienden und fuhr in flüsterndem Tone fort:

„Ich möchte gern etwas von der Kunst des Abbé Ludomirsky profitiren, dem es gelungen ist, eine der ärgsten Sünderinnen dieser Erde zur Einkehr in sich

selbst und zu gänzlicher Trennung von ihren nächsten Blutsverwandten zu vermögen."

„Wenn ich ein Vöglein wäre oder eine Brummfliege . . . wie ewig schade ist es doch, daß gerade die allerschönsten Märchen die dümmsten Lügen enthalten!"

„Sage das nicht, mein Kind!" erwiderte Geldern. „Aus diesen von dir leichtfertig geschmähten Märchen schlürfen wir Lehren tiefer Weisheit; man muß sie nur zu deuten verstehen! Also, Gazelle, da dir Gott die Gabe der Verwandlung nicht verliehen hat, so strenge deine fünf Sinne etwas mehr als gewöhnlich an, und ich werde eine Tochter besitzen, an der ich Wohlgefallen habe!"

„Bleibst du hier, Papachen?" fragte Zerline, sich leicht erhebend.

„Ich werde mich hier in der Nähe dieses stillen, blauen Wasserspiegels, den nur der fallende Regen des Springbrunnens in leichtzitternde Bewegung setzt, aufhalten und meine entomologischen Kenntnisse zu vermehren suchen. Es ist dies für mich ein Beschäftigung, die meinen Gedanken genug Freiheit der Bewegung läßt, um in fernen Gefilden, in längstvergangenen Tagen sich ein wenig umzusehen, damit das Wichtigste gemachter Lebenserfahrungen nicht zum Nachtheile von uns selbst verloren geht."

Zerline entfernte sich, um den Auftrag ihres Vaters womöglich zu erfüllen. Dies war jedoch schwerer, als sie selbst vermuthet hatte. Adolar befand sich nicht bei den Herren in der Trinkhalle, was sie doch glaubte, und gerade das Fernbleiben des jungen Edelmanns, das sie sich nicht erklären konnte, machte das Mädchen unschlüssig. Eine Berathung, an welcher ihr Cousin, der für sie selbst die wichtigste Person auf Kaltenstein war, nicht theilnahm, konnte nach ihrem Dafürhalten unmöglich von großer Bedeutung sein.

Augenblicklich bildete sich in dem Köpfchen des schlauen Mädchens ein anderer Plan, der sie viel leichter dem ersehnten Ziele näher führen konnte. Schon die raschen Bewegungen Adolar's sagten ihr, daß er aufgeregt sei. Er sprach sogar bisweilen mit sich selbst! Wenn es ihr nun gelang, den Vetter festzuhalten und durch ein geeignetes Wort ihn zum Sprechen zu bewegen, sollte sie dann nicht hinter das Geheimniß kommen, das in der Trinkhalle verhandelt wurde und um das Adolar offenbar auch wissen mußte?

Unbemerkt verließ Zerline durch dieselbe Pforte, die sie eben erst in das Schloß geleitet hatte, dies abermals, durcheilte die nächsten Sandwege und trat



durch das Wiesenthor, welches aus dem Park aufs freie Feld und zunächst auf eine umfangreiche Wiese führte, ins Freie, um durch das eigentliche Schloß-thor in den Hof zu gelangen, wo sie ihrem Cousin zu begegnen hoffte.

In der Eile vergaß Zerline das Wiesenthor zu schließen, auch bemerkte sie nicht, daß an der Mauer des Parks ein Mann lehnte, der in tiefe Gedanken versunken zu sein schien. Hätte sich die Tochter Geldern's umgekehrt, so würde ihr das dem Schlosse zugewen-dete Gesicht dieses Mannes wahrscheinlich aufgefallen sein. Er trug einen kurzen grünen Rock wie die Jäger, führte aber weder Büchse noch Hirschfänger.

Beim Betreten des Schloßhofs fand Zerline den ganzen Raum menschenleer. Nur der leichte Korb-wagen, in welchem der Fremde angekommen war, und die Kalesche des Stiftssyndikus standen so dicht neben-einander, daß sie sich fast mit den Achsen berührten. Zu ihrem Bedauern sah sie Adolar gerade in das Schloß treten, und der Landpostbote, der kurz vor ihr aus dem Thore getreten war, ließ sie vermuthen, der Vetter möge wieder einmal einen jener Briefe erhal-ten haben, die ihn noch immer unruhig gemacht und für mehrere Tage heftig verstimmt hatten.

In der Hoffnung, es könne ihr doch wol ge-

lingen, den Vetter durch eine anziehende Miene festzuhalten, schlich das gewandte Mädchen ihm durch Gänge und über Treppen, die sie bereits sehr genau kannte, nach, ohne sich doch zu weit in unmittelbare Nähe der von ihm bewohnten Zimmer zu wagen. Sie zog es vielmehr vor, aus dem mit bunten Ziegeln gepflasterten Vorsaale, welcher den südlichen Flügel des Schlosses in zwei Hälften theilte und die Appartements der kranken Baronin von denen des Sohnes trennte, in den halbrunden Treppenraum zu treten, der vom ersten Gestock zum zweiten geleitete. Von diesem Raume aus übersah man einen großen Theil des Parks bis zum Weiher. Die Mooshütte, unter welcher Geldern sich ausruhte und über hunderterlei Dinge nachgrübelte, war nicht mehr zu erblicken. Es vergingen indeß nur einige Minuten, und Zerline gewahrte ihren Vater, wie er von der Mooshütte her dem Weiher sich näherte und langsam das Ufer entlang wandelnd wiederholt stehen blieb, um unverwandt ins Wasser zu sehen.

Zwei- oder dreimal hatte Sandomir Geldern etwa den dritten Theil des Teichufers, hin und wieder gehend, umschritten, als Zerline die schattigen Umrisse eines Mannes auf dem gelbrothen Sande des breiten Ganges gewahrte, der in weitem Bogen, bisweilen unter



überhängendem Gebüsch gerade nach der Mooshütte führte. Nur ein paar kurze Augenblicke erfaßte sie die Figur des Mannes an nicht beschatteten Stellen des Weges, und da sie dessen grünen Jagdrock gewahrte, kam sie auf die Vermuthung, es könne Förster Frei sein, der im Auftrage ihres Onkels irgendetwas im Park zu besorgen habe. Daß der Mann keine Büchse trug, fiel Zerline nicht auf, da sie es überhaupt gar nicht bemerkte.

Adolar blieb lange aus, die Tochter Geldern's hatte jedoch Zeit und wollte nicht ganz unverrichteter Dinge wieder vor den ihrer harrenden Vater treten. Ein paar mal schlüpfte sie unhörbar über die Ziegel des Saales und legte ihr feines Ohr lauschend an die nur angelehnte Thür des Corridors. Der gleichmäßige Tritt des Vetters, der rasch im nächsten Zimmer auf- und abging, war alles, was sie vernahm.

In den Treppenraum des Fensters zurückgekehrt, bemerkte sie, daß ihr Vater den Weiher wieder verlassen hatte. Auch der Mann in Jagdkleidung, dessen Schatten ihr momentan aufgefallen war, ließ sich nicht weiter blicken. Sie stand am offenen Fenster, durch das ein sommerlich lauer Wind strich, noch mehrere Minuten. Der einströmende Luftzug drehte die Thür unhörbar in ihren Angeln und schloß den

Treppenraum so von dem Vorsaal ab, daß eine in jenem sich aufhaltende Person nicht wissen konnte, was auf letzterm vorging.

Das harrende Mädchen hatte das leise Zugehen der Thür nicht bemerkt, ebenso wenig das Fortgehen Adolar's, der ein Blatt Papier in der Hand, in großer Eile, aber doch vorsichtig, um kein Geräusch zu machen, sein Zimmer verließ und die zum Erdgeschoß führende Wendeltreppe wieder hinunterglitt. Da glaubte Zerline ganz vernehmlich einen lauten Ruf zu hören, wie ihn Schreck oder Ueberraschung wol einer menschlichen Brust entlocken.

In sehr kurzen Zwischenräumen wiederholte sich dieser Ruf, und zwar ängstlicher, lauter. Zerline erkannte die Stimme ihres Vaters! . . .

Trotz der Entschlossenheit des jungen Mädchens, die sie noch niemals verlassen hatte, überfiel Zerline jetzt doch eine nie zuvor gefühlte Angst, die sie an den Boden fesselte und ihr die Brust zusammenschnürte. Sie konnte nicht zweifeln, daß ihrem Vater etwas Unerwartetes, etwas Schreckliches begegnet sein müsse, und der körperlichen Machtlosigkeit desselben gedenkend, gerieth sie in die grenzenloseste Besorgniß.

Ihr erster Gedanke war Adolar. Es gelang ihr, die Thür zum Vorsaale aufreißend, den Vetter laut,

gellend zu rufen. Aber nur zweimal hatte sie seinen Namen in den hallenden Saal hineingeschrien, als das Fenster von einem starken Knall erdröhnte, der offenbar aus dem Park drang. Mit fast übermenschlicher Kraft wiederholte die Geängstigte noch mehrmals ihren Ruf, bis sich Schritte näherten und Adolar, von Joseph am Ort begleitet, der Entsetzten auf den obersten Treppenstufen begegnete.

„Zerline!" rief Adolar der Zitternden entgegen, deren anmuthig schalkhafte Züge jetzt die Angst entstellte. „Was ist geschehen? . . . Bist du der Baronin begegnet?"

Ohne Antwort auf diese Frage zu geben, erfaßte Zerline mit krampfhafter Heftigkeit die Hand des Vetters und schrie:

„Adolar! Hülfe! . . . Mein Vater!"

„Wo ist dein Vater?"

Zerline deutete nach dem Park.

„Der Schuß!" stammelte sie. „Ich sah den Förster! . . ."

„Andreas Frei?" sagte Adolar, und auch seiner bemächtigten sich Furcht und Entsetzen; denn er vermuthete, daß sein eigener Vater schon lange mit dem sehr still gewordenen Förster in geheim gehaltenen Unterhandlungen stehe. Rasch indeß beruhigte er

sich wieder, da er ja Andreas wie den Baron ein paar Stunden von Kaltenstein entfernt wußte.

„Ein Zufall hat dich getäuscht", sprach er, ein Lächeln mühsam erkünstelnd. „Den Knall habe auch ich vernommen. Gewiß rührt er von einem Schusse her, welchen meine Arbeiter drüben im Steinbruche hinter dem Parke, wo sie einen Felsblock sprengen sollen, abgefeuert haben."

„Nein, nein, nein!" rief Zerline, den Vetter mit sich die Treppe hinabreißend. „Er galt meinem Vater! . . . Ich hörte den Wehrlosen angstvoll um Hülfe schreien! . . ."

Adolar fühlte sich von Joseph am Ort angestoßen, dessen Blicken er begegnete. Obwol er den vielsagenden Ausdruck, der in den Augen des Cousins lag, nicht verstand, feuerte ihn dieser doch zu Beschleunigung seiner Schritte an. An der hintern Schloßpforte überholten die beiden Begleiter Zerline's den Abbé mit dem Stiftssyndikus, die einander noch einige wichtige Mittheilungen gemacht hatten. Zerline achtete beider nicht. Sie flog an ihnen vorüber und eilte den ihr folgenden Männern, denen sich auch der Abbé und der Stiftssyndikus anschloß, weit voraus.

Bald verloren das von unaufhaltbarer Gewalt getriebene Mädchen auch Adolar und Joseph am Ort aus den Augen. Noch vergingen einige Secunden, dann ließ sie gellender als je ihren Hülferuf erschallen.

Die letzte Biegung des Wegs umschreitend, lag der seltsam geformte Moostempel vor den Blutsverwandten. An dem abgehauenen Baumstamme, auf welchem die Bedachung ruhte, lehnte Sandomir Geldern, den Zerline leidenschaftlich umarmte, ohne ihre gellenden Schmerzensrufe zu mäßigen.

Joseph am Ort blieb einige Schritte von dem Tempel stehen. Er weigerte sich, Adolar noch weiter zu begleiten.

„Sie haben's erreicht", sprach er leise. „Gehen Sie nur weiter; wir sprechen uns später wieder!"

Adolar trat unter die Bedachung, während Joseph am Ort dem Stiftssyndikus einige Schritte entgegenging.

Sandomir Geldern blutete stark aus einer Brustwunde, die von einer aus großer Nähe abgefeuerten Kugel herrührte. Zerline löste ihr schönes Haar, um das hervorquellende Blut zu stillen.

Beim Eintritt Adolar's schlug der Verwundete

die Augen auf und ein ironisches Lächeln umspielte seine welken, bleichen Lippen.

„Der Kerl hat mich gut getroffen", raunte er dem Neffen zu, „aber ein Schuft bleibt er doch!... Wo treibt sich denn der Baron herum? ... Ich möchte ihm jetzt ... noch einmal in sein ... Schelmenauge sehen ... blos aus Neugierde ... Still, Närrchen!" fuhr er, zu Zerline gewendet, fort, „was nützt Rufen und Weinen, wenn der Teufel mit seinen falschen Karten glücklich Va banque! spielt? ... Sieh dich um nach kleidsamen Geweben und trauere um deinen Vater so anmuthig, daß jeder Mann von gutem Geschmack dich bewundert! ... Mir hilft weder beten noch pflastern ... einen Spaß aber will ich noch haben, ehe ich sterbe ..."

Die Blicke Geldern's ruhten einige Secunden auf Joseph am Ort und dem Abbé, die jetzt nebeneinander standen.

„Wie gerufen!" fuhr er fort. „Ich werde als guter Katholik sterben, eingesegnet von ... einem nahen Verwandten ..."

Schwächer werdend, winkte Sandomir Geldern dem Abbé.

„Sie sind ein Priester ... ich weiß es ... Hören Sie ... meine Beichte! ..."

Der Abbé erfaßte die Hand des zum Tode Getroffenen und beugte sich zu ihm nieder, Worte des Trostes sprechend.

„Hilft nichts, Vetter Abbé", unterbrach Geldern den Priester. „Du siehst meiner Mutter zu ähnlich, als daß du deine Abkunft von den Ludomirsky mir gegenüber verleugnen kannst! . . . Quäle mich jetzt nicht mehr drum . . . Ebendeshalb will ich dich vollends . . . klug machen . . . Die Kugel . . . die ihr da in dem pfeifenden Blasebalge . . . dem der Athem schon ausgehen will . . . finden werdet . . . stammt aus . . . einer bekannten Fabrik . . . Geschickt hat sie mir . . . der nachtragende alte Schalk, der Baron! . . . Zuwarf sie mir . . . Clotilde's Geliebter! . . . Adolar! . . . Erinnere dich der letzten Worte in . . . deines Vaters . . . letztem Schreiben an mich . . . und der . . . Allerheiligennacht! . . . Sie hießen: «Wärst du einer Kugel werth, ich könnte sie dir entgegenschicken, wenn ich nur wüßte . . . wo ich dich träfe! . . .»"

Die Augen schließend legte sich auf Sandomir's Antlitz ein leises Lächeln, das er auch beibehielt, so lange er fortathmete.

Es war nicht zu ermitteln, ob er noch Bewußtsein hatte. Der Stiftssyndikus richtete wiederholt

Fragen an ihn, die indeß alle unbeantwortet blieben. Joseph am Ort und Liebner verstanden den Sterbenden vollkommen. Als die Schelle auf dem Schloßthurme von Kaltenstein die Mittagsstunde verkündigte, war Sandomir Geldern eine Leiche.



Siebentes Kapitel.

Baron von Kaltenstein an Geldern's Leiche.

Die Blutthat im Park von Kaltenstein ward bald ruchbar in der Umgegend. Höchst wahrscheinlich würde der alte Baron in gar übeln Leumund gekommen sein, wäre er, wie allbekannt, an diesem Tage nicht erst gegen Sonnenuntergang von der Jagd zurückgekehrt. Er hatte ungewöhnlich Glück gehabt und befand sich, so trüb er sich beim Ausgange am Morgen zeigte, bei der Heimkehr in bester Stimmung. Da überbrachte man ihm die Kunde von der Ermordung Geldern's!

Es kostete dem Baron Ueberwindung, dem Todten gegenüberzutreten. Vier Augenpaare richteten sich so fest, so hart und kalt auf ihn, daß er seiner ganzen Manneskraft bedurfte, um diese inquisitorischen Blicke ruhig zu ertragen. Aber er zuckte nicht unter diesen

stummen Fragen, ja es gelang ihm sogar, den Ausdruck seiner Mienen vollkommen zu beherrschen.

Man hatte den Leichnam Geldern's in die Trinkhalle geschafft. Hier lag er auf untergebreiteten Polstern fast auf derselben Stelle, wo ihn vor mehreren Monaten die Kugel des bis zur Wildheit gereizten Schwagers niedergestreckt hatte.

Geraume Zeit betrachtete Baron von Kaltenstein den Todten, um dessen eingesunkene Lippe noch ein Zug von Spott und Hohn spielte. Daß diese Lippen sich dem Edelmann gegenüber nicht mehr öffnen, daß sie nie wieder einen vergiftenden Strom schonungsloser Schmähungen und Enthüllungen über ihn und Clotilde ausgießen konnten, das war für den Baron ein Genuß, den er vor jedermann geheim hielt. Trug er auch eine ernste, traurige Miene zur Schau, im Herzen jubelte er, daß die Hand eines dritten ihn von diesem furchtbaren Quälgeist, der ihm als Satan in Menschengestalt entgegentrat, befreit hatte.

Nachdem er die Züge Geldern's so lange betrachtet hatte, als wolle er sie seinem Gedächtniß für immer einprägen, wandte er sich mit der Frage an den Stiftssyndikus:

„Hat man nichts entdeckt, was uns auf die Spur des Thäters führen könnte?"



„Außer einigen Fußtapfen im Sande hat der Mörder Ihres Schwagers kein Zeichen seiner Anwesenheit zurückgelassen“, versetzte Liebner. „Dennoch kann über die Person desselben kein Zweifel obwalten.“

„Das verstehe ich nicht“, sprach der Baron beunruhigt.

„Für uns, die wir den Unglücklichen noch vor seinem raschen Hingange sprachen, ist es sehr verständlich“, entgegnete der Stiftssyndikus. „Geldern erkannte seinen Mörder!“

„Von Person und Namen?“ sprach der Baron, indem er eine eisige Kälte seine Gebeine durchrieseln fühlte.

Der Stiftssyndikus bejahte.

„Ist es nöthig, daß ich Ihnen die Person noch genauer bezeichne?“ setzte er hinzu.

„Später . . . wenn wir allein sind“, versetzte abwehrend der Edelmann. „Weiß Clotilde um den unseligen Vorfall?“

„Die Frau Baronin war von den Fenstern ihrer Zimmer aus entfernte Zeugin der That. Sie vereinigte ihre Stimme mit dem Hülferufen der Tochter des Ermordeten.“

„Zerline war zugegen?“

Adolar gab dem Vater Bescheid auf diese Frage. Der Baron hörte den Sohn mit derselben Ruhe an wie den Stiftssyndikus. Darauf wendete er sich an den Abbé, der, vertieft in die Anschauung des Todten, dem Anscheine nach der bisherigen Unterhaltung ebenso theilnahmlos zugehört hatte wie Joseph am Ort, der am obern Ende der Tafel in einem Lehnstuhle saß und sein Auge unverwandt auf den Baron gerichtet hielt.

„An Ihnen, ehrwürdiger Herr, dürfte es jetzt sein", sprach er, „zu bestimmen, wann und auf welche Weise dieser beklagenswerthe Todte beerdigt werden soll. Ich weiß, daß er in der katholischen Religion erzogen worden ist, was man so im allgemeinen Erziehung nennt. Wie weit sein Glaube reichte, ist mir, da ich sehr lange seines unterhaltenden Umgangs entbehren mußte, weniger bekannt. Auf meinen, das heißt auf meines Sohnes Besitzungen haben wir keinen katholischen Kirchhof."

„Ich habe mir bereits erlaubt, Herr Baron", erwiderte Abbé Kasimir, „einen Brief an den hochwürdigen Herrn Dombechanten Warnkauf in Mariendorf zu richten. Dieser hochgeschätzte Geistliche wird, da ich bezeugen kann, daß Lieutenant Geldern mit dem Willen, bußfertig und reuevoll vor Gott zu



treten, starb, keinen Anstand nehmen, die sterbliche Hülle des Verewigten in geweihte Erde bestatten zu lassen."

Der Baron reichte dem Abbé aus Freude über diese bereitwillig übernommene Vermittelung dankend die Hand.

„Lassen wir jetzt den Todten, der ja ausgelitten hat, ruhen", nahm er abermals das Wort. „Ich ersuche die Herren, mich nach dem Park zu geleiten, damit ich den Schauplatz der That noch vor Einbruch der Nacht in Augenschein nehmen kann. Was sonst etwa in dieser Angelegenheit zu thun sein möchte, dürfen wir wol vertrauensvoll unserm rechtsgelehrten Freunde überlassen."

Der Abbé ergriff den Arm des Barons, diesem schlossen sich der Stiftssyndikus mit Adolar, ein leises Gespräch miteinander führend, an, und zuletzt, eine ziemliche Strecke hinter den übrigen zurückbleibend, kam Joseph am Ort.

Der Baron fand alle Angaben des Stiftssyndikus bestätigt, was eine Menge in ihm aufsteigender Zweifel beseitigte. Da es schon zu dämmern begann, hielt man sich nicht lange bei dem Tempel auf. Während der Rückkehr zum Schlosse wechselte aber der Abbé den Begleiter. Er gesellte sich zu Adolar

und überließ Joseph am Ort den Platz an der Seite des Barons.

„Wir kennen uns noch so wenig", redete der Inspector jetzt den Edelmann an, „daß wir uns für ganz Fremde halten könnten, hätte ein glücklicher Zufall uns nicht vor kurzem zu nahen Verwandten gemacht. Die Mittheilungen des Herrn Abbé, die tiefeingehenden Erläuterungen des gelehrten Herrn Stiftssyndikus . . . "

„Sehr wohl, Herr am Ort", unterbrach den Sprechenden der Baron, „ich habe, Gott sei Dank, ein ziemlich gutes Gedächtniß. Ich bedauere nur, daß Sie gerade zu einer für freundliche Unterhaltung so wenig sich eignenden Stunde mich und meine Familie mit Ihrem angenehmen Besuche beehren."

„Ich werde mir erlauben, später, in glücklichern Tagen, meiner verehrten Cousine mich vorzustellen", erwiderte Joseph am Ort. „Daß die arme Dame immer so leidend ist, betrübt mich. Ich hörte, sie befinde sich in der Besserung, und nun kommt dieser schreckliche Schlag dazwischen, der ja von neuem die schwachen Nerven der Leidenden angreifen muß! . . . Wie furchtbar hat doch das Schicksal in der Familie gehaust, der ja auch ich mit angehöre! . . . Wenn Sandomir Geldern sich nicht irrte, so erkannte er

die Person des Mörders, den ich leider ebenfalls kenne! . . ."

„Sie? . . . Sie kennen ihn?"

„Da ich zugleich seinen Wohnort anzugeben weiß, möchte ich seine Verfolgung bevorworten."

Der Baron schritt schweigend neben dem Inspector fort, dann blieb er plötzlich stehen und sagte:

„Mein Schwager bildete sich häufig Dinge ein, die gar nicht existirten, und in Bezug auf Neigung und Abneigung gegen Persönlichkeiten war er so wetterwendisch, daß er oft nicht wußte, ob er jemand lieben oder hassen sollte. Er machte das immer abhängig von dem Vortheil, den er dabei für sich selbst herauskommen sah. Wer weiß, ob nicht auch in den letzten Stunden seines Lebens . . ."

„Eine blos fingirte Person", fiel Joseph am Ort ein, „ist Nicanor im Winkel nicht. Sie wissen das selbst, Herr Baron! Da Sie ein so gutes Gedächtniß besitzen, können Sie unmöglich die Unterredung vergessen haben, welche Sie im Hochsommer unfern meiner Wohnung mit dem Genannten hatten."

Gebückten Hauptes schritt der Baron neben dem Inspector fort.

„Und was folgern Sie daraus?" sagte er, als dieser eine Pause machte.

„Nichts, Herr Baron! Ich weiß nur, in welchen Beziehungen Nicanor im Winkel vor längern Jahren zu Ihnen und . . . zu dem Ermordeten stand.“

„Sie können recht haben“, versetzte Herr von Kaltenstein, „und ich begreife vollkommen, wohin Ihre Andeutungen zielen. Wie nun aber, Herr am Ort? Wer gibt uns das Recht, auf die Aussage eines Sterbenden jemand unter Erhebung einer so schweren Beschuldigung verhaften zu lassen? Im ganzen Schlosse lebt niemand, welcher den Mörder des armen Geldern sah, man hörte nur den Widerhall des Schusses . . .“

„Eine Person im Schlosse hat den Mörder gesehen!“ sprach Joseph am Ort mit Nachdruck.

„Und diese ist?“

Der Inspector legte seinen Mund an das Ohr des Barons. „Ihre Gattin!“ sagte er ruhig. „Nach der Aufhebung ihres Bruders ließ sie den Herrn Abbé zu sich rufen, und diesem hat sie erzählt, was sie mit eigenen Augen sah.“

„Die arme Frau!“ erwiderte betrübt der Baron. „Was mag sie bei diesem Anblick gelitten haben!... Ja freilich, wenn es so ist, dann allerdings . . . Aber es wird eine langwierige Untersuchung geben,

und augenblicklich zweifle ich noch, daß sich überhaupt der Thatbestand wird feststellen lassen. Indeß bitt' ich als Freund, besprechen Sie sich mit dem Herrn Stiftssyndikus. Der Mann ist gewandt, und was er vorschlägt, dürfen wir getrost für das Beste erachten."

Joseph am Ort wurde durch die Kühle des Barons in einige Verlegenheit gesetzt. Er hatte mit Bestimmtheit erwartet, daß seine beziehungsreichen Fingerzeige ihn aufregen würden, und nun forderte derselbe Mann, von dem er überzeugt war, der Tod Geldern's komme ihm mehr als gelegen, ihn auf, den muthmaßlichen Mörder zu verfolgen! Ohne nochmalige Berathung mit dem Stiftssyndikus durfte und konnte Joseph am Ort nicht weiter gehen, doch hoffte er, daß ersterer ihm beipflichten und das etwa Nöthige ungesäumt anordnen werde. Bestärkt in dieser Annahme ward der Inspector noch durch die Ungeduld Liebner's, der zum Aufbruche trieb.

„Sie könnten mich begleiten, Herr am Ort", sagte er zu diesem. „Nach Hause kommen Sie vor Mitternacht doch kaum, und wir haben noch mancherlei miteinander durchzusprechen. Am besten wär' es, Sie ließen Ihr Gebirgscarriol einstweilen hier, stiegen mit in meinen Wagen, und morgen holte Ihr

Fuhrmann Sie aus meiner Behausung wieder ab. Der Umweg über das Kloster beträgt wenig mehr und ist weit fahrbarer als der, welcher am Crucifix vorüberführt."

Joseph am Ort nahm diesen Vorschlag an. Der Baron geleitete beide Herren an den Wagen und empfahl sich ihnen mit lächelnder Miene.



Achtes Kapitel.

Zwei ewig Geschiedene.

Unter großem Menschenzulauf war Sandomir Geldern auf dem Kirchhofe von Mariendorf feierlich beigesetzt worden. Der Bestattung des Verewigten wohnten beide Herren von Kaltenstein, der Abbé Kasimir, Joseph am Ort, der Stiftssyndikus, Förster Frei mit seiner Tochter und Zerline bei. Die Baronin mußte ihres leidenden Zustandes wegen, der sich wieder sehr verschlimmert hatte, daheim bleiben, und Kathrine sagte einfach: „Ich will nicht!"

Nach der Rückkunft von dem Begräbnisse ließ Baron von Kaltenstein Clotilde um eine vertrauliche Unterredung bitten. Er hatte seine Gattin seit dem Tode Geldern's noch nicht gesprochen. Abbé Kasimir war mit Zerline bei dem Domdechanten geblieben, der beide dringend bat, sie möchten wenigstens einen

Tag lang auf der Dechanei verweilen. Nach dem Wunsche des Försters folgte Adolar diesem ins Forsthaus, und so konnte der Zufall selbst den Baron in seinem Vorhaben nicht besser unterstützen.

Clotilde kam dem Anliegen ihres Gemahls entgegen, begrüßte ihn höflich, und fragte in auffallend sanftem Tone nach der Veranlassung dieser ihr jetzt so selten zu Theil werdenden Aufmerksamkeit.

Der Baron nahm Clotilde gegenüber Platz und bemühte sich einige Secunden lang in ihren Augen zu lesen. Clotilde hielt jedoch trotz ihrer Körperschwäche und der ungeheuern Veränderung, welche seit der Ankunft des Abbé Kasimir auf dem Schlosse geistig wie leiblich mit ihr vorgegangen war, seine forschenden Blicke ruhig aus.

„Wir haben heute einen Mann begraben", hob der Baron an, „den wir seit unserer Vermählung beide nicht liebten."

Clotilde wendete das Gesicht von ihrem Gatten ab und ergriff das elegant eingebundene Gebetbuch, das neben ihr auf dem Arbeitstische lag.

„Ich hoffe", fuhr der Baron fort, „Sie werden die Gefühle, die mich bei der Bestattung Ihres Bruders bewegten, vollkommen verstehen und mit mir theilen."

Die Baronin schlug das Gebetbuch ungeduldig auf und zu.

„Sandomir Geldern fand ein rasches Ende . . . Er hat keinen langen und schweren Todeskampf durchkämpfen müssen, und ich hoffe zu Gott, daß er reuigen Herzens die Erde verlassen hat . . ."

„Zu Gott! . . . Er hofft zu Gott!" murmelte Clotilde, sich noch mehr von ihrem Gatten abwendend.

„Ein unvermuthetes Ereigniß hat uns beide aus großer Bedrängniß gerettet", sagte der Baron lebhafter. „Mit dem Erdhügel, der sich heute über der Gruft Ihres Bruders gewölbt hat, ist das Siegel auf eine bewegte, düstere Vergangenheit für immer gedrückt worden . . . Der Todte spricht nicht mehr; was er wußte, es ist ein Geheimniß des Grabes geworden, das seine Bewohner nicht wiedergibt."

Clotilde kehrte sich langsam um, sah den Baron verachtungsvoll an und sagte dumpf:

„Sandomir ward ermordet!"

„Er hat sein Schicksal erfüllt", entgegnete Herr von Kaltenstein.

„Ein Schicksal, das . . . o, es ist grauenhaft! . . . Verwandte ihm bereiteten! . . ."

„Solche Einbildungen könnten Ihnen schädlich

werden", erwiderte der Baron, den Clotilde's leidenschaftliche Aeußerung nicht aus der Fassung brachte. „Es ist nur erwiesen, daß Sandomir Geldern erschossen ward, die Person, welche die Kugel abfeuerte, haben außer dem Todten nur Sie gesehen."

„Ja, ich", rief Clotilde zusammenzuckend. „Und ich habe den Mörder erkannt!"

„Hoffentlich flößt Ihnen derselbe in dieser neuen interessanten Eigenschaft keine Leidenschaft ein", fuhr der Baron fort, „wenn meine Ansicht, daß Ihr eigenes Auge Sie täuschte, nicht vielleicht die richtigere ist. Es liegt ein langer Zeitraum zwischen jenem . . ."

„Ich will nichts hören", fiel Clotilde ein, „ja ich will noch mehr thun . . ."

Sie küßte das goldene Kreuz auf dem Deckel des Gebetbuchs und kehrte die geisterhaft glänzenden, von einem unheimlichen Feuer glühenden Augen dem Himmel zu.

„Was wollen Sie thun?", fragte bang und erwartungsvoll der Baron.

„Ich will schweigen", sprach Clotilde, „schweigen, bis der Tod auch meine Schmerzen endet!"

„Ich komme nicht, um Ihnen eine solche Zumuthung zu machen, im Gegentheil, ich fordere Sie



auf zu sprechen, nur müssen Sie Ihre Aussagen auch beweisen können."

„Ich könnte es, wenn ich wollte!" drohte die Baronin mit neuem Glutblick.

„Darauf erwidere ich mit gleichem Recht: Sie wollen es, aber Sie können nicht!"

Clotilde schleuderte das Gebetbuch zu Boden und wollte jäh aufspringen, ihr kraftloser Körper sank aber sogleich wieder in die weichen Polster des Armstuhls zurück.

„Ich las den Brief . . . von deiner Hand!" hauchte sie zitternd.

„Er ward vernichtet!"

„Dein Wille war's, den Unseligen zu tödten! . . ."

„Dein Wunsch erzeugte ihn . . ."

„Und nun . . . nun hast du ihn . . . gedungen!"

Der Baron lächelte, lächelte so seltsam, so mitleidig, daß Clotilde zuerst in Erstaunen, dann in Angst, zuletzt in Wuth gerieth. Ein Strom von Vorwürfen und Verwünschungen, die alle dem Baron galten, entquoll ihrem Munde. Als sie erschöpft war, nahm Herr von Kaltenstein wieder eine ernste Miene an. Er bückte sich, um das Gebetbuch aufzuheben, das er seiner Gattin reichte, und weil diese es von sich wies, es auf den Arbeitstisch legte.

„Ich erwartete", sprach er mit einer gewissen Zudringlichkeit, „daß Sie von diesen betrübenden Einbildungen, die Ihnen schon wiederholt Ruhe nnd Zufriedenheit geraubt haben, beherrscht seien. Mehr als einmal habe ich Sie gebeten und, wenn ich das Fruchtlose meiner wohlmeinenden Vorstellungen einsah, Ihnen befohlen, daß Sie sich selbst und die Thätigkeit Ihres Geistes beherrschen sollten. Sie wollen aber oder können meinen doch nur gerechten Wünschen niemals nachleben. Da ist es denn Zeit, daß man Ihnen wehrt, gefährlich zu werden! . . . Fragen Sie den Stiftssyndikus, einen Mann, der mich nicht liebt, und seine Antwort wird der meinigen gleichen. Jene Person, die Sie in der Schwärmerei Ihrer verworrenen Gedanken gesehen haben wollen, existirt nicht. Damit zerfällt Ihre injuriöse Behauptung in sich selbst! . . . Man hat Nachsuchungen angestellt — ich selbst aus Liebe zu meinem unglücklichen Schwager drang darauf — es zeigte sich aber nirgends eine Spur. Der Tod Ihres Bruders läßt sich auch viel einfacher erklären. Seine Vergangenheit, ehe wir uns begegneten, ist Ihnen bekannter wie mir. Sie war ganz dazu geeignet, Sandomir mehr Feinde als Freunde zu machen. Was nun ist natürlicher, als daß einer dieser zahlreichen Feinde



des einst sehr glücklichen Spielers sich die Gelegenheit ersah, um sich für erlittenes Elend, das dem Glückstopfe Geldern's entstieg, auf einmal bezahlt zu machen? Sollte Ihnen diese Auffassung der Verhältnisse nicht einleuchten, Clotilde?"

„Sie flößen mir Entsetzen und . . . Verachtung ein, Baron!"

„Für diese Offenheit bin ich Ihnen dankbar", versetzte Herr von Kaltenstein. „Es wird Licht zwischen uns beiden, und das kann uns nur freuen."

Er stand auf und griff nach dem Gebetbuch, in das er blätternd zerstreute Blicke warf.

„Unser neuer Verwandter, der Abbé Kasimir Ludomirsky", fuhr er fort, „dem wir die so äußerst interessanten Mittheilungen über Leben, Leiden und Sterben einer unglücklichen Dame, Namens Berenice verdanken — sie lebt ebenso wenig, Madame, und kann sich Ihrem kranken Geiste ebenso wenig zeigen wie Nicanor im Winkel — hat mir eröffnet, daß Sie gesonnen sind, in ungestörter Einsamkeit über sich selbst nachzudenken, bis Ihre Seele Ruhe findet. Ich theile vollkommen die Ansicht dieses gelehrten Priesters. Er hat recht: was Gott nicht zusammenfügte, sondern schnödeste Weltlust und gemeiner Vortheil, das war sich geistig nie verbunden, sondern

ewig geschieden! Daraus folgt, daß eine wirkliche Scheidung, die wir freiwillig vollziehen, uns im Himmel, an dessen Gerechtigkeit und Gnade Sie ja glauben, als eine gute Handlung angerechnet werden wird. Sie werden nicht bestreiten, daß Sie sich schon zu Anfang des Lenzes sehr lebhaft mit diesem Gedanken beschäftigten. Die Gründe, durch welche Sie denselben zu rechtfertigen sich angelegen sein ließen, flossen aus derselben Quelle, aus welcher ich gegenwärtig die meinigen schöpfe. Erinnern Sie sich der Augenblicke, wo Sie Ihrer Mutter am Grabe Ihres Vaters ohne Abschied den Rücken kehrten!"

Clotilde sah den mit kalter Höflichkeit sprechenden Gatten schon längst wie eine Wahnsinnige an. Jetzt faßte sie mit beiden hagern Händen ihre grau gewordenen Haare, und rief mit einer Stimme, die selbst den Baron frieren machte, wieder das schon früher vernommene: „Hinunter! Hinunter!"

Der Baron wartete, bis das schreckhafte Schattenbild der am Grabe jammernden Berenice im Auge der geistig Leidenden wieder erloschen war. Dann reichte er ihr das Gebetbuch.

„Clotilde", fuhr er fort, „unser Verwandter, der Herr Abbé, hat mich versichert, Ihre Seele — so sagt er — retten zu wollen. Nach seiner Behaup-



tung sollen Sie bereits Ihren Fuß auf den Rand des Pfades gesetzt haben, welcher verirrte Seelen zur Umkehr führt. Es wäre gewiß vorüberlegte Sünde, wollte ich einem so löblichen Vorhaben hinderlich sein. Leider hat mich das Leben noch nicht so gebrochen, daß ich mich veranlaßt fühlen könnte, aus freiem Antriebe und aus Bedürfniß zu Kreuze zu kriechen. Demnach bleibt mir nichts übrig, als mich von Ihnen zu trennen . . . Morgen schon gehe ich, da mich Geschäfte nicht binden, auf Reisen. Der Herr Abbé hat mir versprochen, unsere Scheidung einzuleiten . . . Sie werden meinen Namen tragen, wenn Sie dies wünschen sollten, solange Sie der Welt angehören! . . . Leben Sie so heiter und glücklich, wie Sie es verdient haben, und beten Sie, die Bekehrte, für eine rastlos weiter irrende Seele!"

Clotilde fühlte das Gebetbuch in der Hand und umschlang es krampfhaft. Sie saß gebückt, gebrochen, zerschmettert. Noch einmal vernahm sie das Lebewohl des Barons, dann hörte sie ihn fortgehen und hinter ihm die Thür ins Schloß fallen.

„Hinunter! Hinunter!" klang es dem Davoneilenden nach, der kein Bedürfniß mehr fühlte, der geistig Leidenden noch einmal zu Hülfe zu eilen.

Neuntes Kapitel.

Adolar und Hildegarde.

Am Grabe Geldern's war Adolar von Kaltenstein zum ersten male wieder mit Hildegarde zusammengetroffen. Er hatte das junge Mädchen in den letzten Wochen einigemal nur von fern gesehen, da es ausgesprochener Wunsch ihres Vaters war, seine ihm wiedergegebene Tochter sollte sich erst ganz in die heimatlichen Verhältnisse wieder einleben, ehe sie sich frühern Bekannten zeige und überhaupt zerstreuenden Umgang suche. Schloß Kaltenstein durfte Hildegarde begreiflicherweise nicht betreten. Ging doch Andreas selbst nur ungern dahin, weil er immer fürchtete, es müsse eines Tages sich etwas Furchtbares daselbst ereignen.

Adolar dachte zwar häufig an seine Jugendgespielin, die Erforschung der so sehr verworrenen Familienverhältnisse aber, in die ihn selbst das Leben so tief verwickelt hatte, lenkten seine Gedanken



immer wieder von Hildegarde ab, obwol er sich ihr viel näher gerückt glaubte. War sie es doch gewesen, die in der Hand der Vorsehung zur Mittelsperson ward zwischen Lebenden und Todten. Ohne Hildegarde, ohne die Irrungen, zu denen verkehrte Anschauungen sie verlockten, wer konnte wissen, ob er jemals die ihm gewordene Einsicht erlangt hätte!

So fühlte sich Adolar lebhaft zu der Försterstochter hingezogen, und je mehr er den Augenblick nahen sah, der ihn wahrscheinlich seinen Aeltern gänzlich entfremden werde, desto mehr sehnte er sich nach Hildegarde, die, wie Abbé Kasimir ihm wiederholt versicherte, dem Verderben nur durch die seltenen Anlagen ihres Geistes, welche sie das Bessere leichter erkennen ließen, für immer entrissen worden war.

Noch vor der Bestattung Geldern's ward Adolar ohne sein Zuthun Zeuge von der Aufnahme Hildegarde's seitens des Domdechanten. Der milde Geistliche wehrte dem Mädchen nicht, daß sie ihn in wahrscheinlich nicht verständlichen Worten um Verzeihung bat, auch sprach er selbst geraume Zeit ernste Worte zu ihr, dann aber legte er wie segnend seine Hand auf das Haupt der Gebückten und führte sie seiner Schwester zu. Sabine kam Hildegarde mit mütterlicher Liebe entgegen und schien nur von dem

freudigen Gedanken beherrscht zu sein, die auch ihr verloren Gegangene jetzt unverdorben umarmen und sprechen zu können.

Bei der Beerdigung Sandomir Geldern's stand Hildegarde neben Zerline. Adolar konnte ungestört Vergleiche zwischen beiden jungen Mädchen anstellen, von denen das eine ihm verwandt, das andere eine Fremde und doch Vertraute war.

Dieser Vergleich fiel in jeder Beziehung zu Hildegarde's Gunsten aus. Die Tochter Corneliens war in ihrem ungeheuchelten Schmerz am Grabe der Mutter unendlich lieblich gewesen, Zerline machte in der maßlosen Heftigkeit, die sie über den plötzlichen Tod des Vaters an den Tag legte, auf Adolar einen durchaus ungünstigen Eindruck. An dieser Heftigkeit, die jede Spur der neckischen Grazie verwischte, durch welche Zerline für gewöhnlich bestechen konnte, enthüllte sich der ganze Mangel an Erziehung in seiner vollen Blöße, und machte sie nicht blos unschön, sondern geradezu abstoßend.

Wie anders stand dieser durch körperliche Vorzüge reizenden Wilden die in stille Trauer versunkene Hildegarde gegenüber!

Adolar freute sich, daß sein Vater heute kein Auge für die Schönheit der Försterstochter hatte. Er war,



das mußte ihm jeder ansehen, zerstreut und trug sich mit ganz andern Gedanken. Er entzog sich auch möglichst bald den Blicken der vielen Neugierigen, denen er aus verschiedenen Gründen eine merkwürdige Persönlichkeit war. Je strenger der Baron darauf hielt, daß die Schloßbedienten über alle Vorgänge auf Kaltenstein schwiegen, desto mehr schwoll die Masse der Gerüchte an, die in den seltsamsten Entstellungen von Mund zu Mund liefen. Es gab einzelne, die sich den Glauben nicht nehmen ließen, der Baron habe sich dem Teufel verschrieben. Darüber — erzählte man weiter — habe die Baronin den Verstand verloren, und seit behufs der Heilung der Geisteskranken auch noch ein Priester auf Kaltenstein lebe, gäbe es jede Nacht zwischen guten und bösen Geistern einen Kampf, vor dem sich jeder dabei Unbetheiligte entsetze.

Der Tod des geheimnißvollen Fremden, über den womöglich noch mehr Gerüchte in Umlauf kamen, bestärkte die abergläubigen Gemüther aufs neue in ihren Annahmen und Behauptungen. Ueber die Art seines Todes lauteten alle Berichte gleich. Ein Mann von großer Statur, in grünem Jagdhabit, ohne jegliche Waffe, hatte den Fremdling, der sich nun erst in seiner wahren Gestalt als Bruder der Baronin

zeigte, am hellen Mittage erschossen. Außer der Tochter des Ermordeten und dessen Schwester hatte keine lebendige Seele den unheimlichen Jäger erblickt, nur seine im Sande des Parks zurückgebliebenen Spuren ließen sich nicht verwischen. Und diese Spuren sollten eine gar sonderbare Form haben! Wer anders konnte nach solchen Zeichen der Mörder des Lieutenants sein als der leibhaftige Böse selbst? Und der Baron — das stand in der Meinung des Volks nicht minder fest — hatte den Tod seines Schwagers gewünscht!

Baron von Kaltenstein lehnte die Einladung des Domdechanten, nach den Beerdigungsfeierlichkeiten noch einige Zeit in seiner Behausung zu verweilen, ab, indem er auf seinen Sohn als denjenigen deutete, der ihn zu vertreten und zu ersetzen berufen sei.

In der Dechanei erst sprachen sich Adolar und Hildegarde. Andreas selbst führte dem jungen Gebieter seine Tochter zu, indem er einige Worte des Dankes an denselben richtete, die Hildegarde nicht verstehen konnte.

„Mit dem Baron habe ich schon auf dem Herwege gesprochen", sagte der Förster. „Es wird ihm lieb sein, wenn Sie mir und Hildegarde auf der Rückfahrt Gesellschaft leisten. Sie werden eine Ein-



ladung in mein Haus, hoff' ich, für heute Abend nicht abschlagen."

Adolar, von dem Zauber der schweigsamen Hildegarde befangen, sagte freudig zu, und als der Domdechant ihm mittheilte, Zerline werde vorläufig in der Dechanei verbleiben, bis sich ein schicklicher Aufenthalt für die Verwaiste finde, pries er den Zufall, der ihm eine ungestörte Unterhaltung mit Hildegarde gestattete.

Des Bleibens in der Dechanei war nicht lange. Andreas wollte nicht zudringlich erscheinen, auch hatte er keine rechte Ruhe in dem geistlichen Hause, obwol der Domdechant ihm gewogen war und gar nicht daran dachte, ihm etwa Vorwürfe über sein zweideutiges Verhalten in der Vergangenheit zu machen. Endlich wünschte er die Begleitung des Stiftssyndikus, den er lieber im Forsthause bei Tafel Thränen vergießen sah als in der Dechanei, weil er schon wußte, daß er den selig werdenden Cousin dann nicht mehr von der Stelle bringe.

Unterwegs kam das Gespräch zwischen Adolar und Hildegarde bald in Fluß. Der junge Baron gedachte der Gräfin von Serbillon und erzählte seiner schönen Nachbarin, daß er neulich einen Brief dieser vortrefflichen Dame in Händen gehabt habe.

„Einen Brief?“ sagte Hildegarde lebhaft. „Die Frau Gräfin hat Ihnen geschrieben, Herr Baron?“

„O nein! So vertraut sind wir nicht“, versetzte Adolar. „Der Brief war an meinen Cousin, den Abbé gerichtet, und dieser gestattete mir Einsicht in das mir wichtig gewordene Blatt. Es war von Ihnen darin die Rede, mein Fräulein!“

Hildegarde fühlte, daß sie erröthete. Nicht ohne Beschämung sprach sie:

„Wenn die gnädige Gräfin über mich Beschwerde gegen den Herrn Abbé führt, so ist sie vollkommen im Rechte. Ich habe der trefflichen Dame großen Kummer verursacht, als ich noch auf Hammerburg lebte, und nun sie nicht mehr um mich ist, lohne ich ihr durch hartnäckiges Schweigen mit Undank. Aber kann ich schreiben, kann ich meine Empfindungen in Worte kleiden, ohne kalt oder doch höflich gemessen zu erscheinen? Haben Sie, Herr Baron, noch niemals das Gefühl einer Ueberfülle von Gedanken gehabt, das durch den Druck, den es auf unsere Denkkraft ausübt, unsaglich belästigt? So oft mich dies Gefühl überrascht, bin ich eine unglückliche Person. Ich finde keine Worte für mein Fühlen und Denken, nur durch Blicke, durch einen Händedruck und durch Thränen könnte ich in solchen



Momenten mit Personen, die ich liebe und verehre, sprechen!"

Adolar hörte dem lebhaften Mädchen, das im Feuer ihrer Rede alle Befangenheit ablegte, mit vielem Vergnügen zu.

„Wenn ich bis heute diese Empfindung auch noch nicht gekannt habe", versetzte er, „so fühle ich doch, daß sie mir von jetzt an nicht mehr lange ein Geheimniß bleiben wird."

Hildegarde schlug die Augen nieder, denn der warme Blick des jungen Barons machte sie von neuem befangen. Nach kurzem Schweigen ergriff Adolar abermals das Wort.

„Es ist doch höchst eigenthümlich", sprach er, „wie so oft alles ganz anders sich gestaltet, als wir es eigentlich im Sinne haben. Wir suchen Vergnügen, bereiten uns mit großer Sorgfalt darauf vor, und ehe wir es ahnen, sehen wir dem Ernst des Lebens in die kalten, mitleidslosen Züge. Aber nicht blos vorübergehende Lebensmomente verwandeln sich unter unsern Augen in ihr gerades Gegentheil, auch bei reiflich erwogenen Entschlüssen gewahren wir nicht selten dieselbe Erscheinung. Ich finde, um nicht auf entfernt liegende Thatsachen hinzuweisen, daß auch wir beide schon eine ähnliche Erfahrung gemacht haben."

Hildegarde sah den jungen Baron still fragend an.

„Sie lächeln vielleicht", fuhr Adolar fort, „wenn ich behaupte, mein — angeborener Hang zu rauschenden Lustbarkeiten, zu toller Ausgelassenheit, zu rücksichtslosem und übermüthigem Genuß des Augenblicks habe mich Sie, mein Fräulein, wiederfinden lassen!"

Hildegarde mußte wirklich ungläubig lächeln.

„In der That, es ist, wie ich sage!" betheuerte Adolar. „Dieser Hang lehrte mich einen Mann kennen, einen Polen . . ."

„Den Fürsten Bulabicki?" fiel Hildegarde ein.

„Sehen Sie, mein Fräulein, daß ich Grund habe, meine Behauptung aufrecht zu erhalten? Fürst Bulabicki war schuld, daß ich mich ganz und leidenschaftlich eine Zeit lang unbeschränkt nur der Zerstreuung in die Arme warf, und dieses wüste Leben, das ich nicht loben will, führte mich wieder mit dem unglücklichen Manne zusammen, an dessen frischem Erdhügel wir heute gemeinschaftlich gebetet haben."

„Sie kannten den Fürsten Bulabicki längere Zeit?" fragte Hildegarde zögernd. „Ich lernte ihn kennen auf Schloß Hammerburg."

„Ich hatte einigemal im Gespräche mit dem Für-



sten, das mich auf die heimatlichen Verhältnisse brachte, Ihrer gedacht — im Guten und — Sie verzeihen, mein Fräulein — auch ein wenig tadelnd ... Die Baronin — meine Mutter — war ja die vertraute Freundin Ihrer Mutter ..."

„Lassen wir die Todten ruhen!" unterbrach Hildegarde den jungen Baron. „Wenn sie aus Liebe zu mir irrte, wer darf sie deshalb tadeln?"

„Der Fürst blieb nicht gleichgültig bei meinen Erzählungen. Der Tod jenes als Dieb und Wilderer verrufenen Mannes in der auch Ihnen verhängnißvoll gewordenen Nacht, die wir doch, glaub' ich, beide noch segnen dürften, gab zu weitern Gesprächen Anlaß, und als ich bald darauf aus dem Munde meines unglücklichen Oheims den ersten Blick in das finstere Geheimniß einer schrecklichen Vergangenheit warf, nahm Fürst Bulabicki mir das Versprechen ab, ihn dereinst, wenn es mir gelänge, Sie jemals wiederzufinden, von diesem glücklichen Ereigniß in Kenntniß zu setzen. Mein Versprechen konnte ich nicht halten. Dagegen war Fürst Bulabicki so glücklich, Ihnen auf Schloß Hammerburg zu begegnen, und seinem Freundeswort habe ich unser heutiges Beisammensein zu verdanken. Verging auch noch geraume Zeit, ehe Sie das Vaterhaus wieder betraten,

mein Wort richtete Ihren bekümmerten Vater auf, und was sich später daran knüpfte, machte Sie frei von dem beengenden Drucke einer Gewalt, der Sie längere Zeit himmlische Weihe beimaßen."

Hildegarde's Augen füllten sich mit Thränen.

„Wir irrten alle, alle!" sagte sie. „Und wie konnte es anders sein! . . . Sie kannten ja das Leben im Forsthause! . . ."

„Ich fand es damals höchst amusant", erwiderte Adolar, „und ich brauche wol nicht zu erwähnen, worin das Interessante für mich großentheils lag, ehe ich Kaltenstein mit der Akademie vertauschte."

Die Blicke Hildegarde's ruhten bei diesen Worten mit größerer Freundlichkeit, fast mit Innigkeit auf dem jungen Baron.

„Haben Sie seit jenen Tagen Ihre Ansicht auch über das Amusante in unserm Hause geändert, Herr Baron?" fragte sie bewegt.

„Sie leiden doch nicht mehr darunter?" lautete Adolar's Gegenfrage.

Hildegarde brach in leises Weinen aus. Der junge Edelmann wollte ihren Schmerz nicht stören, weil er überzeugt war, daß Thränen ihn lindern und seine Begleiterin später zum Sprechen bewegen würden.



„Hat mein Vater nicht mit Ihnen gesprochen?" fragte Hildegarde, als der Strom ihre Thränen wieder versiegte. „Aber freilich, Sie waren ja immer so beschäftigt!"

„Von den häuslichen Verhältnissen in Ihrem Vaterhause ist zwischen uns nie die Rede gewesen", erwiderte Adolar. „Die Krankheit der Baronin, der Unmuth des Barons, der sich häufig zu den ungerechtesten Zornausbrüchen gegen völlig Unschuldige steigerte; das gefährlich rücksichtslose Betragen meines Onkels, der durch den Misbrauch seines Wissens sich und seiner Tochter am sichersten und kürzesten Vermögen zu erpressen hoffte; endlich die mühevollen Nachforschungen, die wir gerade vor dem Oheim geheim halten mußten, wenn sie irgendetwas fruchten sollten, hielten uns fremdes Leid fern. Ihrer aber, theuere Hildegarde, Ihrer habe ich doch niemals in all meinem Gram vergessen!"

Adolar erfaßte die Hand des schönen Mädchens und bemühte sich, auch den Blicken desselben zu begegnen. Hildegarde aber hielt die Augen gesenkt, entzog jedoch nicht dem Besitzer von Kaltenstein ihre Hand.

„Sie sind nicht glücklich, Hildegarde", fuhr Ado-

lar fort. „Das Haus Ihres Vaters ist noch keine Stätte des Friedens für Sie geworden?"

Er fühlte den Druck seiner Hand sanft erwidert, und auch der Blick Hildegarde's berührte ihn.

„Meine Tante!" sprach sie, als fürchte sie, auch nur den Namen derselben zu nennen. „Schwerlich haben Sie je gehört, wie sonderbar geartet, wie eigensinnig, wie rechthaberisch die immer nur sich selbst und ihr Thun lobpreisende Schwester meines Vaters ist!"

„Gehört habe ich wol von Mademoiselle Kathrine", erwiderte Adolar, „doch hielt ich das Meiste, was man ihr nachsagte, für arg übertrieben. Sie ist nicht liebenswürdig, und weil sie dies selbst weiß, sucht sie sich durch übertriebene Unliebenswürdigkeit in Respect zu setzen."

„Die Unliebenswürdigkeit Tante Kathrine's", entgegnete Hildegarde, „würde für mich zu ertragen sein. Mich peinigt mehr ihre Nähe und das Bedürfniß, sich mir von ihrer liebenswürdigsten Seite darzustellen. Ich begreife, daß Ihnen diese Behauptung unwahrscheinlich vorkommt, und dennoch übertreibe ich nicht. Solange meine Mutter lebte und die Frau Baronin uns häufig besuchte, fand zwischen uns und meiner Tante ein entschieden feind-



liches Verhältniß statt. Es war ein fortwährender Kriegszustand in unserm Hause, und je rücksichtsloser von beiden Seiten der bis zu offener Feindseligkeit getriebene Widerwille sich kund gab, desto unerträglicher ward ein ungetrenntes Zusammenleben. Damals glaubte ich den eigentlichen Grund unsers häuslichen Unglücks ganz allein in Tante Kathrine suchen zu müssen. Was ich hörte und um mich vorgehen sah, bestärkte mich in dieser Ansicht und brachte mich gegen die Tante auf. Ich sehe jetzt ein, daß ich irrte. Das Gebaren Kathrine's war gewiß nicht zu billigen, gewissermaßen aber zwangen sie die Umstände dazu. Wollte sie nicht unterliegen, so mußte sie hart, eisern, kalt, lieblos auftreten. Nach meiner guten Mutter frühem Hingange, der uns alle überraschte, traten jene traurigen Verirrungen ein, in denen Sie ein weises Walten der Vorsehung erblicken wollen . . . Ich wünschte diese trübe Zeit vergessen zu können, obwol ich von ihr gelernt habe. Als ich nach vielfachen Demüthigungen, die ich nur deshalb weniger schmerzlich empfand, weil die liebende Hand einer wahrhaft mütterlichen Freundin, die von mir hochverehrte Gräfin von Serbillon sie mir auferlegte, voll der bangsten Ahnungen in das Haus meines Vaters zurückkehrte, geschah es mit dem festen Vorsatze, der

Tante mit aufrichtiger Freundlichkeit entgegenzukommen. Der Stolz, der sich von früherher in meinem Herzen eingenistet hatte, war gebrochen. Ich wollte mich mit der Tante versöhnen, denn ich fühlte das Bedürfniß, fortan im stillen Frieden zu leben und mich für die Zukunft zu stählen. Nur unwürdig vor mir selbst konnte ich der Tante gegenüber nicht erscheinen. Zu meinem schmerzlichsten Bedauern scheiterte mein Vorsatz an der unantastbaren Härte Kathrine's, die in ihrem hochmüthigen Dünkel mich vor allem als winselnde Büßerin, die nur um Verzeihung, um Gnade zu bitten habe, solle ihr großmüthig wieder ein bescheidenes Plätzchen am väterlichen Herdfeuer angewiesen werden, zu ihren Füßen liegen zu sehen wünschte und die ganz veränderten Verhältnisse völlig unberücksichtigt ließ."

Neu hervorbrechende Thränen hinderten Hildegarde einige Minuten, in ihrer Erzählung fortzufahren.

„Armes Fräulein!" sprach Adolar theilnehmend und gefesselt von dem Zauber, mit welchem der tiefe Seelenschmerz des jungen Mädchens ihn umstrickte. „Beim ersten Schritt über die Schwelle des Vaterhauses begrüßten Sie aufs neue nur schnöde Worte,

feindselige Blicke, demüthigende, Ihr Innerstes verletzende Forderungen!"

„Unsere erste Unterredung, wenn man unser ohne Zeugen stattfindendes Begegnen so nennen will", fuhr Hildegarde fort, „war für uns beide eine Seelenfolter. Und doch, mich jammerte die Tante, denn ich erfuhr ja, freilich gegen ihren Wunsch, daß sie sehr, sehr unglücklich sei! Dies Erkennen machte mich sanfter, sodaß ich ihrem hartherzigen Verlangen entgegenkam. Wir reichten uns am Sterbebette meiner guten Mutter die Hand zur Versöhnung."

Abermals machte Hildegarde eine Pause, die Adolar zu so lebhaften Betheuerungen seiner Theilnahme benutzte, daß die Tochter Frei's, schon um diese niederzuhalten, gern in ihren Mittheilungen fortfuhr.

„Nach jener Versöhnungsscene", erzählte sie weiter, „kam eine heitere Ruhe über mich. Die ganze Vergangenheit mit ihren Aufregungen, ihren Stürmen, ihren Verirrungen und Leiden lag hinter mir in weiter Ferne. Alle, die ich gekränkt, verletzt hatte, waren mir versöhnt. Ich wohnte wieder im Vaterhause und durfte auf die Achtung aller Anspruch machen, die in demselben ein- und ausgingen. Mein Vater äußerte den Wunsch, ich möge mich nunmehr

bemühen, die Stelle meiner Mutter im Hauswesen einzunehmen. Kathrine — fügte der Vater hinzu — würde keine Einsprüche erheben. Sie fühle sich sehr angegriffen und habe wiederholt Worte fallen lassen, daß die fortgesetzte Anstrengung im Hause ihre Kräfte völlig aufreibe. Da ich nun bemerkte, daß die Tante nicht ohne Noth über körperliche Hinfälligkeit Klage führe, erinnerte ich mich des Wunsches meines Vaters und versuchte mit Vorsicht, um die auf ihre Hauseinrichtungen stolze und eifersüchtige Tante ja nicht zu reizen, mich des Hauswesens anzunehmen. Einige Tage ließ mich Kathrine ungestört gewähren, und dies Gehenlassen ermuthigte mich. In der wohlmeinenden Absicht, der bejahrten Tante, wie sie es früher so oft von mir verlangt hatte, an die Hand zu gehen, machte ich ihr bestimmte Vorschläge. Sie hörte mich zwar ruhig an, verließ mich aber ohne Antwort oder Erklärung. Von dieser Stunde an erinnert sich die gegen mich Aufgebrachte mit keiner Silbe mehr unserer Versöhnung. Ich bin ihr wie sonst ein Dorn im Auge. Sie spricht nie mit mir, zwingt mich aber, wenn ich Ruhe haben will, mich möglichst zurückgezogen zu halten, und wendet, um mich in mein Zimmer abzusperren, ganz die nämlichen



Mittel an, die meiner leidenden Mutter Entsetzen verursachten."

Adolar hätte seine Unterhaltung mit Hildegarde gern noch fortgesetzt, schon aber zeigte sich das waldumgrenzte Forsthaus in der Nähe, und da es nicht räthlich schien, Hildegarde mit von Weinen gerötheten Augen dasselbe betreten zu lassen, drang Adolar nicht weiter in sie. Nur der Druck seiner Hand sagte ihr, daß sie volles Verständniß bei dem jungen Edelmann gefunden, während in seinen sprechenden Augen, die in Farbe und Ausdruck eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den Augen des Abbé Kasimir zeigten, eine Wärme des Gefühls sich kund gab, die Hildegarde's Herz lebhafter klopfen machte.

Kathrine ließ sich nicht sehen, nur ihre scharfe Stimme vernahm Adolar zu verschiedenen malen. Die Aufwartung bei Tische hatte die Tante der Magd übertragen, deren Unbeholfenheit dem jungen Edelmanne mehr Vergnügen als Verdruß verursachte.

Adolar hielt sich ziemlich lange im Forsthause auf und verlebte im Gespräch mit Hildegarde und deren Vater einige sehr angenehme Stunden. Als er endlich aufbrach, verabschiedete er sich in der verbindlichsten Weise von beiden.

„Mein Vater", sagte er, „hat mir versprochen,

sich schon morgen über seine Plane gegen mich zu erklären. Ich vermuthe, daß er für einige Zeit verreisen wird. In diesem Falle behalte ich mir vor, ebenfalls eine Erklärung abzugeben, die Sie, Herr Förster, angeht und die Sie in nähere Erwägung ziehen wollen."

Andreas sagte weder zu noch suchte er dem Ansinnen des jungen Barons durch eine ausweichende Antwort vorzubeugen. Seine grauen Augen nur hefteten sich mit ungewöhnlicher Schärfe auf Adolar, worauf er ihn mit den Worten entließ:

„Ich wünsche Ruhe, nichts als Ruhe! Nehmen Sie Gott zum Geleite!"

Zehntes Kapitel.

B r i e f e.

Eine volle Woche hatte sich Adolar nicht mehr im Forsthause blicken lassen, dafür waren ein paar mal kurze Briefe von ihm theils an den Förster, theils an dessen Tochter eingelaufen. Diese brieflichen Mittheilungen beschäftigten sich mit der wirklich erfolgten Abreise des Barons, der sich durchaus nicht halten lassen wollte und schließlich im Zorn von Kaltenstein geschieden war. Es begleitete ihn nur sein Leibjäger, der ihm am ergebensten war und auf dessen Willfährigkeit er rechnen konnte.

Clotilde lebte zurückgezogen in ihren Zimmern und verkehrte seit der letzten Unterredung mit ihrem Gatten nur noch mit Abbé Kasimir. Dieser war es auch, welcher seinem Verwandten eine Eröffnung machte, die Adolar in eine trübe Stimmung versetzte. Clotilde

hatte den Wunsch zu erkennen gegeben, unmittelbar nach erfolgter Scheidung den Schleier zu nehmen. Sie wollte Buße thun, um die Schatten der Todten zu bannen, die immer wieder vor ihr aus dem Boden aufstiegen und sie bis zum Wahnsinn ängstigten.

Ein Gespräch unter vier Augen mit dem Sohne lehnte Clotilde mit großer Entschiedenheit ab. Der Abbé seinerseits rieth ebenfalls nicht dazu, und so gab denn Adolar die Hoffnung auf, in ein klares Verhältniß zu seiner unglücklichen Mutter zu kommen.

Mit dem barschen Vater hatten ihn sehr weltliche Angelegenheiten entzweit. Der Baron forderte von dem Sohne eine Jahresrente auf Lebenszeit, die Adolar zu bewilligen Anstand nahm, da er der Meinung war, die Einkünfte der Herrschaft Kaltenstein würden dadurch unverhältnißmäßig stark angegriffen werden. Er wünschte den Rath Liebner's zu hören, und weil er bei hartnäckigem Beharren des Vaters auf seinem Verlangen ebenso hartnäckig darauf bestand, kam es zu einer Spaltung, die sich nur durch fremde Vermittelung schlichten ließ.

Eine andere Sorge für Adolar war die Sicherung der Existenz der hinterlassenen Tochter Sandomir Geldern's. Zerline gab zu seiner großen Beruhigung ihre Einwilligung zu dem Plane, den schon früher

der Stiftssyndikus in Vorschlag gebracht hatte, und für welchen der Domdechant Warnkauf gewonnen worden war. Der geistliche Herr entdeckte in dem vernachlässigten Mädchen so viele einer veredelnden Bildung fähige und deshalb sorgfältigster geistiger Pflege werthe Keime, daß er die fernere Entwickelung dieser seltenen Natur freudig und hoffnungsvoll übernahm. Zerline war nicht eigentlich moralisch verdorben, sondern nur verwildert, wie eine Pflanze, die ohne Pflege aufwächst. Der Tod des Vaters brachte insofern eine Veränderung in Zerline hervor, als sie den spröden, leicht zerbröckelnden Thon ihrer bedeutenden Anlagen weicher und nachgiebiger machte. Ihr gesunder, klarer Verstand hatte längst schon erkannt, daß die Wege, welche sie mit Genehmigung und auf Antrieb ihres Vaters wandelte, weit abführten von dem strengen Recht, ja daß sie fast immer mit dem Sittengesetz, das jeder in seiner Brust trägt, in argen Widerspruch gerieth. Solange aber der Vater lebte, dem Zerline mit unverhohlener Liebe anhing, konnte sie nicht an sich und was ihr gut sein möchte, denken. Sie fand, daß ihr Vater oft irre, daß er noch öfterer geradezu mit Absicht unrecht handle, aber sie wußte immer eine Menge Entschuldigungsgründe für diese Gedanken- und Unterlassungssünden

anzuführen, mit denen sie auch regelmäßig ihr weites Gewissen zur Ruhe sprach. Und endlich hatte der Vater ja selbst genug leiden müssen, sodaß er sich wol etwas erlauben durfte, um an dem Glück, das andere ihm geschmälert, soviel als möglich theilzunehmen.

Das blutige Ende Geldern's, das Zerline, seit sie mit dem Vater Wohnung auf Kaltenstein genommen hatte und sich hier durch Adolar geschützt wußte, nicht für möglich hielt, erfüllte sie mit wahrhaftem Entsetzen. Womöglich noch tiefer war der Eindruck, welchen der häufig in Irrsinn übergehende Zustand ihrer Tante auf Zerline machte. Clotilde schloß sich freilich gegen die Tochter ihres Bruders, deren überlegene Schlauheit und einschmeichelnd verführerisches Wesen sie gleich sehr fürchtete, völlig ab, das hinderte aber die leichtfertige, immer heitere Nichte der Baronin, die auf diese ihre letztere Eigenschaft sehr großes Gewicht legte und diese ganz gehörig zur Geltung zu bringen wußte, nicht, von allem, was in den streng bewachten Zimmern ihrer stolzen, von Erscheinungen und Schatten aller Art gepeinigten Tante vorging, sich ausführliche Kenntniß zu verschaffen. An der blutigen Leiche des ihr so plötzlich entrissenen Vaters

eröffnete sich der bis in die verborgensten Falten ihres Herzens erschütterten Zerline die Zukunft. Als werde der Schleier, der bisher vor ihrem Auge wie eine undurchdringliche Binde gelegen hatte, von ihrem warnenden Schutzengel gehoben, so lag das Kommende vor ihr, überstrahlt von furchtbarem Lichte. Was sie in jenen Augenblicken entsetzten Verzückens gesehen zu haben vermeinte, erfuhr niemand, sie war aber von diesem nur secundenlang dauernden Gesicht so tief ergriffen, daß sich sofort eine völlige Wandelung ihres Innern allen, die sie kannten, zu erkennen gab.

Der allzu laute Schmerz, welchen Zerline unmittelbar nach ihres Vaters Tode offen zur Schau trug, erfüllte Adolar mit Bangen. Er glaubte seine Cousine genugsam zu kennen, um sich zu ihr einer raschen That im Schmerz wildester Aufregung versehen zu müssen. Um so leichter fühlte er sich, als er gewahrte, wie die laut Klagende alsbald stiller ward, sich ernst zusammenfaßte und gleichsam einen ganz andern Menschen anzuziehen schien. Dennoch ward er über Zerline's nächste Zukunft erst beruhigt, als der Domdechant von dem trauernden Mädchen freiwillig die Zusage erhalten hatte, sie würde gern zu ihrer geistigen Genesung, wie sie sich selbst ausdrückte,

in seiner Behausung und unter seiner geistigen Führung verweilen.

Adolar durfte nunmehr wieder an sich selbst denken. Durch keinen dritten beeinflußt, war er eigenster Herr seines Handelns. Die Differenz mit seinem vielleicht schon weit entfernten Vater hatte der Stiftssyndikus ausgeglichen. Die leidende Mutter wußte er unter der Obhut des Abbé in guten Händen. Sein Herz zog ihn ohnehin nicht zu Clotilde, obwol ihn nicht selten Stunden überraschten, in der ein unsagbares Weh die Saiten seiner Seele durchzitterte. Gerade solche Stunden leiteten Adolar's Gedanken auf Hildegarde. Er fühlte sich der Tochter Frei's in dem Zwiespalt näher gerückt, der aus seiner durch die Verhältnisse entstandenen Erkältung gegen Vater und Mutter sich erzeugt hatte. Ganz Aehnliches litt Hildegarde oder sie hatte es leidend und kämpfend überwunden. Hier wie dort war aus Misverständnissen, aus unzeitigen Verheimlichungen ein Zustand hervorgegangen, der unter allen Umständen zu Irrungen führen mußte. Selbst das Verbrechen konnte dieser fortgesetzten Geistesangst entsteigen. Und lagen die Zeichen nicht erkennbar vor seinen Augen, die zu einer furchtbar überführenden Anklage gegen seinen Vater sich doch noch verwandeln konnten, wenn

auch kein Lebender als Blutzeuge persönlich gegen ihn auftrat?

Das lange Zwiegespräch Adolar's mit Hildegarde auf der Heimfahrt von Geldern's Bestattung klang fort und fort in seiner Seele nach. Noch immer litt das schöne Mädchen, aber sie litt, indem sie sich in Geduld faßte. Das war eine Errungenschaft ihres Aufenthalts auf Hammerburg und der Bildung ihres Herzens, die sie bei der Gräfin von Serbillon sich angeeignet hatte. Adolar mußte sich gestehen, daß Hildegarde außerordentlich gewonnen habe, daß sie viel edler, viel weiblicher geworden sei, und je tiefer sich ihm diese Ueberzeugung einprägte, desto stärker ward die Sehnsucht in ihm, Hildegarde recht nahe zu sein, das Glück ihres Umgangs, aus dem er für sich selbst mehr Bildung des Geistes und Herzens zu gewinnen hoffte, recht oft zu genießen.

Um diesen Wunsch sich verwirklichen zu sehen, mußte zuvor mehr als ein Hinderniß entfernt werden, was sich keineswegs leicht bewerkstelligen ließ. Es konnte ihm, dem Gebieter und Herrn von Kaltenstein, allerdings niemand wehren, das Forsthaus so oft zu besuchen, als es ihm beliebte, ein häufiges Erscheinen in diesem würde aber sehr bald die übelsten Nachreden erzeugt und Hildegarde in aller Augen tief

herabgesetzt haben. Der bloße Gedanke an die Möglichkeit eines solchen, auf hohle Voraussetzungen sich stützenden Verdachts machte Adolar erbeben; denn er kannte die schrecklichen Folgen sowol eingebildeten wie gerechtfertigten Argwohns! War doch Hildegarde nur durch ein Wunder von dem Makel gereinigt worden, mit welchem ihre Flucht aus der Dechanei sie befleckt haben würde, wäre es nicht gelungen, gerade diesen übereilten Schritt vor der Menge geheim zu halten. Sodann scheuchte den jungen Baron auch Kathrine von der Schwelle des Forsthauses, und selbst Andreas, der nie heiter war und stets wie schuldbelastet einherging, konnte für Adolar keine lockende Persönlichkeit sein, die ein oftmaliges Einsprechen im Forsthause vor der Welt rechtfertigte.

So uneinig mit sich selbst und keines bestimmten Entschlusses fähig, traf ihn ein Brief aus Hammerburg. Das Schreiben war an den Abbé adressirt, enthielt aber auch Inlagen für Adolar, den Stiftssyndikus und Hildegarde.

Adolar frohlockte still im Herzen. Den Brief der Gräfin von Serbillon Hildegarde persönlich zu überreichen, durfte er sich erlauben. Es ließ sich erwarten, daß Hildegarde ihm manches Wissenswerthe aus demselben mittheilen werde. Daran knüpfte sich dann

wieder ein freier Gedankenaustausch, und beides zusammen konnte Stunden wegnehmen.

Still hoffend legte der junge Edelmann das Schreiben der Gräfin beiseite, um den an ihn selbst gerichteten Brief zu lesen. Er trug die Handschrift des Fürsten Bulabicki, war aber nicht mit dessen Wappen versiegelt. Unter der Adresse standen, von fremder Hand geschrieben, die Worte: „Dem Unterzeichneten zur Besorgung übergeben. Oberst Malachowsky."

Von trüben Ahnungen ergriffen, riß Adolar das Schreiben auf. Bulabicki hatte die letzten Stunden vor dem entscheidenden Kampfe, welcher die Hauptstadt Polens den stürmenden Russen wieder überlieferte, benutzt, um dem Freunde noch einmal sein übervolles Herz auszuschütten. Bald heiter bis zum Uebermuth, bald traurig und völlig entmuthigt, schilderte Bulabicki dem Freunde seine Erlebnisse, seit er von Hammerburg geschieden war. Des Frohen hatte der Sarmate eigentlich sehr wenig mitzutheilen, da er aber im eigentlichsten Sinne des Wortes ein leichtblütiger Augenblicksmensch war, der sich nur auf Momente verstimmen ließ, so enthielt das Schreiben doch manches Ergötzliche, sodaß es Adolar sogar bis zum Lachen reizte. Unter anderm war auch von der Gräfin Plater die Rede, mit welcher der Fürst eines Tages

eine nur kurz dauernde Unterredung hatte. Diese Begegnung gab ihm wieder Veranlassung, den Freund an den Maskenball im Volksgarten zu erinnern, wo Adolar die „süße Flamme" das Herz entzündete. Diese leitete die Gedanken des Fürsten wieder auf Adolar's Jugendgespielin Hildegarde, die ihm den Aufenthalt auf Hammerburg unvergeßlich machte. „Wie schade", rief er abermals aus, „daß ich nicht mit dir tauschen kann! Ich wüßte zwar nicht recht, was ich mit dieser glotzäugigen Schönen anfangen sollte, daß ich aber nicht von ihr lassen könnte, wenn ich in ihrer Nähe leben müßte, ist mir sehr klar. Ich vermaledeie dich, wenn du nicht alles aufbietest, dies schöne Kind der Welt, um dessen unsterbliches Theil Engel und Dämonen schon gekämpft haben müssen, als es noch in der Wiege lag, glücklich zu machen! Wie du das anfängst, ist deine Sorge! Ich habe leider Unerquicklicheres zu thun und fürchte sehr, es wird mir nicht gelingen. Zu jeder Stunde sind wir eines Angriffs gewärtig, und ich stehe hier in den äußersten Verschanzungen Pragas! . . ." Bulabicki fügte noch mancherlei anderes hinzu, das für Adolar von geringem Interesse war. Ganz zuletzt gedachte er noch des uralten Wertschinsky mit der Bemerkung: „wenn der Mann ehrlich und glaubwürdig ist, dann

bekommt Abbé Kasimir viel zu thun. Ich möchte wol die Augen sehen, die der fromme Mann mit dem noch immer nicht völlig vergeistlichten Herzen bei den Mittheilungen Malachowsky's machen wird!"

Bulabicki hatte nicht Zeit gefunden, den Brief zu schließen. Der Kanonendonner vor Praga rief ihn auf seinen Posten. Er übergab das Schreiben an Malachowsky zur Beförderung, falls er Unglück habe, ohne diesem nähere Instructionen zu ertheilen.

Der Fürst kehrte nicht zurück. Beim Sturm auf Praga war er gefallen. Man fand seine Leiche unter einer Menge Todter von vielen Bajonnetstichen durchbohrt. In einer Nachschrift hatte Oberst Malachowsky diese letztern Angaben über den Ausgang der polnischen Insurrection dem Schreiben des gefallenen Fürsten angefügt und alsdann dasselbe an den Grafen von Serbillon zur Weiterbeförderung expedirt.

Den Fall Warschaus kannte Adolar bereits. Ihn hatte diese erschütternde Nachricht am Todestage Geldern's, ja fast in dem Augenblicke erreicht, als seinen Onkel die Kugel des nie ermittelten Mörders durchbohrte.

Obwol Adolar den Verlust Bulabicki's als Freund aufrichtig beklagte, machte das schmerzliche Gefühl doch sehr bald der frohen Hoffnung Platz, die sich

für ihn an eine längere Unterhaltung mit Hildegarde knüpfte. Ehe er jedoch nach dem Forsthause aufbrach, sprach er noch seinen Verwandten, den Abbé Kasimir, um von diesem zu hören, ob der Graf oder die Gräfin von Serbillon dem Priester ebenfalls das Ende des Fürsten gemeldet habe.

Dieser war von allem unterrichtet.

„Bringen Sie dem Fräulein im Forsthause meinen Segen“, sagte er, die breiten Lider niederschlagend, als Adolar ihm sein Vorhaben mittheilte. „Ich vergesse nie, die jugendliche Seele, die, wie wir alle, dem Irrthum unterworfen war und bleiben dürfte, wenn sie nicht die Heiligen behüten, in mein Gebet mit einzuschließen!“

Adolar versprach, den Auftrag seines Cousins auszurichten, nahm sich aber vor, denselben absichtlich zu vergessen. Sich über die Kraft des Gebets mit dem Abbé in eine Discussion einzulassen, fühlte er sich nicht gedrungen. Mit einer kurzen Frage, welche dem Befinden seiner Mutter galt und die Abbé Kasimir fast mit denselben Worten beantwortete, deren er sich immer bediente, verließ er das Zimmer des Priesters, nahm die Briefe zu sich und ritt in raschem Trabe nach dem Forsthause.

Elftes Kapitel.

Zwei Herzen finden sich.

Andreas war nicht zu Hause. Adolar hatte dies vermuthet, da er wußte, daß es im Forste zu thun gab. Seine Frage, ob er Fräulein Hildegarde in einer dringenden Angelegenheit sprechen könne, wußte die ihn einlassende Magd nicht zu beantworten.

„Melde mich dem Fräulein!" befahl der junge Baron, schlang die Arme ineinander und ging sporenklirrend durch die Hausflur bis an die Treppe, die ins obere Gestock des Hauses führte. Ehe jedoch die Magd den Befehl des Herrn von Kaltenstein der Tochter vom Hause noch überbringen konnte, vernahm dieser schon den gewichtigen Tritt Tante Kathrine's, die Zeuge seines Einlenkens in den Hof des Forsthauses gewesen war. Von der obersten Stufe der Treppe rief ihm die Schwester Frei's wenig ehrerbietig zu:

„Der Förster ist im Walde, mein Herr Baron, und ich habe keine Zeit mich mit dem gnädigen Herrn zu unterhalten. Es taugt nichts, wenn zwei Köpfe auf einmal regieren wollen!"

„Mademoiselle Frei", versetzte Adolar auf diese höchst verständlich gegebene Verweisung aus dem Hause, „ich komme nicht, um Sie zu belästigen oder Sie in Ihren jedenfalls sehr wichtigen und unaufschiebbaren Geschäften zu stören. Den Förster suche ich jedoch auch nicht . . ."

„Nicht?" unterbrach ihn Kathrine, die offenbar sehr aufgeregt war. „Wen belieben denn der Herr Baron sonst noch in unserer Rumpelkammer mit dero schätzbarem Besuche beehren zu wollen?"

„Wenn Sie gütigst erlauben, so möchte ich Fräulein Hildegarde meine Aufwartung machen."

„Das Mädchen hat Kopfschmerzen."

„Bedauere ich von Herzen! Uebrigens pflegen gerade derartige Leiden, die gewöhnlich in den Nerven ihren Sitz haben, sich durch erheiternde Unterhaltung zu verlieren."

„Bei Hildegarde ist das nicht der Fall, mein werther Herr Baron! Ich habe sie schon tüchtig unterhalten, besser aber ist ihr dabei nicht geworden."

„Ah, Sie! . . . Verzeihen Sie, Mademoiselle . . ."

„Der Herr Baron meinen wol, meine Unterhaltung sei einem jungen Mädchen weniger angenehm als die eines schmucken Cavaliers mit Sporen an den Stiefeln? Gehorsamer Diener, Herr Baron! ... Man weiß auch, was sich schickt, und wenn ein junges Ding immer dumm thut und nie nicht ein Einsehen haben will, so müssen verständige Personen solchen Wirrkopf zurecht setzen, und sollte es noch dreimal mehr Kopfschmerz abgeben!"

Adolar hatte während dieses seltsamen Zwiegesprächs die Treppe langsam erstiegen und war jetzt nur noch einige Stufen von Kathrine entfernt. Aergerlich über die rechthaberische, harte Person, wollte er schon eine heftige Antwort geben, als er den sanft bittenden Klang von Hildegarde's Stimme vernahm.

„Zürnen Sie nicht, Herr Baron", sagte die Tochter des Försters, „die Arme weiß wirklich nicht, was sie will und thut!"

Diese Milde, in der für Kathrine freilich eine schwere Anklage lag, brachte die Tante nur noch mehr auf, während sie den jugendlichen Herrn von Kaltenstein entzückte. Der Schmähworte Kathrine's nicht achtend, welche diese über ihre Nichte ausschüttete, eilte er Hildegarde freudig gehoben entgegen und begrüßte sie wie eine Dame hohen Ranges.

Hildegarde hatte geweint. Noch zitterten ein paar Thränen an ihren langen zarten Wimpern, der Anblick Adolar's aber machte auf ihr Gesicht ungefähr die Wirkung eines belebenden Sonnenstrahls, welcher durch finster rollendes Sturmgewölk plötzlich auf eine im grünen Schmuck des Lenzes prangende Landschaft fällt. Alles Leid, das sie erduldet, aller Kummer, der sie drückte, war vergessen. Sie lebte neu auf in der sonnigen Gegenwart des Jugendfreundes, und streckte ihm in der frohen Aufwallung ihres Herzens beide Hände wie eine Schwester entgegen.

„Wie lieb das ist, Herr Baron!" sagte sie, durch Thränen lächelnd. „Wie konnte ich auch so kleinmüthig und verzagt sein!"

Adolar war in das frühere Wohngemach Corneliens getreten. Er hatte erwartet, daß Kathrine ihm folgen werde, weshalb er die Thür hinter sich offen stehen ließ. Die geärgerte Tante klapperte aber, immerfort keifend, sehr vernehmbar die Treppe hinunter und ließ ihren Verdruß in der Hausflur durch Stoßen und Werfen aus.

„Man tyrannisirt Sie, bestes Fräulein!" sagte Adolar indignirt, indem er die Thür schloß. „Bisher glaubte ich immer, Ihre Tante sei nur launenhaft, eigensinnig, etwas stark sonderbar, jetzt aber

sehe ich mit Erstaunen, ja beinahe kann ich sagen, mit Entsetzen, daß die Behandlung, welche sich dieselbe gegen Sie, theuerstes Fräulein, erlaubt, an Barbarei grenzt!"

Hildegarde nöthigte den Baron zum Niedersetzen. Sie lächelte und trocknete sich dazwischen wiederholt die immer von neuem wieder hervorbrechenden Thränen ab.

Adolar fesselte die sanfte Duldermiene des in ihrem Schmerz doppelt liebreizenden Mädchens. Er folgte ihren Bewegungen, in denen Rhythmus, Harmonie und Grazie sich eigenthümlich vereinigten. Nirgends war eine Härte, etwas Scharfes, Kantiges zu bemerken. Der Schmerz und das Bewußtsein, sich durch ihr früheres Auftreten gegen viele wohlwollende Menschen vergangen zu haben, und der feste Wille, einem edlern Ziele, nachdem sie zur Erkenntniß ihres Irrthums gekommen, zuzustreben, hatten der Tochter Frei's diese Beherrschung der Form auch im Aeußern verliehen.

Das Zimmer sprach Adolar so freundlich an, daß er sich am liebsten gleich ganz daselbst niedergelassen hätte. Ein Geist der Ordnung und bewußten Schönheitssinns war selbst in Kleinigkeiten zu erkennen. Den Stuhl dankend annehmend, welchen Hildegarde

ihm bot, wollte er sich eben darauf niederlassen, als ihn der Anblick einer ausgesucht großen und recht häßlichen Winkelspinne, eine von den allerlangbeinigsten, wirklich erschreckte. Auch Adolar haßte die Spinnen, ohne ihre Nutzbarkeit zu leugnen, und jede Spur derselben aus den Zimmern zu entfernen, schärfte er seinen Dienstboten wiederholt ein.

„Verzeihen Sie, liebstes Fräulein", sprach er, den Stuhl ein paar Schritte vom Tisch abrückend, „ich habe eine so große Aversion vor allen Spinnen, daß mir ihr bloßer Anblick schon immer Schauder erregt! Ein ganz abscheuliches Thier!"

Jetzt erst brach Hildegarde in lautes Schluchzen aus. Dann, als es ihr gelungen war, sich wieder zu fassen, versetzte sie:

„Fast bin ich genöthigt, Ihnen, Herr Baron, in Bezug auf meine bedauernswerthe Tante recht zu geben. Ja, Kathrine ist grausam gegen mich, sobald sie mit mir unzufrieden sein zu müssen sich einredet. Sie kennt meine Abneigung gegen die Spinnen, ihre eigenen Lieblingsthiere, die ich mit meiner seligen Mutter gemein habe, und gerade deshalb quält sie mich mit denselben. Nun weiß ich, was sie veranlaßte, alle Bücher einzeln zu berühren und sie verächtlich wieder hinzuwerfen!

Es geschah nur, um ein paar ihrer Pfleglinge mir auf den Tisch zu prakticiren, damit sie die freudige Genugthuung habe, mich plötzlich laut aufschreien zu hören. Dann stellt sie sich immer ein, sieht sich verwundert um, und wenn sie den Grund meines Erschreckens erfahren hat, schilt sie mich kindisch, hält einen langen Sermon über die Nützlichkeit der Spinnen, über ihre vortrefflichen Eigenschaften und macht mich vollends bis zur Krampfhaftigkeit erbeben durch die Liebkosungen, welche die seltsame Person den behaglich eingefangenen widerwärtigen Thieren in meiner Gegenwart zu Theil werden läßt."

Auf Adolar's Zügen malte sich ein lebhaftes Mitgefühl. Mit einem großen, tiefen Blicke umfing er gleichsam die ganze Gestalt Hildegarde's, und indem er ihr den Brief der Gräfin überreichte, sagte er entschlossen:

„Sie sollen erlöst werden, liebe Hildegarde! Sobald Ihr Vater aus dem Forste zurückkommt, werde ich mit ihm sprechen."

Hildegarde berührte den Brief Diana's mit den Lippen, gab dem Baron zutraulich die Hand und versetzte abermals:

„Sie sind lieb, sehr lieb, meiner armen Tante aber dürfen Sie doch nichts Böses wünschen."

„Das will ich auch nicht“, sagte Adolar, „nur von ihrer unmenschlichen Tyrannei sollen Sie, die so sanft und gut sind, befreit werden!“

Er drückte die Hand Hildegarde's und fühlte, daß sie leis in der seinigen bebte. Den Brief der Gräfin öffnend, begann sie zu lesen, ohne Adolar ihre Hand zu entziehen. Dann reichte sie dem Baron das Schreiben mit freiem, hellem Blick.

„Darf ich?“ fragte Adolar.

„Wenn Sie mich so ritterlich vertheidigen wollen, müssen Sie auch erfahren, ob ich Ihres Schutzes würdig bin“, versetzte Hildegarde mit einem Anfluge von Schalkheit. „Sie wagen sich an ein gar schwieriges Unternehmen, Herr Baron! Die Tante ist allmächtig in diesem Hause, würden wir sonst wol diesen Augenblick erlebt haben?“

„Für dieses Glück, für diesen Hochgenuß müßte ich demnach Tante Kathrine danken“, bemerkte Adolar, über den Brief der Gräfin zu Hildegarde hinüberblickend, die über das rasche Wort erschrocken erröthete, das ihren Lippen entfallen war. „Hildegarde, theuerste Hildegarde!“ fuhr er fort, das Schreiben ungelesen auf den Tisch legend und jetzt seinerseits beide Hände des jungen Mädchens erfassend. „Ein sonderbares Schicksal hat unsere Ael-

tern in Beziehungen gebracht, die unser aller Glück eine Zeit lang zu vernichten drohten! Aber es kam anders als wir ahnten und fürchteten! Noch war der Engel nicht von uns gewichen, der nach einer schönen Legende jedem strebenden Menschen, auch wenn er irrt, zum Begleiter gegeben ist. Dieser Schutzengel verläßt erst dann den Gefallenen, wenn er in sündhaftem Hochmuth jeder rettenden geistigen Kraft spottet. — Ich, theuerste Hildegarde, ich habe kein Recht, mich zu überheben! Wenn ich zurückblicke auf die letzten Monate, wenn ich derer gedenke, die mir die Nächsten im Leben sein sollten, die ich lieben, verehren müßte, um mich den wahrhaft Glücklichen beizählen zu dürfen; o, Hildegarde, vermögen Sie nachzufühlen, wie schwer ich dann leide? Wie erniedrigt, wie tief unter die niedrigst Geborenen ich mich herabgedrückt fühle? . . . Und doch preist die Menge mich glücklich, weil ein Zufall, das scheue Kind der Furcht und heimlicher Gewissensqualen, mir einen Besitz zugeworfen hat, an den aller Wahrscheinlichkeit nach viele Verwünschungen sich knüpfen! . . . Mich drängt es, Uebelthaten der Vergangenheit zu sühnen, altes Unrecht auszugleichen, diejenigen, die Grund haben dürften, denen zu fluchen, deren Sohn ich heiße, durch Handlungen,

welchen dereinst Segen entsprießen kann, die zürnenden Lippen zu schließen. Ob mein Vorsatz gelingen, ob mein Entschluß ausführbar sein wird, wer mag es wissen! Ein ernster Wille indeß vermag Großes, und wenn zwei Gleichdenkende sich zu edelm Thun innig, aus freiem Antriebe verbinden, dann sind sie meistentheils des Siegs gewiß . . . Wollen, können Sie sich zu solchem Zwecke mir verbinden, Hildegarde?"

Die Tochter Frei's verstand Adolar's mit warmem, seelenvollem Tone gesprochenen Worte. Sie war davon beglückt, aber unfähig, auch nur eine Silbe darauf zu erwidern. Einige Augenblicke wartete der Baron, daß Hildegarde ihm antworten solle. Dann riß er sie mit leidenschaftlicher Heftigkeit an sich und die Lippen beider begegneten sich in heißem Kusse.

„Hildegarde!" sprach jetzt eine tiefe Männerstimme. Mit glühendem Gesicht und freudig glänzenden Augen entrang die Gerufene sich den umschlingenden Armen Adolar's, aber nur, um ihn noch zärtlicher, hingebender zu umfassen.

Förster Frei war unbemerkt ins Zimmer getreten.

„Herr Baron!" sagte er stotternd.

„Mein lieber Förster Frei", fiel ihm Adolar ins

Wort, „verschließen Sie die Strafpredigt, die Sie mir zugedacht und die ich ohne Zweifel in reichem Maße verdient habe, vorläufig in Ihrem Herzen! Später will ich, wenn Sie es wünschen sollten, ohne zu athmen zuhören so lange, als es Ihnen Vergnügen macht mir vorzusprechen. Jetzt scheint es mir wichtiger zu sein, Ihnen eine Erklärung abzugeben über den Raub, den ich soeben hier begangen habe. Da ich auf frischer That ertappt worden bin, würde Leugnen mich nur lächerlich machen. Mein Raub wird jedoch keine bedenkliche Folgen haben, wollten Sie ihn nur großmüthig sanctioniren und mich dann ungestraft entlassen."

Adolar hatte sich dem verwirrt dastehenden Förster mit Hildegarde genähert.

„Vater Frei", fuhr er fort, „wir beide bitten um Ihren Segen! Wie gern Sie verzeihen, habe ich von Hildegarde erfahren. Das hat mir Muth gemacht, Sie noch einmal auf die Probe zu stellen ... Ihre Tochter ging von Ihnen als ein dem Vaterhause entfremdetes Kind, sie kehrte zu Ihnen zurück als ein von allen Schlacken und Flecken gereinigtes, zart und innig fühlendes Herz, und nun sehen Sie zwei Seelen vor sich, die nach vielem Suchen und Irren in dem gegenseitigen Besitz ihrer Herzen eine

Heimat gefunden haben, die sie entschlossen sind, gegen alle Angriffe und Stürme der Welt, gegen die Schläge des Unglücks, gegen die gefährlichern Verlockungen des Glücks standhaft zu vertheidigen."

Hildegarde stand gebeugten Hauptes vor dem Vater, ihren Arm aber schlang sie vertrauensvoll um den Nacken Adolar's, der die Geliebte feurig an seine Brust drückte.

Es vergingen noch einige Secunden, ehe Andreas seiner Ueberraschung und einer derselben sogleich folgenden tiefen Rührung Meister werden konnte. Dann hob er seine rauhen Hände, die grauen Augen richteten sich gen Himmel, und die Stirnen der Liebenden mit den Fingerspitzen berührend, sprach er halbleise:

„Seliger Geist, der du von mir schiedest, als ich dich in wahnsinniger Verblendung verließ, siehe jetzt herab auf diese in Liebe und Glück Vereinigten, verzeihe mir meine Schwäche, und führe den Segen zurück in dies Haus, das so lange dem Unsegen, dem Unfrieden, dem Unheil verfallen war!"

Diese Worte des Försters vernahm außer den Liebenden auch noch Kathrine. Sie war dem Bruder leise gefolgt, um Zeuge des heftigen Auftritts zu sein, der, wie sie voraussetzte, dem Eintritt des

Försters in das Wohnzimmer seiner Tochter unmittelbar folgen müsse. Des Bruders Bittrede aber, die einem tiefen Herzensbedürfniß entsprang, machte Kathrine erbleichen. Dennoch hatte sie nicht den Muth, die Glücklichen, denen sie sich in keiner Weise gewachsen sah, zu stören. Ebenso leise, wie sie dem Förster nachgegangen war, schlich sie wieder die Treppe hinunter, ging in die Küche und fing, fortwährend dumpf murmelnd, alle Fliegen, die sie entdecken konnte, um ihre hungerigen Spinnen damit zu füttern.

Als später Andreas seiner Schwester Adolar und Hildegarde als Verlobte vorstellte, warf sie verächtlich die Lippe auf und sagte, ihnen den Rücken zukehrend:

„Was sich neckt, das liebt sich, und was sich paart, das frißt sich. Wünsche beiderseits den besten Appetit, Klagen über allen Nachgeschmack aber verbitt' ich mir!"

Zwölftes Kapitel.

Das Ende.

Adolar übernahm es selbst, seiner Mutter Anzeige von dem Schritte zu machen, zu welchem ihn schon seit Wochen das Herz trieb. Vorher besprach er sich mit dem Abbé, um diesen zu sondiren und seine Ansichten in Bezug auf das Verfahren zu hören, das man bei der Reizbarkeit der Baronin wol einzuhalten habe. Abbé Kasimir rieth zu offenherziger Mittheilung, und gab als Grund für seine Ansicht an, die Kranke könne, überbrächte ihr eine Mittelsperson diese wichtige Nachricht, auf den Gedanken kommen, Adolar habe etwas gethan, das er ihr gegenüber selbst nicht zu rechtfertigen wage oder dessen er sich vor andern schäme.

Zur Ueberraschung des jungen Barons nahm aber Clotilde die Mittheilung von dem Geschehenen auf-



fallend ruhig hin. Sie zeigte sich weder erschrocken noch erfreut, selbst zu einer Bemerkung, aus welcher Adolar die Stimmung seiner Mutter hätte errathen können, ließ sie sich nicht bewegen. Nur eine einzige kurze Frage richtete sie an den Sohn, der ihrem Herzen völlig fremd geworden war. Diese faßte sich in die wenigen Worte zusammen:

„Wann gedenkst du deine Verlobung zu veröffentlichen?“

Adolar hatte mit Hildegarde und deren Vater bereits ausgemacht, daß dies am Allerheiligentage geschehen solle. Hildegarde erwählte mit Absicht diesen Tag, weil sich für sie Erinnerungen daran knüpften, die ihr zwar Schmerzen verursachten, aus denen sie aber doch im Hinblick auf das, was sie kämpfend, irrend, büßend errungen hatte, auch Trost und Freude schöpfen konnte. An diesem Tage gedachte der junge Standesherr auf seinem Stammschlosse den ihm und seiner Braut Zunächststehenden eine kleine Familienfête zu geben.

Die Baronin nahm auch diese Mittheilung des Sohnes gleichgültig hin, fuhr fort in ihrem Gebetbuche zu lesen, das sie nur selten aus der Hand legte, und erwiderte nicht einmal den Abschiedsgruß, mit welchem Adolar sich empfahl.

Kaum aber verlor sich der Widerhall der Schritte des Fortgehenden im Corridor, als Clotilde's Aeußere sich völlig verwandelte. Die mühsam zur Schau getragene Ruhe machte der größten Unruhe Platz, die ihr Inneres verzehrte. Sie mußte noch einmal die vergangenen Jahre durchleben, die ihrer Erinnerung so wenig wirklich erhebende Momente darboten. Zu diesen Momenten hatte sie bis zu dem Tage, wo Adolar ihr mit spöttischem Lächeln ankündigte, er werde dem Förster seine Tochter wieder zuführen, ihr mütterliches Verhältniß zu Hildegarde gezählt, von der sie glaubte, es könne keine Macht sie ihr jemals entreißen. Die spätern Ereignisse belehrten die Baronin freilich, daß sie ihrer Schlauheit zu viel zugetraut habe. Die Ankunft Joseph's am Ort, in dem Clotilde bald darauf den einzigen Sohn ihrer Schwester Veronika kennen lernte, löste für immer das freundschaftliche Verhältniß zwischen ihr und der Gräfin Diana von Serbillon. Die ehrgeizige, auf ihren Stand, der die Fehler und Sünden ihrer Vergangenheit völlig austilgen sollte, ungemein stolze Frau empfand diesen Schlag, der sie in einen finstern Abgrund zurückschleuderte, schmerzlicher als den Bruch mit ihrem Sohne, den die sich daran knüpfenden Enthüllungen zur Folge hatten. Sie wußte, daß

Hildegarde nunmehr für sie verloren sei. Auch dies Unabwendbare würde indeß Clotilde nach einiger Zeit wol verschmerzt haben, daß sie aber zugleich annehmen mußte, die Tochter ihrer Freundin Cornelie werde sie jetzt ebenso sehr verachten, wie sie ehedem mit vertrauender Liebe sich ihr angeschmiegt hatte, erhöhte die Pein ihres Daseins bis zur Unerträglichkeit.

Durch die schrecklichen Seelenleiden, die seitdem ihren Geist verdunkelten, war Clotilde allerdings gegen alles nach und nach abgestumpft worden. Selbst das blutige Ende des ungeliebten Bruders und dessen vermuthliche Anstifter konnten die matt gewordene Seele der Baronin nur auf kurze Zeit in galvanisches Zucken versetzen. Nach der Bestattung Geldern's und der kalten Trennung von dem verhaßten und gefürchteten Gatten sank sie in ihre frühere Stumpfheit zurück. Sie weinte, fastete, betete, im übrigen hörte sie von der Welt nichts und hatte auch nicht das Bedürfniß, sich um dieselbe oder nur um ihre nächste Umgebung zu kümmern.

Aus diesem Hindämmern, das nur ein Ergebniß der erschöpften Natur, nicht das Product geistiger Wiedergeburt war, schreckte die eitle Weltdame jetzt des Sohnes unerwartete Mittheilung auf.

Hildegarde, die sie keines Blickes, keines Wortes

mehr gewürdigt hatte, die sie offenbar verabscheute, sollte binnen wenigen Wochen ihre Schwiegertochter werden und im strahlenden Glanz jugendfrischer Anmuth als Gebieterin einziehen auf Schloß Kaltenstein! Der bloße Gedanke schon, daß sie Zeugin dieses Ereignisses sein müsse, erregte ihr Entsetzen. Sie fühlte, daß sie die Nähe dieses Mädchens, das von ihr abgefallen war, nie ertragen werde. Ihre Finger bogen sich wie Krallen zusammen, wenn sie der Lieblichkeit Hildegarde's gedachte, die sie ja von Jugend an bezaubert hatte, und mit wollüstiger Grausamkeit schnürte sie in Gedanken der glücklichen Braut den schneeigen Hals zu, bis das blühende Gesicht des Mädchens sich verzerrte, die Augen stier aus ihren Höhlen traten und eine entstellte, zuckende Leiche zu ihren Füßen lag.

Clotilde lachte so laut, daß sie erschrocken beide Hände auf den krampfhaft zuckenden, willenlos sich öffnenden Mund drückte. Sie wußte nicht, was sie thun wollte, aber sie mußte schweigen, ihre Gedanken vor jedermann geheim halten können, wenn sie überhaupt einen Entschluß fassen sollte, der sich ausführen ließ. Und es gelang der geistig Leidenden sich zu beherrschen. Auch Abbé Kasimir wurde von ihr getäuscht, als er mit seiner kränkelnden Cousine von



dem frohen Ereignisse sprach, dem man auf Kaltenstein freudig entgegengehe.

„Wohl, wohl, lieber Abbé“, sagte sie, die Hände des Priesters drückend, „die Liebe versöhnt alles und macht uns würdig, dereinst nach den überstandenen Leiden und Täuschungen auf Erden glückliche Bürger des Himmels zu werden!“

Adolar freute sich dieser ruhigen Ergebung seiner Mutter. Er sprach wiederholt dem Abbé seinen Dank aus für den wohlthuenden Einfluß, den sein fortwährender Verkehr mit der Baronin auf deren Gemüthszustand habe.

Mittlerweile wurden die nöthigen Anzeigen des frohen Ereignisses denjenigen Personen zugestellt, welche Adolar zuerst unterrichtet und zu seinem Verlobungsfeste eingeladen wissen wollte. An diesem wichtigen Tage durften unter den Gästen am wenigsten der Stiftssyndikus und Joseph am Ort fehlen. Die Einladung des letztern rief zwischen Adolar und Hildegarde ein Gespräch hervor, das anfangs zu mancherlei Abschweifungen und schließlich zu einer Einladung auch Doctor Armhalter's führte. Hildegarde kostete diese Unterhaltung mit ihrem Verlobten nicht wenig Thränen, eine auch nur leise Verstimmung des einen oder des andern war aber nicht

damit verbunden. Domdechant Warnkauf konnte ebenfalls nicht übergangen werden, doch stellte man es dem wohlwollenden Prälaten frei, ob er Zerline dem Verlobungsfeste ihres Cousins mit zuführen wolle, oder ob er es für schicklicher halte, daß die um den Vater Trauernde noch einige Zeit jeder geräuschvollen Lustbarkeit, die ohnehin nicht zu ihrem Herzen stimmen könne, fern bleiben wolle.

Von Joseph am Ort und dem Doctor Armhalter trafen sehr bald zusagende Antworten ein, der Domdechant dagegen entschuldigte sein Ausbleiben. Die kirchlichen Feierlichkeiten an dem bezeichneten Tage, auf welche das glückliche Brautpaar zu geringen Werth gelegt hatte, rechtfertigten Warnkauf's Ausbleiben vollkommen, und daß Zerline keine Neigung zeigte, die Zahl der Verlobungsgäste vermehren zu helfen, trug nur dazu bei, das junge Mädchen in Adolar's wie Hildegarde's Achtung steigen zu machen.

Glänzende Vorbereitungen wurden weder auf Schloß Kaltenstein noch im Forsthause getroffen. Man begnügte sich mit Bekränzung der Thorwege und des Schloßportals, wobei jedoch Kathrine diesmal nicht persönlich mit Hand anlegte. Ueberhaupt hielt sich die Tante sehr zurückgezogen, blieb still und sah finster drein. Das Glück der Nichte war nicht

nach ihrem Herzen, da es ja doch dem für sie unheimlichen Schloß Kaltenstein entstammte.

Ohne weitere Störung kam der Allerheiligentag heran. Schon am Morgen trafen die geladenen Gäste auf Kaltenstein ein, das außer dem geschmackvoll bekränzten Aufgang zum Schlosse und der sehr freundlich decorirten Trinkhalle, dem weitesten Gemache im ganzen Schlosse, keine weitern Verzierungen zeigte.

Die Baronin hatte schon früh große Toilette gemacht. Sie blieb still und freundlich, bis sie den Einzug der Braut im Schloßhofe durch das Jubeln der Unterthanen von Kaltenstein erfuhr, deren sich sehr viele vor dem Schlosse in Festtagskleidern eingefunden hatten. Bei diesem Jubelrufe sah man sie erzittern und erbleichen.

„Mir ist nicht wohl, Abbé", sprach sie zu Kasimir, der bei ihr verweilte, um sie der jungen Braut zuzuführen. „Ich kann Hildegarde Frei nicht sehen! . . . Der Schlag würde mich rühren! . . ."

Abbé Kasimir suchte die Aufgeregte zu beruhigen und bemühte sich, ihr das fröhliche Ereigniß als eine Fügung des Himmels darzustellen, für die alle gleichmäßig der Vorsehung dankbar sein müßten.

Clotilde gab dies zu, ward auch wieder ruhig, nahm aber dem Abbé das Versprechen ab, man solle

nicht weiter in sie dringen, sondern sich ihr selbst überlassen.

„Sobald ich mich stark genug fühle, werde ich das Brautpaar davon in Kenntniß setzen lassen", fügte sie hinzu und entließ den ebenfalls nicht wenig erregten Priester.

Inzwischen begrüßten die nach und nach eintreffenden Gäste die Verlobten, während Vorkehrungen zu einem frohen Mahle getroffen wurden, dessen Arrangement Kathrine übernommen hatte. Obwol ungern und äußerst unfreundlich, begleitete sie doch ihre Nichte aufs Schloß. Ihre Gegenwart war aber niemand angenehm. Die unnahbare Härte der Blatternnarbigen, die in ihrem bunten Festtagsschmucke auf alle den unheimlichsten Eindruck machte, ließ kein lautes Zeichen der Freude aufkommen. Man konnte die große, hagere Person mit den stechenden, tiefliegenden Augen, und dem zerrissenen, faltigen Gesicht für das verkörperte Fatum halten, wenn sie schweigsam und steif mit gewaltigen Schritten die weiten, festlich decorirten Räume durchwandelte.

Joseph am Ort, der in aufmerksamster Weise für ein ausgewähltes Musikcorps gesorgt hatte, das zugleich mit ihm auf Kaltenstein eintraf, hielt sich meistentheils zu dem Stiftssyndikus, an dessen ge-



rötheten Augenlidern sich schon jene verrätherischen Perlen zeigten, die ihm stets entquollen, wenn er im Geiste schlanke entkorkte Weinflaschen mit vielversprechenden Etiketten auf schöngedeckten Tafeln überblickte.

Schon brannten die Lichter in der Trinkhalle, die Musiker stimmten ihre Instrumente und Andreas forderte den Abbé auf, einen letzten Versuch zu machen, indem er ihn bat, man möge der Frau Baronin anzeigen, daß die Gesellschaft sehnsuchtsvoll ihres Erscheinens harre.

Abbé Kasimir flüsterte eine kurze Weile mit Adolar und richtete auch an Hildegarde einige Fragen. Diese hob flehend ihre Hände zu dem neuen Cousin auf, worauf dieser sich entfernte.

Es verging eine bange Viertelstunde, in der man kaum einen andern Laut vernahm als den festen Tritt der unablässig das Gemach durchschreitenden finster blickenden Kathrine.

Endlich trat Abbé Kasimir wieder zu den Harrenden. Er war bleich und seine Stimme zitterte, als er mit gefalteten Händen die Worte sprach:

„Sie hat vollendet und steht vor ihrem Richter!"

Bald war das Schreckliche bekannt. Clotilde hatte ihre Zofe fortgeschickt, um, was sie oft that, allein

zu bleiben. Sicher, von keinem Späher belauscht zu werden, mußte sie dann die Treppe geräuschlos hinabgeglitten sein. Darauf hatte sie sich nach dem Park gewandt. Am Schlosse der geöffneten Pforte hing ein abgerissenes Stück ihres seidenen Gewandes. Die im weichen, frischgefallenen Schnee zurückgelassenen Fußtapfen führten zu dem wunderlich geformten Tempel. Hier mußte die Unglückliche niedergekniet sein und mit der Stirn den Boden berührt haben. Später war sie zum offenen Weiher gegangen, im Laufschritt, wie es schien. Dicht am Rande des Wassers war der Schnee und das dürre Gras zerwühlt, als sei es mit Fäusten zerschlagen. Hier hatte sich Clotilde ins Wasser gestürzt. Ihre Leiche trieb, von mattem Mondschein wie in ein silbernes Netz gehüllt, auf den leichtbewegten Wellen. Abbé Kasimir vermuthete, das furchtbare Gesicht, von dem sie so oft gequält worden war und das ihr die klagende Gestalt ihrer Mutter zeigte, möge sie verlockt und in den Tod gestürzt haben. —

Unter dem erschütternden Eindruck dieses traurigen Ereignisses verzichtete man auf die Feier der Verlobung. Hildegarde erschien untröstlich und weilte bis tief in die Nacht hinein an der Leiche der Baronin. Sie betete leise und vergoß viele Thränen.

Auch Kathrine faßte Posto an der Seite der Ertrunkenen und zwar ihrer Nichte gerade gegenüber, es sah aber niemand ihr Auge feucht werden. Gegen Mitternacht erst folgte sie dem Rufe ihres Bruders, noch einmal einen kalten Blick unendlicher Verachtung auf die Todte werfend.

Nach einigen Tagen ward die Baronin beerdigt. Man senkte sie an der Seite des ihr im Tode vorangegangenen Bruders ein. Das Leben hatte die irrenden Geschwister getrennt, der Tod vereinigte sie wieder.

Bald darauf meldete ein Brief Doctor Armhalter's dem Stiftssyndikus, daß man die Leiche Nicanor's im Winkel in einer tiefen Waldschlucht entdeckt habe. Der Zustand derselben ließ vermuthen, daß der von seinem Vetter Zacharias zuerst Vermißte schon vor einiger Zeit seinen Tod gefunden habe. Er war offenbar ausgeglitten und in die Tiefe gestürzt. Man fand ihn mit gebrochenem Genick. In der Tasche seines grünen Jagdrocks trug er ein abgefeuertes Pistol.

Von dem Baron blieben geraume Zeit alle Nachrichten aus. Endlich meldete ein sehr kurz gefaßtes Billet an den Stiftssyndikus, daß er sich nach England begeben werde. Der dienstfertige Liebner ant-

wortete umgehend, theilte ihm das inzwischen Vorgefallene mit und versprach, seine Angelegenheiten stets pünktlich zu besorgen. Der Baron hat dieses Schreiben des Juristen niemals beantwortet.

Die Verlobung Hildegarde's mit Adolar verzögerte sich bis zum nächsten Frühjahr. Adolar mußte seiner Braut dieses Opfer bringen, damit sie Zeit gewinne, die Eindrücke zu überwältigen, die sie aufs tiefste ergriffen hatten.

Abbé Kasimir verließ schon zu Anfang des nächsten Jahres Kaltenstein, um zuerst nach Hammerburg zurückzukehren, wo er noch einige Monate verweilte. Später begab er sich nach Polen, wohin Joseph am Ort ihn begleitete. Der alte Wertschinsky war gestorben und hatte den noch lebenden Nachkommen der Kinder Xaver's von Ludomirsky zu seinem Erben ernannt.

Zerline blieb auf der Dechanei. An dem Tage, wo Hildegarde mit Adolar vor den Altar trat, geleitete der Domdechant seine geistige Pflegebefohlene ins Stift des Klosters. Sie wollte erproben, ob ihr ein Aufenthalt in diesem, der sich zum Noviziat umgestalten konnte, besser gefallen werde als die Rückkehr in das bewegte Leben der Welt.

Kathrine Frei betrat Schloß Kaltenstein nie wieder. Sie blieb die strenge, eifersüchtige Wächterin der Ordnung im Forsthause, fügte sich in manchen Dingen den Wünschen ihres Bruders, ward aber von Tage zu Tage immer barscher und unzugänglicher. Wenn Hildegarde ihren Vater besuchte, stieg sie entweder in den Keller hinab oder sie verschloß sich in der Küche, wo sie sich mit ihren Spinnen spielend die Zeit vertrieb.

An heitern Abenden pflegte Kathrine auf hartem Schemel vor der Hausthür zu sitzen, bis die Sonne hinter dem Saume des Gebirges versank. Wer sie nicht kannte, der konnte die völlig Regungslose, immer kalt vor sich Hinstarrende für geisteskrank halten. Das war sie jedoch nicht, wohl aber litt ihr Herz mehr, als ihre Umgebung ahnte. Eines Abends ging Kathrine Frei zugleich mit der Sonne zur ewigen Ruhe. Als Andreas etwas später aus dem Forste zurückkehrte, fand er die Schwester als Leiche vor der Thür sitzen. Die schon erkaltete Hand derselben hielt den Hausschlüssel fest umklammert.

Kathrine hatte ein Testament gemacht und in diesem ihre Garderobe, ihren alten, aber werthvollen Schmuck und ihr kleines Vermögen, das sie nach Kräften durch Sparsamkeit zu vergrößern suchte, ihrer

„einzig lieben Nichte Hildegarde" und deren Kindern vermacht.

„Wir konnten uns nicht verstehen im Leben", hatte die Erblasserin mit großen, dicken Buchstaben unter das Testament geschrieben, „ich hoffe aber, im Jenseits, wo sich ja Juden, Heiden und Türken miteinander vertragen, wird es schon besser gehen."

Hildegarde ließ ihrer Tante einen Leichenstein setzen und diesem die Worte eingraben:

„Vergib uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern!"



Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.







